This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA
Vet. Pet
~~Vet. Ger. Per. 10~~

THALIA

WIEN 1853.

THALIA.

Taschenbuch
für
1853.

Herausgegeben
von
Dr. Joh. Nep. Vogl.

Vierzigster Jahrgang.

Mit sechs Stahlstichen.

Wien.
In Commission bei Jacob Dirnböck.

Zum Beſten der Witwe des Schauſpielers

Ziegelhauſer.

Ihrer Königlichen Majestät

der

Durchlauchtigsten Frau

JOSEPHINE,

Königin von Schweden und Norwegen, Herzogin von Leuchtenberg,

ꝛc. ꝛc.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet.

Widmung.

Es blühte ein Blümchen im Walde,
Man wußte nicht, daß es beſtand,
Denn einſam in grünender Halde
Dort ſtand es im ſchlichten Gewand;

Es zogen viel Damen und Ritter
Vorüber Wald aus und Wald ein,
Doch blieb unterm Gräſer-Gegitter
Das Blümchen ſtets einſam, allein:

Es pflegt zu verachten die Menge
Was ſchmucklos kein Auge beſticht —
Der wahre Werth haßt das Gepränge,
Er leuchtet — doch blendet er nicht!

Da kömmt durch die blumigen Auen
Der Edlen goldſtrotzende Schaar,
Voran eilt die Schönſte der Frauen
Die Krone im lockigen Haar,

Ihr Weſen hat Hoheit umfloſſen,
Und Milde bringt Allen Ihr Blick,
Der Hand iſt nur Segen entſproſſen,
Die Bruſt ſinnt nur Freude und Glück!

Kaum hat Sie das Blümchen geſehen,
So pflückt Sie's mit Freude und Luſt,
Sie weiß ſtillen Reiz zu verſtehen
Und ſteckt's an die fühlende Bruſt.

Die Ritter beneiden, verklären,
Was jüngſt noch verwaiſt vom Geſchick —
Seit's Blümchen zur höchſten der Ehren
Erhoben der Königin Blick!

Dies Buch ſcheint dem Blümchen zu gleichen,
Wie dies nur beſcheiden und ſchlicht:
Für das, wie ein leuchtendes Zeichen,
Verklärend Dein Name nur ſpricht.

Friedrich Steinebach.

Vor dem Bilde Ihrer Majeſtät

JOSEPHINE,

Königin von Schweden und Norwegen.

Auf tauſend Heldengräbern ſteht Dein Thron,
Und Berge, dunkle Wälder künden Dir
Von Ruhmesthaten einer Kempenzeit,
Wo Tugend war des Nordens ſchönſte Zier.

Ob auch der Sturm in ſchwarzen Föhren rauſcht,
Die Woge donnernd an die Ufer ſchlägt,
Sie übertönen nimmer Braga's Lied,
Das ein Jahrhundert zu den and'ren trägt.

Und hüllt die Nacht in ihren Trauerflor
Der Städte Kuppel, See'n und Felſenhöhn,
Dann hörſt Du Töne durch die Lüfte ziehn,
Als ob durch tauſend Harfen brauſt der Föhn.

In *eine* Rieſenharfe greift das Volk,
Zu ihren Melodie'n tönt *ein* Geſang,
Von Treue, Liebe zu der Königin,
Wie er in grauen Zeiten einſt erklang.

VIII

Gewitter ſtürmen über Thäler hin,
Und Stürme peitſchen wild die träge See,
Der Helden Geiſterſchaar verläßt das Grab,
Und ihrer Roſſe Huf durchwühlt den Schnee.

Die Zaubertöne rufen Sie herauf,
Sie ſchlagen Schild an Schild, und Schwert an Schwert,
Sie preiſen Dich, weil Du die Enkel liebſt,
Und dieſe Mutterliebe ſelbſt Dich ehrt.

Karl Oberleitner.

MARIA NICOLAJEWNA

Herzogin von Leuchtenberg, Großfürstin von Rußland.

Vor dem Bilde Ihrer Kaiſerlichen Hoheit

MARIA NICOLAJEWNA,

Herzogin von Leuchtenberg, Großfürſtin von Rußland.

Die Bruſt geſchmückt mit ihrem Blumenorden,
Zu huldigen dem Hohen und dem Schönen,
Es kund zu thun in Bildern und in Tönen —
Den Künſten iſt das ſüße Recht geworden

Und wie Muſik in innigen Accorden,
So möchten Maler und Poet es krönen! —
Vernimm es freundlich von des Südens Söhnen,
Du Tochter der Cäſaren, fern im Norden!

Wir grüßen, hohe Fürſtin, Dich im Bilde,
Darbringend unſ're reinſten Huldigungen
Dem Geiſt, der Frauenanmuth und der Milde.

Und wenn der Kunſt ihr Streben nicht gelungen,
So wird uns der Gedanke mild vergeben:
Hoch über allem Bilde ſteht das Leben!

Karl Adam Kaltenbrunner.

Die Himmelspförtnerin.

Die Himmelspförtnerin.

Zur Ballade

von

Dr. Joh. Nep. Vogl.

Marion.

Zur Novelle:

Ein verſchwendetes Leben.

Von

Friedrich Steinebach.

Marion.

Naturfriede *)

Siehſt du mich auf jenes Berges
Stiller Warte, wie ich breite
Meine Arme, ſehnſuchtglühend,
In die zauberhafte Weite?

Nein! du wanderſt tief im Thale,
Kannſt mich droben nicht gewahren,
Kannſt nicht ahnen, welche Geiſter
Mich, beſchwingend, da umſchaaren;

Kannſt nicht ahnen, wie erhoben
Ich mit Kraft die Seele tränke,
Da in klaren Stromesſpiegel
Ich die durſt'gen Blicke ſenke,

Da ich ſie hinüberſende
Nach der Heimat Nebelferne
Und empfinde: Erſt die Höhe,
Erſt die Ferne — macht die Sterne!

*) Zur Landſchaft gemalt von Schiffer, geſtochen von Zaſtiera in Wien.

Aus dem Waldesdunkel drüben
Weht herauf ein duftig Ahnen,
Und es will wie süße Botschaft
Mich der Hütte Rauch gemahnen.

Weisend nach dem niedern Dache,
Halbversteckt im Buchenlaube,
Will's mich mahnen, daß ich wieder
An ein Glück, an Liebe glaube.

Und dies Herz, so groß, so feurig,
Es vermag dann nicht zu fassen,
Daß es unten im Gewühle
Schlagen müsse fremd, verlassen;

Daß das Friedensbild hier oben
Täuschen könne, und die Ferne
Und die Höhe nur dem Auge
Lächeln lasse — Trostessterne.

Wilh. v. Metzerich.

Gemahlt v. Schiffer 1840
Rahlstich v. Zastara in Wien

Ahnen-Saal. *)

I.

Eugen, Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt, der Vater Ihrer Majestät der Königin von Schweden und Norwegen, war einer der hervorragendsten Helden zur Zeit des französischen Kaiserreiches, welches seine Verdienste um Frankreich sogar mit der Würde eines Vicekönigs von Italien belohnte. Schon an seiner Wiege hatten sich die Anmuth mit der ritterlichen Tugend gepaart, denn sein Vater war der berühmte Vicomte von Beauharnais und seine Mutter war jene geniale Josefine Tascher de la Pagerie, die nachherige Kaiserin der Franzosen, welche den hoffnungsvollen Eugen am 3. September 1781 gebar. Die frühe Entwicklung des Geistes, vor allem die muthige Entschlossenheit des Knaben ließen Eugen schon in seinem zwölften Jahre seinem Vater an den Rhein zur Armee folgen, wo er Zeuge der kühnen Waffenthaten war Nach dem unglücklichen Ende des Vaters diente der tapfere Eugen unter dem General Hoche, sah seine bezaubernde Mutter an der Hand Bonaparte's den französischen Thron besteigen und seine hierauf folgenden Thaten in den Feldzügen in Italien und bei der Expedition in Egypten ließen ihn rasch zu den höchsten Ehren emporsteigen, so daß er im Jahre 1805 zum französischen Prinzen

*) Fortsetzung der historischen Skizzen in den Jahrgängen 1851 und 1852.

und Vicekönig von Italien ernannt wurde. Dasselbe Jahr gab ihm aber in dem österreichischen Feldzuge neue Gelegenheit, seinen Heldenmuth zu erproben, so daß er sich die Achtung des französischen Heeres vor allen Andern erwarb, und sein Vorbild und Kaiser vermälte ihn am 14. Jänner 1806 mit der Prinzessin Auguste von Baiern, ernannte ihn zum Prinzen von Venedig und adoptirte ihn als Sohn und Erben des Königreichs Italien, wo er sich die allgemeine Zuneigung Italiens durch seine tiefe Einsicht und Mäßigung errang. War er gleich hierauf in dem Feldzuge 1809, wo er dem Erzherzoge Johann von Oesterreich gegenüberstand, nicht so glücklich wie sonst, so beweiset doch der Lorbeer, den er bei Raab errang, seine Tapferkeit, sowie der Tag von Wagram seine militärischen Talente neu bewährte. Für diese unausgesetzten aufopfernden Unternehmungen erwartete ihn aber ein tiefkränkendes Ereigniß daheim, denn Napoleon bewirkte die Scheidung von seiner Mutter, bei welcher Gelegenheit er sich trotz dem ungeheuchelten Schmerz mit Würde benahm. Im russischen Feldzuge vom Jahre 1812 befehligte er das dritte Armeecorps. Trotz allen Leiden und Stürmen feuerte er seine Mannschaft durch heldenmüthige Ausdauer zu Wundern der Entschlossenheit an, und flocht bei Ostrowno und Mohilew, sowie in der Schlacht an der Moskwa neue Kränze des Ruhmes um seine Stirne. Napoleon selbst dankte ihm und dem tüchtigen Kämpfer Ney die Erhaltung der Trümmer des Heeres; ja er übernahm nach Napoleon's und Murat's Abgange den Oberbefehl und zeigte in der herzerschütternden Lage kriegerische Geschicklichkeit und Festigkeit des Charakters. Doch seine Heldenbahn sollte neuerdings glücklich beginnen und zwar am zweiten Mai 1813, wo er in der Schlacht bei Lützen durch seine genialen Manövers den rechten feindlichen Flügel umging und den Sieg des Tages errang, der den Rückzug der Verbündeten erzwang. Nach dem Sturze seines Idols Napoleon schloß er am 23. April 1814 mit dem

Grafen Bellegarde eine Convention, nach welcher Oesterreich Mantua und die Lombardei überliefert wurde. Vergebens boten ihm die verbündeten Mächte auch jetzt das Herzogthum Genua an, denn er schrieb dem Kaiser Alexander, treu seinem verbannten Kaiser: »Möge mein Degen in der Hand zerbrechen, wenn ich je Napoleon oder Frankreich verrathe!« Auch zu Paris nahm er die Marschallswürde nicht an, durch die die neue Regierung ihn zu gewinnen hoffte, und die Bewunderung für seine unbefleckte Ehre, wie für seinen militärischen Ruhm war ihm von Mit- und Nachwelt gesichert. Der Rest seines Lebens war in friedlicheren Kreisen dem Glücke des Landes und seiner Umgebung geweiht, so daß der 21. Februar 1824, an welchem er starb, für Frankreich ein Tag der Trauer bleibt.

II.

Karl XIV. Johann, hieß eigentlich Jean B. Bernadotte, war der Sohn eines Rechtsgelehrten und zu Pau am 26. Jänner 1764 geboren. Er trat 1780 als Volontär ins Heer und kam hierauf nach Corsica, wo er zwei Jahre als Grenadier diente. Mit Begeisterung trat er in die Reihen der Vertheidiger des Vaterlandes, sein Genie hob ihn von Stufe zu Stufe und unter Custine focht er als Obrist und Chef einer Halbbrigade; sein Ruhm war schon bei Speier und Mainz begründet. Als Divisionsgeneral errang er neue Lorbeern 1795, wo er den Rheinübergang der Franzosen bei Neuwied beförderte, so wie die Siege an der Lahn, die Blokade von Mainz, das Treffen von Neuhoff, der Uebergang über die Rednitz, die Einnahme von Altdorf, die Eroberung von Neumark und Gradiska und die über Kray erfochtenen Vortheile, eben so viele Blüthen des Kranzes wurden, den ihm sein seltenes Feldherrntalent errang. Er ward eben so beliebt als geehrt, so daß ihm Bonaparte nach dem Frieden von

Campo Formio die Hälfte der Truppen entzog, indem er diesem Gestirne mißtrauen zu müssen glaubte. Gekränkt hierüber verlangte Bernadotte vom Directorium den Abschied, welches ihn zum Gesandten am Wiener Hofe ernannte. Ein, durch Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne über dem Gesandtschaftshotel veranlaßter Tumult bewog ihn indeß, diese Stadt wieder zu verlassen. Er begab sich hierauf nach Rastadt und dann nach Paris. Am 16. August 1798 vermälte er sich mit Eugenie Bernhardine Desirée, der Schwester der Gemalin Josef Bonaparte's. Im Feldzuge von 1799 glänzte er unter Jourdan und wurde, als die Fortschritte der Verbündeten in Italien außerordentliche Maßregeln nothwendig machten, ins Kriegsministerium berufen. Auch hier glänzte sein Genie, aber nach 3 Monaten ward er von Sieyes von dem in der drohendsten Zeit mit staunenswerther Umsicht verwalteten Posten hinterlistig verdrängt, worauf er sich tief im Innersten verletzt in die Einsamkeit zurückzog. Doch es war keine Zeit zur Muße für Männer seines Gleichen. Der 18. Brumaire rieth es dem N. Bonaparte, ihn in den Staatsrath zu rufen, von wo er erst 1800 schied, um den durch einige Chouanschefs in der Vendée erregten Aufruhr durch seine Maßregeln voll Menschlichkeit im Entstehen zu ersticken. Das Jahr 1804 brachte ihm den verdienten Marschallstab und die große Decoration der Ehrenlegion. In der Schlacht bei Austerlitz bildete sein Corps den Mittelpunct und sprengte das Centrum der russischen Armee. Am 5. Juni 1806 erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Pontecorvo. Im Kriege gegen Preußen führte er das erste Armeecorps, verfolgte den General Blücher bis Lübeck und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige französische Anführer, der das traurige Schicksal dieser Stadt ernstlich zu mildern bemüht war. Auch gegen die auf der Trave gefangenen 1500 Schweden benahm er sich sehr theilnehmend, was man in Schweden nach Verdienst zu würdigen wußte. Hierauf zog er nach Polen und

Altpreußen und lieferte am 25. Jänner 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen. Nicht minder geistvoll löste Bernadotte seine spätern Aufträge in Dänemark, bei Wagram und auf Walcheren, bis ihm Napoleon zu mißtrauen begann und ihn auf sein Fürstenthum verwies. Doch hatte Frankreich seinem Genie keinen bessern Dank zu geben, so bot ihm Schweden einen Königsthron. König Karl XIII. hatte den berühmten Fürsten von Pontecorvo am 18. August 1810 den Ständen zum Thronfolger vorgeschlagen und am 5. November adoptirte er ihn. Bernadotte nahm den Namen Karl Johann an und leistete vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Schon als Karl XIII. noch lebte, leitete Karl Johann die Regierung zum Segen Schwedens und als er am 5. Februar 1818 den Thron bestieg, that er Alles, was seine Kraft vermochte, um das Vertrauen und die Liebe seines Volkes zu fesseln. Seiner eben so glücklichen, als beglückenden Regierung über Schweden setzte der Tod in seinem 80. Jahre am 8. März 1844 ein Ende, welches das ganze Land tief betrauern mußte. Ihm folgte in der Regierung sein einziger Sohn Oskar, der gegenwärtig regierende König von Schweden und Norwegen, welcher seit 1844 den Thron bestiegen hat, um das segensreiche, von seinem unsterblichen Vater begonnene Werk der Beglückung seiner Völker im liberalen Sinne zu vollenden.

Grafen Bellegarde eine Convention, nach welcher Oesterreich Mantua und die Lombardei überliefert wurde. Vergebens boten ihm die verbündeten Mächte auch jetzt das Herzogthum Genua an, denn er schrieb dem Kaiser Alexander, treu seinem verbannten Kaiser: „Möge mein Degen in der Hand zerbrechen, wenn ich je Napoleon oder Frankreich verrathe!“ Auch zu Paris nahm er die Marschallswürde nicht an, durch die die neue Regierung ihn zu gewinnen hoffte, und die Bewunderung für seine unbefleckte Ehre, wie für seinen militärischen Ruhm war ihm von Mit- und Nachwelt gesichert. Der Rest seines Lebens war in friedlicheren Kreisen dem Glücke des Landes und seiner Umgebung geweiht, so daß der 21. Februar 1824, an welchem er starb, für Frankreich ein Tag der Trauer bleibt.

II.

Karl XIV. Johann, hieß eigentlich Jean B. Bernadotte, war der Sohn eines Rechtsgelehrten und zu Pau am 26. Jänner 1764 geboren. Er trat 1780 als Volontär ins Heer und kam hierauf nach Corsica, wo er zwei Jahre als Grenadier diente. Mit Begeisterung trat er in die Reihen der Vertheidiger des Vaterlandes, sein Genie hob ihn von Stufe zu Stufe und unter Custine focht er als Obrist und Chef einer Halbbrigade; sein Ruhm war schon bei Speier und Mainz begründet. Als Divisionsgeneral errang er neue Lorbeern 1795, wo er den Rheinübergang der Franzosen bei Neuwied beförderte, so wie die Siege an der Lahn, die Blokade von Mainz, das Treffen von Neuhoff, der Uebergang über die Rednitz, die Einnahme von Altdorf, die Eroberung von Neumark und Gradiska und die über Kray erfochtenen Vortheile, eben so viele Blüthen des Kranzes wurden, den ihm sein seltenes Feldherrntalent errang. Er ward eben so beliebt als geehrt, so daß ihm Bonaparte nach dem Frieden von

Campo Formio die Hälfte der Truppen entzog, indem er diesem Gestirne mißtrauen zu müssen glaubte. Gekränkt hierüber verlangte Bernadotte vom Directorium den Abschied, welches ihn zum Gesandten am Wiener Hofe ernannte. Ein, durch Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne über dem Gesandtschaftshotel veranlaßter Tumult bewog ihn indeß, diese Stadt wieder zu verlassen. Er begab sich hierauf nach Rastadt und dann nach Paris. Am 16. August 1798 vermälte er sich mit Eugenie Bernhardine Desirée, der Schwester der Gemalin Josef Bonaparte's. Im Feldzuge von 1799 glänzte er unter Jourdan und wurde, als die Fortschritte der Verbündeten in Italien außerordentliche Maßregeln nothwendig machten, ins Kriegsministerium berufen. Auch hier glänzte sein Genie, aber nach 3 Monaten ward er von Sieyes von dem in der drohendsten Zeit mit staunenswerther Umsicht verwalteten Posten hinterlistig verdrängt, worauf er sich tief im Innersten verletzt in die Einsamkeit zurückzog. Doch es war keine Zeit zur Muße für Männer seines Gleichen. Der 18. Brumaire rieth es dem N. Bonaparte, ihn in den Staatsrath zu rufen, von wo er erst 1800 schied, um den durch einige Chouanschefs in der Vendée erregten Aufruhr durch seine Maßregeln voll Menschlichkeit im Entstehen zu ersticken. Das Jahr 1804 brachte ihm den verdienten Marschallstab und die große Decoration der Ehrenlegion. In der Schlacht bei Austerlitz bildete sein Corps den Mittelpunct und sprengte das Centrum der russischen Armee. Am 5. Juni 1806 erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Pontecorvo. Im Kriege gegen Preußen führte er das erste Armeecorps, verfolgte den General Blücher bis Lübeck und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige französische Anführer, der das traurige Schicksal dieser Stadt ernstlich zu mildern bemüht war. Auch gegen die auf der Trave gefangenen 1500 Schweden benahm er sich sehr theilnehmend, was man in Schweden nach Verdienst zu würdigen wußte. Hierauf zog er nach Polen und

Altpreußen und lieferte am 25. Jänner 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen. Nicht minder geistvoll löste Bernadotte seine spätern Aufträge in Dänemark, bei Wagram und auf Walcheren, bis ihm Napoleon zu mißtrauen begann und ihn auf sein Fürstenthum verwies. Doch hatte Frankreich seinem Genie keinen bessern Dank zu geben, so bot ihm Schweden einen Königsthron. König Karl XIII. hatte den berühmten Fürsten von Pontecorvo am 18. August 1810 den Ständen zum Thronfolger vorgeschlagen und am 5. November adoptirte er ihn. Bernadotte nahm den Namen Karl Johann an und leistete vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Schon als Karl XIII. noch lebte, leitete Karl Johann die Regierung zum Segen Schwedens und als er am 5. Februar 1818 den Thron bestieg, that er Alles, was seine Kraft vermochte, um das Vertrauen und die Liebe seines Volkes zu fesseln. Seiner eben so glücklichen, als beglückenden Regierung über Schweden setzte der Tod in seinem 80. Jahre am 8. März 1844 ein Ende, welches das ganze Land tief betrauern mußte. Ihm folgte in der Regierung sein einziger Sohn Oskar, der gegenwärtig regierende König von Schweden und Norwegen, welcher seit 1844 den Thron bestiegen hat, um das segensreiche, von seinem unsterblichen Vater begonnene Werk der Beglückung seiner Völker im liberalen Sinne zu vollenden.

Ein verschwendetes Leben.

Novelle

von

Friedrich Steinebach.

Motto: Trotz Freundeswort und Mitgefühlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.
Lenau.

I.

Man toupirte, nesselte und frisirte in Wien ohne Ende, die munterſten, lebensfrohen Geſichter belebten die Straßen, während in jedem Haushalt ein geſchäftiges Treiben und raſtloſe Regſamkeit herrſchte — denn die Marquiſe wie die Griſette, vom Marſchall bis zum beſcheidenen Studioſus, wollte ſich jedermann gütlich thun nach dem Stande ſeiner Finanzen.

Der Carneval des Jahres 1790 hatte begonnen und die Luſtbarkeit war ſo allgemein, daß es ſchien, man wolle

sich für die vorhergegangenen Tage des Ernstes und der Trauer entschädigen *), ohne im geringsten den nahen Schmerz zu ahnen, der selbst die lachendste Miene umflorte **).

Doch diese allgemeine Freude vermochte nicht den Schmerz des Einzelnen zu lindern, die allgemeine Lustbarkeit hinderte es nicht im geringsten, daß ein Paar Augen und noch dazu recht gute, liebliche Augen, von Thränen überflossen, und daß zwei Herzen bang und schmerzlich schlugen. Denn das Getöse der Welt vermag den Kummer zu übertäuben, zum Schweigen bringen kann es ihn nicht. Der Wurm nagt im Stillen, aber um so emsiger fort!

Am untern Werd in der Venediger-Au (heut zu Tage »Jägerzeile« genannt, weil sie einst von Jägern und Fischern bewohnt war) stand auf der rechten Seite gegen den Prater, an der Stelle, wo jetzt ein palastähnliches Gebäude seine stolzen Fronten erhebt, eine kleine unscheinliche Hütte. Ein Rest aus längst vergangenen Zeiten. — Dereinst vom Fischer Sieghart bewohnt, war sie nach dessen frühem Ende das Eigenthum der Witwe geworden; und obgleich sie klein und ärmlich schien, so war sie doch so rein und wohnlich erhalten, daß so manches Auge mit neidischem Wohlbehagen auf ihrem Eigenthum weilte, außer dem sie in der lieben, weiten Welt nichts besaß als ihre Tochter, Anna genannt. Doch welcher Reichthum unermeßbarer Größe liegt für ein Mutterherz eben hierin, und somit war Frau Sieghard

---

*) Ich erinnere hier an die, auf den unglücklichen Krieg gegen die Pforte gefolgten Unruhen in den Erbstaaten. Der Verf.

**) Der große Kaiser Joseph II. starb am 20. Februar 1790. Der Verf.

auch seelenvergnügt, daß ihr kein Erdenlos, im Vergleich mit ihrer Habe, beneidenswerth schien.

Eben dieser Anna gehörten an jenem Tage die weinenden Augen und das beängstigte Herz. Dieses Mädchen in dem bescheidenen cattunenen Kleide, das sich oben am Halse schloß, und dennoch ihre Reize in ein vortheilhafteres Licht stellte, als unser modisches Entpuppungssystem, mit der Schürze von Linnen, dem glattgestrichenen Haar, dieses Mädchen voll unnennbarem Reiz der schlichten, schmucklosen Tugend, stand an der Schwelle des bezeichneten Häuschens. Die untergehende Sonne erhöhte die Röthe ihrer gutmüthigen Züge, und brach sich mit tausend Farben in den Thränen, die über ihre Wangen flossen. Sie sagte wohl schon ein dutzend Mal dem jungen Wandersmann: »Lebe wohl!« der vor ihr stand, ihre Hand in der seinen hielt, und mit wahrem Heldenmuth das Wasser zurückdrängte, das seine Blicke zu umschleiern drohte; obwohl bisweilen der Ermel seines Zwilchrockes etwas aus den Augen wischte, was nur er allein für keine Thräne erkennen wollte, indem er eine lustige Miene, so gut es ging, anzunehmen versuchte.

Selbst trostlos, gab derselbe sich die fruchtlose Mühe, Anna zu trösten, drückte innig des Mädchens Hand und sprach: »Laß' es gut sein! Wir sehen uns ja bald, recht bald wieder!« Er bat die alte Mutter um ihren Segen, zog die Mütze und — schied. — Oft noch blickte er, sein Taschentuch schwenkend, nach jenem Häuschen zurück, das ihm mehr werth schien als die ganze Welt . . . Die Entfernung wuchs . . . Die Jägerzeile war zu Ende . . . Er bog um die Ecke und sah sie nicht mehr! . . . Anna hatte ein Schirmdach gegen die Sonnenstrahlen mit der Hand ob den Augen gebildet, verfolgte ihn lange mit den sehnsüchtigen Blicken und lange noch, als er ihrem Auge bereits entschwunden war, stand das Mädchen noch regungslos still an der

Schwelle. Sie wußte nicht, was sie dachte, was sie empfand — sie wußte nicht, wie ihr geschah! . . .

Conrad Ruben, der eben von Anna geschieden war, setzte inzwischen schwermüthig die begonnene Wanderschaft fort. Nach Innsbruck ging seine Reise.

Ruben war früh verwaist, seiner Lieben beraubt, und keine schützende Hand führte ihn ein ins fremde Leben. Sein Vater starb, als er kaum das Licht der Welt erblickt hatte; seine Mutter hatte zu viel von dem Honig des Ehestandes genossen, um nicht zu einem neuen Bündniß zu schreiten, und Wernher, der neue Vater, faßte einen so unversöhnlichen Haß gegen den Sprossen der früheren Ehe, daß dieser Groll und die daraus entspringende Härte einzig und allein überboten wurde von dem hartherzigen Ingrimm, mit welchem Wernher's leiblicher Sohn den lästigen Stiefbruder verfolgte. Doch die Hand des Herrn schien das neue Bündniß nicht gesegnet zu haben. Ehe ein Jahr zu Ende ging, war Herr Wernher ein Witwer von neuem, und Conrads Leben, das der schützenden Arme der Mutter beraubt war, drohte eine Kette von Qualen und bitterster Kränkung zu werden. Kaum aber war Conrad zum vollen Bewußtsein und Gebrauch seiner Geisteskräfte gekommen, so entwickelte er die überraschendsten Talente zur Malerkunst und — damals, wo man an Wunderkindern noch nicht so reich war wie jetzt — konnten seine genialen Anlagen nicht lange unbeachtet verkümmern. Der für die Kunst nur zu früh verblichene Keller war seinem Vater, wenn er je diesen heiligen Namen verdiente, auf's Innigste befreundet; er erkannte des Knabens bittere Lage in dem Hause seiner Eltern, und gegen geringen Lohn übernahm es der Maler, den Jünger der Kunst zu verpflegen und die keimenden Talente auf's sorgfältigste schön zu entfalten. Es geschah. Wernher war froh, den Lästigen so leichten Kaufes los

und ledig zu werden, und der tiefgekränkte Conrad begrüßte die neue Wohnung so freudig und entzückt, als wäre sie ein Paradies. Doch die Meisterschaft ist schwer errungen, und ehe noch der geniale Funke in dem Geiste des Jünglings zur leuchtenden Flamme aufschlagen konnte, fand man Herrn Wernher, den leidenschaftlichen Jäger, eines Tages vom Schlage getroffen im Walde. Conrads Stiefbruder griff gierig nach dem Habe des Vaters, verließ die Stadt Wien, und ohne seinem Verwandten die Hand zum Abschied zu reichen, ohne ein Wörtchen der Liebe, war er eines Tages verschwunden und Niemand wußte, wohin Bruder Lustig seine Schritte gewendet habe. — Conrads edles, unverderbtes Gemüth konnte nicht umhin, dem Gedächtniß des Vaters eine Thräne zu weihen, obwohl er mit seinem Verlust gar wenig verloren hatte; und seufzend sah er dem wohlhabenden Stiefbruder nach, der herzlos sich abwendend seine Straße zog.

So mächtig ist in unserer Brust der Trieb, doch Etwas des Verwandten oder Theueren sein zu nennen auf der Welt, und es bleibt ein unermeßbar schmerzliches Gefühl, allein, ganz allein zu stehen — Niemand zu wissen auf der weiten Erde, mit dem wir Lust und Weh theilen können, das unsere Brust durchzieht! . . . Noch war ihm der theure Maler und die göttliche Kunst geblieben. Aber der Schmerz kommt selten allein, und so war es auch hier. Damals, wo noch weniger vielfältig, dafür aber auch nicht so einfältig gepinselt wurde, blieb Keller's Talent nicht verborgen, und obwohl arm in der Gegenwart, stand demselben eine reiche Zukunft bevor.

Der damals lebende Marchese di Pitti, heimkehrend von einer Reise nach dem Norden Europa's, beschied den Künstler zu sich, bot demselben einen Platz in seinem comfortablen Reisewagen an, und trug ihm auf, seinen welt-

berühmten Palaſt zu Florenz mit neuen Kunſtwerken zu bereichern. Keller durfte das gebotene Glück nicht von ſich ſtoßen, und freudig ſchnürte der Maler ſeinen Bündel, der wohl den Wagen nicht um Vieles erſchwert haben mochte. Conrad aber traf dieſe Nachricht wie ein Blitz bei wolkenloſem Himmel. Bittere Thränen rollten über ſeine jugendlichen Wangen, und in ſeiner Seele gab es einen ſchweren, unbeſchreiblichen Kampf, indem er ſich, der Verzweiflung nahe, von dem Letzten losriß, was ihm theuer war. Keller wagte wohl an den Marcheſe die Bitte, ſeinen Schüler mitnehmen zu dürfen, aber es war umſonſt. Das Plätzchen, welches dem Künſtler gegönnt war, konnte nicht beide faſſen, und der reiche Andrea war kein wahrer Verehrer der Kunſt. Wie der ſtolze Geldmenſch die Broſamen ſeiner Gnade den Armen vorwirft, um ſich an ihrer Demuth zu weiden, ſo nährte der Marquis mit dem Abhub ſeiner Tafel die Künſte, um mit ihren Meiſterwerken zu prunken, und ſich zu ſonnen in den Strahlen erkaufter Genies! — Noch eine Nacht brachte Keller in ſeiner Heimat zu, für Conrad eine lange, ſchlafloſe Nacht. Aufſitzend in ſeinem beſcheidenen Lager dachte er mit Wehmuth über ſein künftiges Leben nach, und unwillkürlich hingezogen zu dem einzigen Weſen, das je ein freundliches Wort an ihn gerichtet hatte, ſchlich er beim Scheine der Lampe zum ſchlummernden Meiſter, betrachtete im innigen Dankgefühle die theuern Züge, und faltete betend die Hände; betend, daß der Himmel ihm tauſendfach vergelte all' das Liebe, was er ihm, dem Verſtoßenen, gethan. Die Stunden verrannen, er wurde nicht müde für lange Zeit, vielleicht zum letzten Mal, dies Antlitz zu betrachten, bis ſeine Lippen die Lippen des Meiſters berührten . . . Keller erwachte. . . . Die Sonne begann den Himmel zu röthen . . . Conrad ſtand allein in der Stube . . . Er wäre mit

Freuden barfuß nach Florenz gelaufen, aber die ruhigere Ueberlegung hieß ihn zum letzten Rettungsanker des Sterblichen zu greifen: zur Hoffnung auf die kommende Zeit.

In einer ärmlichen Dachkammer der erwähnten Jägerzeile stand die Staffelei des strebenden Künstlers, dessen ganzes bewegliches Gut in einem Feldbett und einer Truhe bestand. Unbewegliches Gut kannte er nicht, als das felsenfeste Vertrauen zur göttlichen Kunst. Dasselbe durfte ihn auch nicht verlassen, denn der Pfad des Künstlers ist steinig, leidvoll und steil! Seine Armuth nöthigte ihn fern ab von den Palästen der Reichen zu wohnen, und das ihn umgebende Elend hat genug an der Wirklichkeit desselben, ohne den Wunsch nach dessen Conterfei zu empfinden, somit bekam er nur selten Stoff für seinen trefflichen Pinsel, und — da leider! die Kunst stets betteln muß von des Lebens Ueberfluß — auch wenig Verdienst. Die Sorge für den Leib hemmt die Schwingen des Geistes, die Materie klammert sich hindernd an den Flügelschlag der Phantasie! ...

Eines Tages saß Conrad bei Sonnenuntergang am Ufer der Donau, um — die zarten Tinten dieses herrlichen Moments nach der Natur copirend — die letzten Pinselstriche an einem großen Gemälde zu machen, welches reichen Lohn seiner Kunst zu bringen versprach. Die lautlose Stille des Abends, welche nur durch das Lispeln der Blätter unterbrochen ward, oder durch das Zirpen des Heimchens, das dem Herrn sein Loblied sang, dieses erhabene Schauspiel, voll des unnennbaren Zaubers, beschäftigte den Maler so sehr, daß er den schwankenden Einbäumler *)

*) Einbäumler, oder im Wiener Dialekte „Dabamler“ genannt, ist ein ausgehöhlter Baum, dessen sich die Schiffer auf der Donau, nicht selten auch in Oberösterreich auf Seen, namentlich am Gmundner See, statt der kostspieligeren Fahrzeuge bedienen.

nicht merkte, der ſchief die Wellen der Donau durchſchnitt und von einer Au herüberſteuernd, ſich plätſchernd dem Ufer nahte, an welchem er ſich gelagert hatte. Das kleine, ſchwankende Fahrzeug wurde von einem alten Manne geleitet, der offenbar des Gehöres beraubt war, ſonſt hätte er den Warnungsruf vernommen, der von einem ſtromabwärts gleitenden Floß an ihn gerichtet wurde, indem das letztere ſeinem Schiffchen verderblich zu werden drohte.

Aber ſei dem wie ihm wolle, der Alte beachtete den Ruf der Flöſſer nicht, welche aus Leibeskräften ihr Fahrzeug im Laufe zu hemmen ſuchten, während ein plötzlicher Windſtoß dieſelben ſo unvermuthet vorwärts trieb, daß der Einbäumler, ob dem Zuſammenſtoß, umſchlug, und ein Schmerzensſchrei durchbebte die Luft. Das Floß trieb ſtromabwärts, der Alte verſchwand, und in weiten und weiteren Kreiſen ſchloß ſich das Waſſer über dem ertrinkenden Schiffer. Conrad blieb aber nicht müßig. Bild und Pinſel ſchleuderte er von ſich, eilte am Ufer hin, band ſein Halstuch an einen herabhängenden Baumaſt, knüpfte Gürtel und Halstuch daran, und halb im Waſſer ſtehend, harrte er des auftauchenden Alten. Ein Stück ober ihm erhob ſich ein Kopf und ein Arm . . . die Lebensluſt rang mit den Wogen . . . verzweifelnd klammerte ſich ſeine Hand an ein ſchwankendes Geſträuch . . . aber umſonſt! — es trug ſeine Laſt nicht . . . ein Stöhnen durchzitterte die Luft . . . der Arm war verſchwunden. Conrad aber, einen flehenden Blick zum Himmel ſendend, tauchte tiefer und tiefer ins Waſſer . . . der Baumaſt drohte zu brechen . . . da zieht er am Arme den Ertrinkenden wieder ans Land . . .

Nach langer Zeit erwachte der Alte in ſeiner Hütte; da Conrad, in ihm den Fiſcher Sieghard erkennend, den Bewußtloſen bis zur Straße getragen und daſelbſt auf den Wagen eines vorüberfahrenden Bauern gelegt hatte, welcher,

unter Begleitung des Retters, den Fiſcher bis an die Hütte fuhr, vor welcher beim Beginne unſerer Erzählung Anna und Conrad Abſchied nahmen. Mit wenigen Worten erzählte der Maler das Geſchehene, ohne ſein Verdienſt beſonders hervorzuheben, mit innigem Händedruck dankte ihm des Fiſchers Weib, während die gute Anna im Uebermaß der Freude mit raſcher Bewegung ſeine Hände mit Küſſen der Dankbarkeit bedeckte, worauf Conrad, ſie eilig entziehend, durch die offene Hausthür verſchwand. Mit Sturmeseile lief er zur bewußten Stelle zurück, denn ſein Bild, auf dem ſeine Hoffnung ſtand, mußte wohl leiden unter dem Regen, der ſtärker und ſtärker zur Erde fiel. Er erreichte die Stelle . . . da war aber weit und breit kein Bildniß zu ſehen . . . Pinſel und Palette lagen zerſtreut am Boden . . . die Farben theilten ſich bereits durcheinanderſchwimmend dem Graſe mit, und fernab trieben die Wellen etwas ſchaukelnd dahin . . . es war des Malers Bild! . . . Taumelnd vor Schmerz zog es ihn zur Donau hinab . . . händeringend, wie die Mutter um das verlorene Kind, ſtand er am Ufer, und folgte dem verlorenen Gemälde mit thränenarmen Blick . . . Der Regen hatte ihn bereits vollends durchnäßt, der Sturm verwirrte die flatternden Haare und Nacht war es längſt um ihn her . . . ſein Auge folgte den Wellen . . . Endlich nahm er ſein Geräthe auf und kehrte wie ein Träumender heim. Sein Haus lag zunächſt an der Hütte des Fiſchers, er kam an der Wohnung Sieghards vorüber, und warf einen Blick durch das von Bleiſtreifen durchzogene Fenſter. Der Alte lag lächelnd in einem wohlthuenden Schlummer, über ihn gebeugt lauſchte ſein Weib, als wollte ſie böſe Träume verſcheuchen. Anna aber ſah er am Boden knien, den Blick zum holzgeſchnitzten Chriſtus, in der Ecke der Stube ob dem Eßtiſch, erhebend, während ihre Lippen Segen und Glück herabflehten auf den unbekann-

ten Retter des Vaters . . . Seltſam! der Maler verſtand nicht, was ihre Lippe ſprach und dennoch war er gewiß, daß er allein der Gegenſtand dieſes Gebetes ſein müſſe . . . Er ſtand lange, ſtand lächelnd an dem ärmlichen Fenſter und ſchloß, heimgekehrt — kein Auge, bis Ermattung den Jüngling in einen ſanften Schlummer wiegte.

Am andern Morgen nahm er von Neuem die Arbeit vor, welche das Element ihm zerſtört hatte, aber zum erſten Mal in ſeinem Leben — ſank die Hand, die den Pinſel führte, träg und arbeitsſcheu in den Schooß. Er wußte ſelbſt nicht, wie es ihm beifiel, doch war er gar bald mit ſich im Klaren, daß er nachſehen müſſe bei Sieghard. Dieſer Gedanke ſchien ihn neu zu beleben. Ein ärmlicher Lederbeutel wurde um ein paar mühſam erſparte Silbermünzen leichter gemacht, und mit Eins ſtand der Maler bepackt vor der Hütte. Der Fiſcher war ziemlich hergeſtellt, aber durfte, vielmehr konnte das Bett nicht verlaſſen. Conrad wies allen Dank zurück und wußte es ſo gut zu leiten, daß er unter Vorwänden aller Art ſeinen Vorrath an Lebensmitteln auf dem Tiſchchen auspacken konnte, ohne die Armen zu kränken. Von dem großen Verluſte bei der Rettung des Vaters ſagte er keine Sylbe. Und ſo geſchah es öfter. Die alten Leute ſegneten den Maler, der ſich überglücklich fühlte, von Anna einen freundlichen Blick zu erhaſchen, und dann in dieſer Seligkeit ſchwelgend, den ganzen Tag über ſingend, froh wie die Lerche, an der Staffelei in ſeinem Stübchen ſaß. War früher ſein Pinſel emſig und geſchickt, ſo ſchien ihn jetzt eine unſichtbare Macht zu beflügeln. Er bekam Arbeit in Hülle und Fülle, ſein Verdienſt nahm zu, und dies hatte zur Folge, daß er täglich bepackter vor Sieghard erſchien. Die gute Koſt ſtellte die Kräfte des Fiſchers ſchnell wieder her. Der Alte nahm wieder ſein Netz, ging ſeiner Arbeit nach, und — Conrad fühlte, daß es überflüſſig

sei. Doch zog es ihn öfter denn je nach der Fischerhütte. Er hatte Anna öfter gesehen . . . Die Gefälligkeiten von seiner Seite wurden durch Arbeiten und kleine Freundschaftsdienste erwiedert . . . Jedermann weiß, wie die Herzen der Menschen an Kleinigkeiten hangen . . . bei der Jugend ist von der Freundschaft zur Liebe nur Ein Schritt . . . und so war es gewiß, daß Eines ohne dem Andern nicht mehr leben konnte. Sie wenigstens dachten nicht anders! Sie hatten sich nicht Eide geleistet und nicht Unterpfänder der Treue ausgetauscht. Conrad war wohl schön zu nennen, doch Anna war lang kein Ideal, wie es die Maler suchen, obgleich in ihrem — ich möchte sagen: »lieben Wiener-Gesichtchen« — gar viel Liebreiz sich zeigte; dennoch hatten sich schnell im Stillen zwei unverdorbene Herzen verstanden. — Da langte eines Tages der Briefbote ein Schreiben dem Maler beim Fenster herein, als er eben bei Anna's Mutter saß. Die Schriftzüge waren ihm fremd, hastig erbrach er das Siegel und las. Der Brief kam von seinem Stiefbruder in Innsbruck. Schwer erkrankt rief er den so lange Verstoßenen zu sich. Sein Gewissen war wohl, nach einem Leben, das einem Freudenrausche glich, endlich erwacht, und mahnte ihn, nicht feindlich gegen denjenigen aus der Welt zu gehen, dem er so weh gethan hatte, ohne Grund und ohne dessen Schuld. Anna horchte ängstlich auf den Inhalt des Briefes, sie stimmte mit ein, als der entzückte Maler zur Stelle zu reisen verlangte; dennoch aber, war es Angst oder was immer, dennoch war sie plötzlich schweigsam und stille, während sich eine Thräne über die Wange schlich. Sie verließ die Stube, saß an der Wasserbank in der Küche nieder und schluchzte wie ein Kind . . .

Abends an demselben Tage wanderte, trotz Winter und Kälte, der Maler auf der Straße nach Innsbruck, welche er so eilig verfolgte, als könnte er noch heute ihr

Ende erreichen, gleich den ſiegenden Deutſchen, die bei Paſſau frugen, in welcher Richtung Paris liege.

II.

Das Reiſen iſt eine wahre Luſt, wenn eine volle Börſe unſere Pfade ebnet. Sonſt webt ſich manche düſtere Stunde in unſere Wanderſchaft ein. Conrad aber, obwohl es nicht zum Beſten mit ſeinen Finanzen ſtand, zog munter und froh ſeine Straße, denn das Glück, einen Blutsverwandten in ſeine Arme zu ſchließen, beflügelte ſeine Schritte. Ihm, wie jedem beſſer fühlenden Herzen ſchien ein ſüßer, bewältigender Zauber in dieſen heiligen Banden zu liegen, deren Namen er wohl kannte, doch ihre Süßigkeit ſollte er jetzt erſt erkennen. Trotz Schneegeſtöber ſetzte er daher ſeine Reiſe auf's eiligſte fort, und ſtand mit klopfender Bruſt vor Innsbruck, das er ſich ſo reizend im Geiſte ausgemalt hatte. Die Schwanengaſſe, Nr. 9, drei Treppen hoch, war ſchnell gefunden; er legte, den Schmutz von ſeinen Kleidern ſchüttelnd, die zitternde Hand an die Klinke und trat in die Stube. Alles war ſchweigſam und ſtille. Zweifelhaft, welche von beiden Thüren er öffnen ſollte, um zum Zimmer ſeines Bruders zu kommen, ſtand er im Vorgemach, als ihm ein altes Mütterchen in den Weg trat und nach ſeinem Begehr fragte. — Sie wies ihm die Pforte mit düſteren Blicken. Conrad trat ein voll glühender Liebe, trunken von der Seligkeit, ſeinen Bruder in ſeine Arme zu ſchließen — und kam zu ſpät! Er reichte ihm keine Hand mehr zur Verſöhnung, er bat ihn nicht mehr um Liebe — kalt und ſtarr lag er in der letzten Behauſung! — Keine Worte vermögen Conrads Schmerz zu beſchreiben, kurz — er war kein

lachender Erbe. Der Reſt des Vermögens fiel laut Teſtament demſelben allein zu, und obſchon es nicht von großer Bedeutung war, ſo glaubte ſich Conrad reicher, als er je zu werden verhoffte. Innsbruck, das ihm beim Einmarſche ſo reizend dünkte, ſchien ihm jetzt düſter und unheimlich zu ſein. Sein Herz zog ihn zwar nach Wien zurück, die Liebe zur Kunſt ließ aber heftiger denn je die Sehnſucht nach ſeinem Lehrer erwachen. Florenz, mit ſeinen Schätzen, Keller, den er vielleicht nie wieder geſehen hätte, ſie entflammten ſeine Seele zum glühendſten Wunſch, der einen heftigen Streit mit ſeiner Liebe zu Anna beſtand. Doch er wollte nicht mehr vor ihr erſcheinen, ohne ein Meiſter zu ſein. Als ſolcher nur wollte er ihr ſeine Hand und ſein Herz verpfänden für ewig. Er ſchrieb ihr ja oft und viel, ſo wie ſie es that; er konnte ſo viel lernen und ſehen, wovon ſeine Seele noch keine Ahnung hatte; ſchwelgen konnte er in der Bewunderung der Meiſterwerke, wozu ihm das Schickſal die Mittel bot . . . und er ſollte als Stümper heimkehren? Er wäre Anna's Liebe nicht würdig, er wäre kein Mann, und — als Folge dieſer Gedanken — verließ er Tirol, durcheilte Oberitalien und raſtete erſt am feſtgeſetzten Ziele zu Florenz. Er miethete ein ſchönes, aber beſcheidenes Zimmer, kleidete ſich beſſer als früher und ſuchte ſeinen Meiſter, nach dem er ſich mit wachſender Ungeduld ſehnte. Der majeſtätiſche, mehr denn hundert Schritt lange Palaſt Pitti ſtand vor ſeinen verwunderten Blicken, und Conrad glaubte ob all' der Pracht, die er hier und im Schloſſe beim Garten Boboli ſah, in ein Märchen aus »Tauſend und Eine Nacht« verſetzt zu ſein, oder zu träumen. Den Meiſter aber fand er noch nicht, denn mit dem Marcheſe war er nach Neapel gereist, um daſelbſt einige Gemälde nach der Natur zu vollenden. Conrad war wohl mißvergnügt über dieſe Zögerung, doch er, in deſſen Bruſt ſo

mächtige Flammen für ſeine Kunſt ſtets höher emporſchlugen, ſchwelgte in Anſchauung all' dieſer Meiſterwerke, die in Florenz, der Reſidenz der Künſte, ſich in zahlloſer Menge entfalten, und unbemerkt entſchwanden ihm Stunden, Tage und Wochen! . . .

In der Loggia des Palaſtes Vecchio ſtand Conrad eines Tages in Anſchauung des weltberühmten Perſeus, von Benvenuto Cellini, vertieft, und vergaß, daß der hereinbrechende Abend die Fremden zum Aufbruch ermahnte, indem man die Halle vor der Dämmerung abſchloß. Da berührte etwas ſeinen Fuß und der unvermuthete Gegenſtand, der ihn aus ſeiner Begeiſterung weckte, war — — ganz proſaiſch: eine Pomeranze. Er ſah erſtaunt um ſich, und erblickte an der Seite der Loggia eine Dame mit Anſchauung der Fresken beſchäftigt. Zufällig oder nicht war die Frucht ihren Händen entfallen, denn keine andere lebende Seele war in der Halle zu finden. Mit ehrfurchtsvoller Geberde überreichte Conrad die Pomeranze, welche die Dame mit verbindlichem Lächeln und Worten des Dankes in ihre ſchneeige Hand nahm. Mit Eins erſtarben auf Conrads Lippen die Laute, und wie angefeſſelt ſtand er voll von Entzücken über die reizende Geſtalt dieſer Dame. Welche Glut ſtrahlten dieſe zauberiſchen Blicke, welch' umſtrickende Sirenenſtimme kam von dieſen ſchwellenden Lippen! Wie zitterten dieſe ſüßen Töne in ſeinem Herzen nach, gleich den Klängen der Saiten durch die ſchaukelnden Lüfte! Dieſe runden, üppigen Formen, dieſes ſeidene Haar, das an Schwärze das Ebenholz ſelbſt beſchämte, all' dieſe Reize von einem ſorgſam gewählten Kleide umhüllt . . . ſie machten ſeine Gedanken wirbeln, denn er hatte die Frauenſchönheit nie in ſolcher Vollendung erblickt. Die Unbekannte ihrerſeits, ſich an der Verlegenheit dieſes blühenden Jünglings weidend, ruhte mit ſehnſüchtig-trunkenen Blicken auf

ſeinen ſchönen, biedern Zügen. Sie, die in der großen Welt zu leben gewohnt war, vertraut mit allen Ränken und Schlichen, fand ein unbeſchreibliches Behagen an dieſer ſchüchternen Einfalt, die ſich in dieſem, ſonſt ſo geiſtvollen Antlitz bekundete. Das Band des Schweigens wurde von ihr gelöst, und Conrad errang ſeine Faſſung. Man ſprach von Malerei und Künſten aller Art, und Conrad, aus deſſen Augen der geniale Funke ſprühte, mußte mit ſtaunender Beſchämung geſtehen, wie wenig Erfahrung und Kenntniſſe er beſitze, gegenüber dieſer Dame, die nicht weniger gefährlich zu werden drohte, als die Loreley den nahenden Schiffern. Er wurde geſprächiger, und da er ſtets ſein Herz auf den Lippen trug, ſo bekannte er ſeine Verhältniſſe ohne Zögern, auf's innigſte bedauernd, daß der Palaſt Pitti für ihn noch immer verſchloſſen ſei, denn ſein Meiſter war verreist, und ohne Gunſt werden all' die Reize der Kunſt nicht dem Fremden erſchloſſen. Da ſich eben der Schließer der Loggia nahte, ſo ſprach mit einem zündenden Blick die Dame: »Wollt Ihr mich morgen im Palaſte Riccardi beſuchen, ſo ſteht Euch der erſehnte Kunſtſchatz offen? — Nennt euren Namen und man führt Euch zu mir!« und leichten Schrittes enteilte die Schöne. — Conrad ſtand noch wie ein Träumer, als der Schließer ihn ſtörte. Gedankenvoll kehrte er heim, gedankenvoll ſaß er daſelbſt, und ſein Auge fiel auf ein Bildchen, das er einſt ſelbſt gemalt, es war Anna's Porträt . . .

Dieſe Augen, dieſe einfachen, matten Züge, dies ſchlichte Weſen . . . wie war es himmelweit von ſeiner Fremden verſchieden! — Die Pomeranze drohte der Wendepunct ſeines Lebens zu werden! und wäre dies unmöglich geweſen? Eine Handbewegung, einige übereilte Worte haben oft die größten Ereigniſſe veranlaßt, weshalb ſollte von einer Pomeranze nicht das Lebensglück des Einzelnen abhän-

gig ſein? Kurz, der Vergleich fiel zu Anna's Nachtheil aus, und — ſich ſelbſt grollend, daß er ſo ſchlechte Farben für ihr Conterfei gewählt hatte, warf er dasſelbe ins Feuer. Wohl gelobte er ſich des andern Tages ihr Bildniß friſcher und ſchöner zu pinſeln, aber ſo oft er an die Staffelei ging, ſah er immer die Züge der Fremden ſtatt ſeinem Bräutchen erſcheinen, und wenn wir vorwärts blicken, ſo vergingen Wochen, Monate, er hatte Anna noch nicht gemalt! Armer Conrad! dir wäre beſſer, du hätteſt das ärmliche Bildniß aus ärmlichen Zeiten nicht in die Flammen geworfen, es wäre Alles vielleicht geblieben — wie es war!... Am andern Morgen machte Conrad die ſorgfältigſte Toilette. Das erſte Mal beſah er ſich mit wohlgefälliger Eitelkeit in ſeinem Spiegel, der ihn zur Ueberzeugung brachte, daß er ein ſchöner Mann ſei. Der Palaſt Riccardi war bald gefunden, ſein Name genannt, und mit klopfender Bruſt erſtieg er die marmorne Treppe. Eine mit Goldleiſten eingelegte Thür that ſich auf und Conrad ſtand im Vorgemach ſeiner Fremden. Ihr Salon war mit Tapeten von Sammt überkleidet, eingelegt mit Elfenbein. Grünſeidene Gardinen ließen ein ſanftes Licht in das Gemach dringen; der Eſtrich war mit einem prachtvollen Teppich belegt, und Wohlgerüche aller Art durchzogen die Lüfte. In der reizenden Tracht der reichen Italienerin begrüßte, mit einer anmuthigen Bewegung, die Dame den Maler. Das Geſpräch war bald im beſten Gange und ſteigerte das Intereſſe. Die Fremde erſuchte den Maler um zwei große Gemälde, welche er mit Entzücken zu malen verſprach. Conrad hätte in der Stimmung, in der er ſich jetzt befand, gewiß Alles verſprochen, was man verlangte. Der Luxus, welcher ihn zum erſten Mal in ſeinem Leben ſo verſchwenderiſch umgab, die ungewohnten, ſomit ihn betäubenden Wohlgerüche aller Art, die verlockende Nähe ſeiner Beſchützerin, ihre Anmuth, ihr Geiſt hätten

wohl ſelbſt einen Erfahrneren entflammt. Conrad war in Glut und Entzücken aufgelöst, die Stunden entſchwanden ihm wie Secunden, Mittag war erſchienen, und — man hatte den Palaſt Pitti zu beſehen vergeſſen. Doch hierüber war Conrad nur um ſo glücklicher, denn er hatte doppelten Grund wieder zu kommen. Er malte die verlangten Gemälde, und wurde mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit belohnt. Lady Marion Midleton, ſo hieß nämlich ſeine großmüthige Freundin, wußte ihm koſtbare Luxusartikel und Geſchenke aller Art unter den ſchonendſten Vorwänden zu überſenden. Conrad, der unerfahrene Naturſohn, wurde dadurch ganz irre an ſich ſelbſt. Er glaubte all' dieſes durch ſeine Kunſt zu erringen, er hielt ſich für einen Meiſter ſeines Geſchäftes, und bald brachte er ſeine freie Zeit ganz bei Marion zu.

Lady Midleton lächelte im Stillen, vergnügt über die leichte Beute ihrer Anmuth, ſie ſah, daß Conrad, bereits von ihr beſiegt, ihr Sclave geworden. Marion gab ſich für die Witwe eines Lord aus. Sie galt als eine Schweſtertochter der Gräfin Riccardi. Doch die böſe Welt nimmt nicht alles für bare Münze, und findet bisweilen doch die Wahrheit heraus. Marion wurde in den Niederlanden geboren, wo ihr Vater, Schooten van Bosee, einer der reichſten Handelsherrn war. Somit genoß Marion eine treffliche Erziehung in Allem, was man heut zu Tage, wie damals, feine Bildung nennt. Malerei, Muſik, Geſang und mehrere Sprachen waren ihre wichtigſten Grundlagen. Das Gemüth aber, das Herz — die wahre Krone der Weiblichkeit — ging leer aus. Ihr Vater war ein reicher Mann, und Geld hieß der Puls ſeines Lebens. Ohne dieſen hielt er den Kampf des Lebens von vorhinein für verloren; doch mit demſelben glaubte er keinen Sieg unerreichbar. Daher war Geld das erſte Ziel jedes Streben-

bei ihm, das Uebrige, meinte er, komme ſchon von ſelbſt. Dieſe frugalen Anſichten fanden bei Marion ein gelehriges Ohr.

Früh zur eigenen Herrin geworden, im Beſitz eines großen Vermögens, gewöhnte ſie ſich, im Bewußtſein ihrer ſiegreichen Schönheit, an ein planlos üppiges Leben. Das ſtarke Geſchlecht zögerte nicht, ſeine ſchwachen Herzen zu ihren Füßen zu legen, und mit achtzehn Jahren ſah ſich die geprieſene Marion von einem Kreis ihrer Verehrer umgeben. Als treue Schülerin ihres Vaters wußte ſie die dargebotenen Schätze zu benützen, doch ihr Herz blieb frei, indem ſich kein Gegenſtand vorfand, der ihrer Liebe würdig ſchien, oder der die kluge Schönheit durch Geiſt und Anmuth wider Willen zu feſſeln vermochte. Bald ſchien ihr das Treiben der Heimat zu materiell und, durch den ſteten Flor der Wechſel, all zu einförmig zu ſein.

London, die Weltſtadt, mit ihren ewigen Nebeln und dem weltberühmten Spleen ſchien der beſte Ort für ihre Eroberungen zu ſein. Energiſch, wie Marion ſtets war, machte ſie den Gedanken zur That, und im Weſt End war ſie bald die Sonne, um die ſich bezauberte Lordſchaften drehten. Zwei Jahre voll Siege und Triumphe verrannen, und das Herz Marions blieb noch immer wie vor, obwohl man an dem Ruf der geprieſenen Sonne manche Flecken entdeckt haben wollte. Aber ſei es wie immer, das ſüdliche Klima ſchien plötzlich die Schönheit zu locken, und der Stadt der Freude — Paris — wandte ſie ihr lächelndes Antlitz zu; obwohl vier Peers und ein Dutzend Esquires aus Verzweiflung ſich vor ihrem Fenſter zu erſchießen drohten. Ob ſie es thaten oder nicht, davon ſchweigt die Geſchichte. Aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ſind dieſe Herren nicht gewohnt, das Pulver, wie ihre Pfundnoten, für ſich zu verſchwenden, und ſonach mögen ſie etwa jetzt noch mit

grauen Haaren dieſelbe Drohung wie damals erneuern. Nur dies iſt evident, daß Fräulein van Bosce am Boulevard des Italiens als Lady Marion Midleton eine luxuriöſe Wohnung bezog, um, wie man ſagte, den Schmerz über Lord Midleton's Ableben durch die Freuden der geräuſchvollen Hauptſtadt zu mildern.

Eine ſo gewandte Schauſpielerin auf der Bühne des Lebens wie Marion kannte gar bald das neue Terrain, und wußte es zu benützen. Zu ihrer im Zenith ſtehenden Schönheit geſellte ſich ein trefflich geſpielter Anflug von Schmerz, welcher über ihr früheres Leben ein Intereſſe warf, das ſich täglich ſteigern mußte, da Lady Marion die Spannung zu erhalten wußte. Obwohl damals die Geheimniſſe noch nicht im Schwung waren, ſo beſchäftigte von jeher die Köpfe der faſhionablen Pariſer nichts ſo ſehr, als jede neue, ſchöne und vor allem myſteriöſe Erſcheinung der Seineſtadt. — Wir gehen über einen Zeitraum von vier Jahren hinweg, während welchem Marion wie früher, nur auf eine veränderte Weiſe, die ihr anvertrauten Talente zu verzinſen verſtand. Nach dieſem Zeitraume riethen ihr die Aerzte ein wärmeres Klima zu wählen, und »das Land, wo die Citronen blühen« ſollte wieder erſetzen, was man in Genüſſen vergeudet . . . Trieſt, Venedig, Mailand wußten ſie nicht lange zu feſſeln, bis das günſtige Schickſal Marion in Florenz mit einer, weiß Gott im wievielten Grade, mit ihr verwandten Gräfin Riccardi zuſammenführte. Die Frau, welche eben den herrlichen Palaſt allein bewohnte, war bereits ein altes Mütterchen voll Herzensgüte und Freundlichkeit. Sie nahm die theuere Verwandte mit offenen Armen auf, und Marion, die ſich ſchnell in die Schwächen der Gräfin fand, opferte ihr ſo manches Stündchen. Die meiſtens einſam lebende Frau fand an dem unterhaltenden Umgang der Lady ſo viel Behagen,

daß ſie ihr einen Flügel des Palaſtes zur Wohnung überließ, wo Marion, ihren Reichthum vorſichtig gebrauchend, da ſie deſſen Werth erkannte, auf Koſten der geſchmeichelten Gräfin ſorglos die Tage verträumte. That das milde Klima ſeine Schuldigkeit, oder ſiegte die gute Natur — kurz: Marion erholte ſich ſchnell und ward ſchöner denn je. Die Ermattung ihrer phyſiſchen Kräfte hatte natürlich ein Interregnum in ihrem triumphirenden Leben veranlaßt. Mit Ruhe kam die Ueberlegung, ihr Herz begann ſich nach einer innigeren, edleren Neigung zu ſehnen und ſie war zur Stelle gekommen, wo Conrads Wanderſchaft ihren Lebenspfad kreuzte. — Bevor ſie es ahnte, hatte ſie, die ſo lange mit den dargebotenen Herzen ſpielte, eine ſo verzehrende Leidenſchaft für den jungen Maler gefaßt, wie ſie bisher noch niemals empfunden. Zum bleibenden Bund ihre Hand in die ſeinige zu legen, war das Ziel ihrer Wünſche, und, im Vertrauen auf ihre Macht über Conrad, baute ſie bereits die reizendſten Luftſchlöſſer im voraus. Seinen ſchlichten, deutſchen Namen wünſchte ſie in einen klangvolleren zu vertauſchen, und jede andere, fremde Leidenſchaft, ſelbſt die Liebe zur Kunſt, hoffte ſie zu verdrängen, um alleinige Beherrſcherin ſeines Herzens zu ſein. Conrad, wenn wir ihn belauſchen, ſcheint ihren Wünſchen entgegen zu kommen. Bereits ruht der Pinſel öfter als je, die Staffelei iſt beſtaubt und vertrocknet ſind ſeine Farben. Ein Brief von Anna war unbeantwortet geblieben, ein zweiter folgte und lag unerbrochen in ſeiner Schatulle. Bisweilen tauchte ſie, deren Liebe er gegen Marion niemals erwähnte, vor ſeiner Seele auf, aber die Erſcheinung war ſtets ſchwächer, wie ein entſchwebendes Nebelbild, und ihr ſtiller Reiz war nur zu leicht von Marions ſtrahlender Schönheit verdunkelt. Anna's Worte, die Zeugen einer innigen heiligen Liebe voll ſchuldloſer Reinheit, erſchienen ihm kalt und fro-

ſtig zu ſein gegenüber von Marions flammenden Blicken, und jenen Boten einer verzehrenden Luſt, die eben ſo glühend als vergänglich iſt!

Marion, in der Ueberzeugung, daß nur die befriedigte Leidenſchaft in Kurzem verraucht, wußte leicht ſeine Flamme zu nähren, und ſo ging in Conrads Seele ſein beſſeres Ich binnen wenigen Monden zu Grunde. Anna war vergeſſen, ſeine Kunſt ſo wie ſie, und der unbedachte Jüngling reichte ſeine kahle Hand dem ſtolzen, dem reichen Weibe zum ewigen Bunde . . . Mit Entzücken flocht Marion den Myrthenkranz ins Haar, mit Entzücken ſprach Conrad ſein bedeutſames Jawort, denn die Gegenwart war roſig und lächelnd, und das Auge der Menſchen iſt nur zu leicht geblendet. Die Vermälung war vorüber, und man verließ die Capelle, um dieſen glücklichen Tag mit einem Feſte zu beſchließen. Das Volk drängte ſich an die Pforten des Tempels, um die reichen Glücklichen zu ſehen, und als Conrad ſich in den Wagen ſchwang, durchzitterte ein gepreßter Schrei die Lüfte, während ein armes, unbekanntes Weib zur Erde ſank. Marion drückte ſich in die weichen Kiſſen, um, wie ſie meinte, die bejammernswerthe Kranke nicht zu erblicken, und legte eine Goldmünze in die Hand eines zunächſt ſtehenden, ehrlichen Alten für jene Arme. Conrad war etwas betroffen bei dieſem Wehruf, und — wie der Schweizer aufhorcht, wenn er fernher ein Alpenlied hört, ſo ſtand er einen Augenblick wie feſtgebannt an dem Schlage mit klopfender Bruſt. Der Wagen rollte davon . . . Conrad war ſchweigſam, eine Centnerlaſt drückte plötzlich ſein Herz . . . Marion ahnte nicht, was ihn bedrängte, und der einſtige Ruben ſchwieg jetzt ſo wie früher . . . Wozu auch? Seine Hand war gefeſſelt, er hatte Marion zur Frau gewählt, er hatte ihr zu Liebe ſelbſt ſeinen Namen — wenn auch nach einem ſchweren

Kampfe — verläugnet, und der reiche Henry de Lefèvre ſah vornehm auf den armen Conrad Ruben, den Maler, hernieder . . . Es war vorbei! Es war gewählt! . . . Der Streit in ſeiner Bruſt war ein nutzloſer Kampf, . . . Es war zu ſpät! Marion, in deren Bruſt urſprünglich ein reicher Born des beſſeren Gefühls liegen mochte, der im Taumel der Freude unterdrückt worden war, ſandte einen Diener, um Erkundigungen über das Weib einzuziehen, ſobald ſie ihre Wohnung erreichte. — Die Unglückliche war nicht in Folge einer Krankheit, ſondern aus einem unerklärbaren Grunde zur Erde geſunken. Nach wenigen Minuten hatte ſie wieder ihr Bewußtſein erlangt, und ein vorüberfahrender Arzt, Namens Kratter, nahm die Erwachende in ſeinen Wagen. Die nahe Hilfe mochte auch ihr Glück ſein, denn als ſie zur Erde ſank, kam eine Hand unter das Rad von Marions Wagen, und der Näſſe des Bodens allein war es zuzuſchreiben, daß ihre Hand, ſtatt zermalmt zu werden, nur eine wenn gleich tiefe Wunde erhielt. Bei dieſer Nachricht zuckte Marion ſchmerzlich zuſammen, und ihre ſchönen Augen netzten ſich mit Thränen der Reue, denn ſie zürnte ſich ſelbſt im Innern, daß ſie nicht ſelbſt jene Unglückliche unterſtützte. Unmöglich iſt es aber, die Veränderung zu beſchreiben, welche dieſe Mittheilung in Conrads Zügen bewirkte. Seine Zähne ſchlugen an einander, er ward leichenblaß und Fieberfroſt ſchüttelte ſeinen Leib. Mit Mühe errang er ſeine Faſſung wieder, das Feſt begann, und obwohl man anfangs verſtimmt war, ſo herrſchte doch binnen Kurzem die lachendſte Freude.

Conrad wurde durch Keller's unvermuthete Ankunft nach ſo langer Abweſenheit überraſcht, und ſeit dem Augenblick, als ſein Meiſter von einſt das Feſt verherrlichte, war vollends jede Wolke von ſeiner Stirne gewichen. Erſt um

Mitternacht verödeten die Säle. Am andern Morgen ſtand die Scene vor der Kirche lebhafter als geſtern vor ſeiner Seele. Anna's Bildniß ſah er mit einer ſeltenen Klarheit vor ſich, die beſcheidene Hütte dünkte ihm mit Eins nicht ſo verächtlich wie ſeit Langem . . . des Fiſchers Rettung . . . Anna's Dank . . . und tauſend Liebes von einſt erhob ſich neu belebt aus dem langen, betäubenden Schlummer. Das Weib an der Pforte ſchien ihn ſtets — er wußte ſelbſt nicht weshalb — an die Tochter des Fiſchers zu mahnen, und er fand keine Raſt, bis er die Schwelle bei Doctor Kratter betrat.

Conrad, vielmehr Henry de Lefèvre, ſuchte ſchnell einen Stuhl zu erreichen, ſo groß war die Aufregung, in der er gekommen war. Der Doctor hatte wirklich die Unbekannte zu ſich genommen, ihre Wunde war tief, doch nicht gefährlich, und der ſorgſame Verband ließ eine baldige Beſſerung hoffen, doch mußte jedenfalls eine breite Narbe zurückbleiben. Mit auffallender Haſt verlangte Henry die Verwundete zu ſehen, denn er hoffte endlich dieſen Streit in ſeiner Bruſt zu beenden, und jede, ſelbſt die bitterſte Gewißheit war ihm leichter zu ertragen, als dieſer folternde Zweifel.

»Führen Sie mich zu ihr,« rief er, ſich bewegt erhebend, »Herr Doctor, ich beſchwöre Sie, kann ich ſie ſehen?«

»Leider iſt es mir unmöglich.«

»Sie befürchten,« fiel ihm aufgeregt Henry in die Rede, »Sie befürchten, ich möchte ihren Schlummer ſtören . . . oder die Gemüthsbewegung könnte ihr ſchaden? Gewiß, Herr Doctor! ich meide jedes Geräuſch . . . nur ſie ſehen, nur einen Augenblick bitte ich, ſie ſehen zu dürfen.«

»Mein Herr,« entgegnete Kratter verwundert, »Sie nehmen ſo innigen Theil an dieſer Fremden . . .«

»Das heißt,« ſprach Henry verlegen, »es iſt mir höchſt

unangenehm, daß es gerade mein Wagen war, durch welchen dieſes Unglück geſchah.«

»Ich wollte nur ſagen, daß es mir eben dieſer Theilnahme wegen um ſo ſchmerzlicher iſt, Ihren Wunſch nicht erfüllen zu können . . . Sie iſt nicht mehr bei mir.«

»So wiſſen Sie wohl den Ort?«

»Auch dies nicht. Als ich heute am frühen Morgen ans Bett meiner Verwundeten trat, fand ich ſie, zu meinem Erſtaunen, vollkommen angekleidet und mich mit Sehnſucht erwartend. Mit warmen Worten dankte ſie für meine Güte, und wollte mich lohnen von ihrer ärmlichen Habe. In der Meinung, ſie befürchte mir läſtig zu fallen, verſicherte ich ſie des Gegentheils, und meine Frau that desgleichen. Doch das Mädchen, welches, die Verletzungen vom Fall abgerechnet, reizend ſein möchte, erwiederte mit tiefer Trauer: Nein, Herr Doctor, ich danke! Zu lange ſchon blieb ich in dieſer Stadt, zu lange . . . habe ich die hinter mir . . . dann iſt mein letzter Kampf vorbei! . . . Sie ſagte dies mit einer rührenden Stimme, begleitete die Worte mit einem ſo engelsfrommen Blick, daß meine Frau und ich aufs Tiefſte ergriffen waren. Sie bat mich, Florenz verlaſſen zu dürfen, und da die Wunde gefahrlos und auf dem Wege der Beſſerung war, ſo gab ich ihr Verhaltungsregeln, und ließ ſie gewähren. An der Pforte noch bat ſie mich inſtändig, ihr zu verſprechen, daß ich die Richtung ihres Weges nicht erforſchen wolle. Ich bin gewiß kein unehrliches Mädchen, meinte ſie, was dem guten Geſichtchen auch leicht zu glauben war. Aber jeder Menſch hat einmal in ſeinem Leben wenigſtens etwas, was ihm allein angehört. Ich verſprach, was ſie begehrte, ſie wies jede Unterſtützung zurück mit den Worten: Ich bedarf ihrer nicht, mein Ziel iſt bald erreicht! und zog ihre Straße.«

Wie vernichtet ſtand Henry gedankenvoll vor dem

Arzte, ſtammelte einige Worte der Entſchuldigung und kam höchſt aufgeregt wieder nach Hauſe.

III.

»Abermals keine Gewißheit?!« ſprach Lefèvre für ſich, und erwog von Neuem den Unfall, »die Farbe der Haare gab der Doctor wohl dunkler an, als Anna ſie trug: aber er hatte ja im Jänner 1790 Wien verlaſſen, und jetzt war der Sommer des nächſten Jahres beinahe zu Ende . . . inzwiſchen konnte ſich dies leicht verändert haben . . . Ihre Züge waren vom Fall entſtellt . . . die Größe traf zu, doch dies mochte bei vielen der Fall ſein . . . und überdies die Entfernung von Wien und Florenz . . . ſo quälten oder beruhigten ihn die wechſelnden Gedanken, als Keller ins Zimmer trat, ihn zu beſuchen. Henry war glücklich, mit ihm allein zu ſein, er öffnete ihm ſein Herz, der Meiſter ſuchte ihn zu tröſten und verſprach ihm, durch einen Freund in Wien Erkundigungen einziehen zu laſſen. Henry wurde etwas ruhiger, doch blieb ſeine Stirne umwölkt. Marion, die ihren Gatten bereits vermißte, fand ihn in Keller's Geſellſchaft, und ihrem Scharfblick entging ſeine üble Laune nicht im Geringſten. Des Malers Beſuche wiederholten ſich, und, da die Freunde meiſt von Anna und von vergangenen Zeiten ſprachen, ſo ſah Marion wiederholt die Verſtimmung ihres Gatten nach Keller's Beſuch als deſſen Folge an. Sie argwohnte dahinter ein Geheimniß, und obwohl ſie Henry ſtets des Gegentheils verſicherte, ſo ſah ſie doch mit Mißbehagen die große Gewalt des Meiſters über ihren Gatten. Sie fühlte ſich ins Tiefſte gekränkt, daß derſelbe ein anderes Weſen ſeines Vertrauens würdige, während er verſchloſſen blieb gegen ſie. Denn

Marion, die so lange mit der Liebe ein Spiel getrieben hatte, liebte jetzt mit einer Glut, die sie rasend machte bei dem Gedanken, nicht unumschränkte Herrin seines Herzens zu sein. Trennung war daher ihr Entschluß, und obwohl der Sommer zu Ende ging, empfand sie doch eine unwiderstehliche Lust, die Schweiz zu besuchen. Henry trennte sich ungern von Keller, er suchte Marion zu überreden, aber es war umsonst. Er empfand zum ersten Mal das Drückende seiner Stellung; es war die eines Mannes gegenüber einer reichen Frau — und man besuchte die Schweiz. Henry war verwundert, als er sah, daß Marion ihre Möbel u. dgl. verkaufte; aber die Gemalin fühlte sich durch den Mangel seines Vertrauens so bitter gekränkt, daß sie Repressalien übte.

Ueber den St. Bernhard traten die jungen Eheleute in die Schweiz ein, besuchten Altdorf, Schwyz Luzern, Zürch und Aarau, von wo sie nach kurzem Aufenthalt über Solothurn und Bern sich nach Lausanne begaben. — Die Zerstreuungen der Reise, die großartigen Schönheiten der Natur, Marions Hingebung und geistvolle Gespräche zerstreuten Lefèvre nach und nach, er gewann seine Heiterkeit wieder und — vergaß. Henry und Marion verträumten die fröhlichsten Tage, nur war seit jenem Augenblick, als Keller Henry's Vertrauter geworden war, eine Aenderung in Marions Benehmen vor sich gegangen, indem sie bisweilen ihren Gatten so zu sagen auf seinem Geheimniß zu überraschen suchte, was ihr aber niemals gelang. Der Herbst hatte sich bereits zu Gast geladen, und Marion machte keine Miene, die Schweiz zu verlassen, vielmehr beschloß sie am Genfersee sich ein romantisches Häuschen zu kaufen. Henry fühlte sich bereits unbehaglich in seiner subordinirten Lage, er sehnte sich nach der Zerstreuung größerer Städte, denn der Taumel des Vergnü-

gens allein ließ ihn die Vergangenheit vergeſſen. Zu dem mußte ſich die Macht der Coketterie erſchöpfen, und der Zauber, den Marion über ihn übte, begann bereits zu verſchwinden. Dennoch gab er ihren Wünſchen des Friedens halber nach, da ſie, die ſo lange die Geheimniſſe und das Treiben der Welt durchgekoſtet hatte, ſich innigſt nach den ſtillen Freuden der Natur zu ſehnen begann. Genf, das ſtolz darauf iſt, Rouſſeau's Vaterſtadt zu ſein, und Calvin's Gebeine zu beſitzen, war ſo glücklich, durch ſeine romantiſche Lage ihren Beifall zu erringen. Doch ein reizender Landſitz, der, eine Stunde entfernt von der Stadt, eben verſteigert wurde, bewog ſie, den Platz »le bourg de four« zu verlaſſen und ſich den Winter über in die Stille der Einſamkeit zu begeben. So bizarr aber dieſe Idee auch ſein mochte, ſich von aller Geſellſchaft der Menſchen loszuſagen, und durch ſo lange Zeit zwiſchen Schnee- und Eisbergen ſich zu vergraben; ſo war Marion doch nicht das einzige Weſen, welches dieſen Gedanken vollführte. Unter den reiſeluſtigen Engländern und Franzoſen, welche damals wie jetzt gar oft die Schweiz zum Ziel ihrer Wanderungen erwählten, befand ſich in Genf ein gewiſſer Carl Sheefterfield Esq., und dieſer richtete ſich, auf Sehweite von dem Landſitze Marions ferne, ſein niedliches Winterquartier ein, das er mit allem erdenklichen Comfort verſah. Seine feinen Manieren, ſeine Courtoiſie, vor allem ſeine umfaſſenden Kenntniſſe und Bekanntſchaften, welche er auf ſeinen vielen Reiſen erworben hatte, machten ihn zum beliebteſten Geſellſchafter, den man ſich denken konnte. Marion, obwohl ſie gegen Henry nichts merken ließ, war übrigens für ihn keine Fremde, und ſie begrüßte mit Entzücken einen Bekannten aus früheren Zeiten am Feſtland. Als Marion in London lebte, machte ſie die Bekanntſchaft ſeines Vaters im Hauſe des Lord Midleton, und Carl, welcher

noch ein Jüngling war, verſprach ſchon damals ein echter Gentleman zu werden, worüber ſein Vater vor Vergnügen einen Rundſprung gemacht haben würde, hätte es ſein allzuwohlgenährter Leichnam erlaubt. Carl erfüllte aufs Glänzendſte Sheeſterfield's Hoffnungen, und war jetzt, wo er in den erſten Jahren des Mannesalters ſtand, ein vornehmer Herr in des Wortes ſtrengſter Bedeutung. Marion hatte ihn bereits in Genf geſehen, und er war bald der ſtete Begleiter bei den verſchiedenen Landpartien, Seefahrten und häuslichen Feſten, die von dem jungen Ehepaar arrangirt worden waren. Beide Parteien bezogen ihr Winterquartier, Marion und Carl in beſter Laune, wogegen Henry ſeinen Unmuth von Tag zu Tag zunehmen fühlte. Ihn, der ein ſtilles, thätiges Leben gewohnt war, lockte der Reiz der Neuheit, der verlockende Glanz des Reichthums, und mehr als dies die heiße Glut für Marion, welche er für Liebe hielt, zur Ehe mit ſeiner jetzigen Gattin. Doch bereits war die bethörende Hülle von ſeinen Augen geſunken, er ſehnte ſich nach ſeinem beſcheidenen Leben zurück, die Liebe zur Kunſt war erwacht und Anna's Bild blieb für ihn ein folterndes Zeichen ſeiner gebrochenen Treue. Er wurde nachdenklich und ernſt, ſelbſt mitten im Vergnügen der Jagd, und wie ſie alle heißen die Spiele, wodurch man die Zeit zu tödten verſucht. — Mitten in allgemeiner Luſtbarkeit ſtand er ſchwermüthig ſtill, und ein ſchmerzliches Bangen belaſtete die ſtürmiſche Bruſt. Hätte er ſeine einſtige Energie beſeſſen, anders wäre es geworden, ſo oder ſo! Erſchlafft ſchien ſeine Thatkraft im Taumel des Genuſſes, und er ſchleppte ſich freudelos am Pfad ſeines Lebens dahin! — Man hatte ſich in dem Wohnſitz bei Genf bereits aufs Trefflichſte eingerichtet, aber Henry fand daran kein Behagen, und er wollte in ſeiner Einſamkeit wenigſtens ſeine Kunſt wieder üben. Marion, die an Sheeſterfield's

Umgang mehr Behagen fand, als an dem träumeriſchen Weſen ihres Gemals, ſtand ſeinem Wunſche nicht im geringſten entgegen. — In der Bruſt des einſtigen Malers ſchienen die halbverſchmachteten Blumen ſeines beſſeren Gefühls neu zu erblühen, und, dem Wetter und Stürmen trotzend, eilte er wiederholt nach Genf, um Staffelei, Farben, Pinſel, kurz ſeine Malerrequiſiten beſſer denn je zu ergänzen. Ein paar Mal überraſchte ihn ein derartiges Schneegeſtöber, daß er erſt ſpät Abends nach Hauſe kam, einmal konnte er nach drei Tagen erſt ſeine Heimfahrt wagen, ob des ſtürmiſchen Winters. Marion machte ihm keinen Vorwurf, und Henry vermißte ihn nicht. So ſehr ihn dies Benehmen vor Kurzem empfindlich gekränkt haben würde, eben ſo unempfindlich blieb er gegen Marions wachſende Kälte, und lebte allein ſeiner Kunſt. Die Genialität war unverkennbar an ſeinen, leider, des tiefern Studiums entbehrenden Bildern, und ſein Bewußtſein ſagte ihm, daß das Werk ſeines Fleißes vollen Beifall verdiene, und mit edlem Feuereifer malte er an den begonnenen Gemälden. Doch ſobald dieſelben beendet waren, ſank gar oft ſeine Hand in den Schooß und mit geſenktem Haupte ſaß der Künſtler vor ſeinem Bilde. Er hatte Niemand, der ſich mit ihm freute, es gab ſich Niemand die Mühe, ſein Werk zu betrachten. Marion beſah ſeine Bilder ſelten und flüchtig, Carls Lob konnte nur in den Ohren eines Neulings einen Anwerth haben, die Quelle desſelben war keine edle zu nennen . . . und der Maler ſaß kummervoll allein vor ſeinem Gemälde! — Wie hatte einſt Anna ſeine Werke ſtudirt, wie ſtrahlte ihr Auge von bewunderndem Entzücken, wie innig lobte und wie ſchonend bemerkte ſie, was ihrer Meinung nach nicht naturgetreu war! Einſt war es dem Maler Ruben ſo bitter und ſchmerzlich die theuren Bilder, die er wie Kinder liebte, in fremde Hände übergeben zu

müſſen. Wie glutroth färbte ſich ſeine Wange, wenn er an einem dritten Ort ſein Werk wieder begrüßte! Welch wehmüthig ſüßes Gefühl lag in dieſem Verlieren und Finden! Jetzt hatte Henry ſeine Lieben um ſich, er durfte ſie nicht in die Fremde ſenden . . . und ihr Herr ſaß freudloſer als je in ihrer Mitte . . .

Henry war dafür um ſo thätiger, denn ſo lange eine Arbeit währte, fühlte er ſich zufriedener, und wenn ihm dies oder jenes beſſer gelang, wenn er eine neue Miſchung erſann, ſo empfand er eine innige Freude. Oft, wenn das Wetter zur Schlittenfahrt oder zum Eisſchießen lockte, lehnte er dies Vergnügen ab, und ſaß an ſeiner Staffelei. Er wußte ja Marion unter Cheeſterfield's Schutz; ſeine Frau verſchwendete keine Worte an ihn, und er ſelbſt ſuchte nicht bei ihr zu ſein, von der ſich ſeine Seele gewendet. Ihr kokettes Benehmen, ihr Geldſtolz, und beſonders ihre verletzende Kälte hatten ſeine Leidenſchaft gekühlt. Cheeſterfield fand ſich täglich in ſeinem Hauſe ein, er kam von ſeinem Häuschen trotz dem furchtbarſten Wetter herüber, und Henry überſah, mit ſeinen Bildern beſchäftigt, die Freiheiten, welche ſich Carl erlaubte. Der Pfarrherr, deſſen Bekanntſchaft Henry in Genf gemacht hatte, ein redlicher alter Herr, hielt es aber für ſeine Pflicht, Lefèvre auf das Gerede der Leute, auf die eigenen Rechte und ſeine Ehre, die auf dem Spiele ſtand, ſobald als möglich aufmerkſam zu machen. Henry hatte ein wachſames Auge, und er fand zu ſeinem Schmerz ſeine Warnung gegründet. Eine Folge davon war ein Geſpräch desſelben mit Marion unter vier Augen. Mit all der Schonung, womit ein beſſer denkender Mann einer Frau gegenüber dieſe Sache zu behandeln vermag, ſprach Henry mit ſeiner Gemalin über ihr rückſichtsloſes Benehmen. Er verbat ſich nicht Cheeſterfield's Beſuche, er vermied es, eine Drohung

zu wagen, doch war Marion, die zum erſten Mal ein Hemmniß ihres Willens verſpüren mußte, aufbrauſend und hart gegen ihn. Henry ſprach mit Selbſtbeherrſchung aber mit Entſchloſſenheit, doch es hatte keine andere Wirkung auf Marion, als ihren Zorn zu entflammen.

»Herr Gemal,« ſprach ſie ſtolz ſich erhebend, »Sie uſurpiren Rechte gegen mich, die Sie nie beſaßen und nie beſitzen werden. Wenn Eins von uns beiden ſich beklagen kann, ſo bin ich es! Oder glauben Sie, ich habe deshalb den Freuden der großen Welt entſagt, um hier mich zu langweilen, wenn es Ihnen beliebt, halbe Tage zu pinſeln, oder ſtundenlang, in Träumereien verſunken, keine Antwort auf meine Rede zu finden? Ich allein habe das Recht, die Vertraute Ihres Herzens zu ſein, und — Auge in Auge verſenkt! — haben Sie niemals meine Rechte gekränkt? — O ſchweigen Sie jetzt nur, ich fühle mich zu gut, als daß ich um die Geheimniſſe Ihrer Vergangenheit betteln ſollte!«

Bei dieſen Worten zuckte eine furchtbare Wuth durch die Seele des Gekränkten, und mit Eins ſtand er mit erhobener Hand, blaß und zitternd vor ihr. Zur Zeit noch ſank ſein Arm, und zähneknirſchend warf er ſich auf das Sopha zurück. — Doch Marion ſah ihn mit vernichtenden Blicken an, und das gereizte Weib vergaß jede Schonung, indem ſie es bei jenen verletzenden Worten nicht bewenden ließ.

»Jetzt,« ſetzte ſie hinzu, »jetzt, leider zu ſpät, ſehe ich es ein, daß ich thöricht war Ihren Worten zu glauben. Sie haben mir Liebe für Liebe verſprochen, Sie verſprachen mir Ihr ganzes Leben zu weihen, Sie leiſteten die verwegenſten Eide und ich war weich genug, Ihren Worten zu glauben; ich hielt Sie edlerer Regungen fähig, ich glaubte, Sie liebten mich, mich allein, während die Armuth vor dem Reichthum gekniet war . . . und ich konnte mich wegwerfen — an Sie! Ich hab' es verdient, ich ſollte es ahnen;

Undank lohnt, was die Liebe vollbrachte. Aufzulehnen wagen Sie ſich jetzt gegen mich, vor der Sie ſich zum Staube beugten, ſo finde ich mein Bild vielleicht von eines Landſtreichers Dirne verdrängt . . . Zittern Sie nur, es iſt eine ohnmächtige Wuth. Oder woher kam die ſo zarte Beſorgniß um jenes Mädchen, das Sie bei Kratter zu finden verſuchten. Weshalb ſchwebt im Traume ein fremder Name, der Name »Anna« auf Ihrer verrätheriſchen Lippe? . . . Jetzt mögen Sie Ihre Züge im Spiegel beſehen, ſie tragen den Stempel der Schuld! Und nach all dieſem, wenn mein gekränktes Herz es vorzieht, ſtatt nutzloſen Klagen zu ſchweigen . . . dann haben Sie, Herr Gemal, noch Frechheit genug, ſich mit ſtrafender Miene vor meine Augen zu ſtellen, die ſchuldloſeſten Vergnügungen zu verdächtigen, jede Zerſtreuung als Fehltritt zu deuten, weil Seneca ſagt: »**Juvat socios habere malorum?!**« . . . (Es iſt ein Troſt, Genoſſen ſeines Uebels zu haben). Daß Sie, eben Sie dieſe Verwegenheit haben, zwingt mich, mein Herr Lefèvre! — Sie zu verachten!« Ein vernichtender Blick begleitete ihre Worte, ſie drehte den Schlüſſel und verließ das Gemach. Das beleidigte Selbſtgefühl, Scham und Schmerz beſtürmten ſeine blutende Bruſt, aber er fühlte, daß er ohnmächtig ſei, ohnmächtig durch das Bewußtſein ſeiner, wenigſtens in Gedanken gebrochenen Treue. Vorwürfe folterten ſeine Seele, ob all den unbedachtſamen Schritten, zu denen er ſich, geblendet von einer leidenſchaftlichen Wallung, hatte hinreißen laſſen. Er entſagte ſeiner Kunſt von Neuem, er forcirte ſich in Marions Nähe, um fröhlich zu ſcheinen, er war voll Zuvorkommenheit, voll Schonung gegen ſie, um, wo möglich, jeden Grund zu ferneren Klagen von Seite ſeiner Frau zu vermeiden, und ſein Unrecht gegen Anna durch Ergebung in ſeine peinliche Lage zu ſühnen. Es war vergebliche Mühe. Marion war

zu ſehr an ein freies, ungebundenes Leben gewohnt, als daß ſie zu Henry verſöhnend ſich wenden mochte, und es geſchah auch nur deshalb, damit er nicht glaube, ſeine Worte hätten über ſie ſolche Macht. Marion ergab ſich dem Manne mit ungetheilter Liebe, der ſie zu feſſeln verſtand, und ungetheilt ihr angehörte, doch einmal gereizt, blieb ſie auch unverſöhnlich! — Sheeſterfield kam wie früher, Marion behandelte ihren Gemal mit Geringſchätzung, ſelbſt das Betragen des Gaſtes wurde öfter verletzend für ihn. Henry konnte es unmöglich länger ertragen, und ſo wie ihm wäre dies Verhältniß jedem Manne, der noch einen Funken Ehrgefühl beſaß, bald unerträglich geworden. Wochen vergingen, Lefèvre kam zu keinem feſten Entſchluß, aber ſeine Gemalin ſchien ihn zum Aeußerſten treiben zu wollen. Eines Morgens lud Carl das Ehepaar zu einer Fahrt nach Genf ein, um einen Ball zu beſuchen, der glänzend zu werden verſprach. Das Wetter war etwas rauh, und Henry ſchlug die Fahrt unter dieſem Vorwand aufs entſchiedenſte aus. Marion ſchwieg, während ein ironiſches Lächeln ihre Lippen umſpielte. Der Abend kam, Sheeſterfield fuhr nach Genf, und Marion beſtieg mit ihrer Dienerin zugleich ihren eigenen Schlitten. Henry ſtand am Fenſter ſeines Zimmers, und in der erſten Regung des Zornes wollte er hinabeilen, um in die Zügel der Pferde zu fallen. Aber er fürchtete eine lächerliche Rolle zu ſpielen, und leichenblaß vor Aufregung ſank er ſtöhnend zur Erde. Marion fuhr ab, Henry verlebte eine qualvolle Nacht. Der Morgen graute, er hörte ihren Schlitten von der Ferne, und ſein Entſchluß war gefaßt. Jede Furcht war beſiegt, er hatte endlich ſeine Entſchloſſenheit wieder, denn es war nicht ſeine Schuld mehr, jetzt war er allein der beleidigte Theil. Vor Aufregung zitternd legte er die Hand auf das Schloß ihrer Zimmerthür und trat ein. Sie war

in ein reizendes Morgen-Negligée gekleidet, und lag halb ſchlummernd auf dem Divan. Als Henry eintrat, beachtete ſie ihn nicht im geringſten und ſchloß ihre Augen.

»Madame!« rief Lefèvre mit ernſter Stimme, »ich habe mit Ihnen zu ſprechen.«

»Sprechen Sie immerhin, ich werde Sie nicht unterbrechen,« erwiederte Marion ſich in den ſchwellenden Kiſſen abwendend von dem läſtigen Sprecher.

»Marion,« rief Henry aufgereizt, »Sie werden mich hören!« Marion ſchwieg.

»Madame!« ſprach er aufs Aeußerſte gebracht, indem er ihren Arm krampfhaft erfaßte, »Sie werden, Sie müſſen mich hören! Lang genug habe ich geſchwiegen, lang genug ſuchte ich Ihnen alles zu erſetzen, was Ihr liebendes Herz, wie Sie ſagten, an mir ſo lange vermißte, aber es war umſonſt. Ich bin frei von jeder Schuld, . . . aber wie es iſt, darf es nicht länger bleiben!«

Marion erhob ſich, ihren Arm aus ſeiner Hand zu befreien, mit einem wüthenden Blick gegen Henry, ſtammelt ihre Lippe: »Tyrann,« und ſie eilte zur Pforte. Aber Lefèvre nöthigte ſie zu bleiben, und ſprach mit unerſchütterlichem Ernſt zu ſeiner zürnenden Gattin.

»Cheeſterfield,« ſchloß er ſeine Rede, »wird nie mehr dieſe Schwelle betreten. Sie werden dieſes Landhaus verlaſſen und Ihre Pflichten, die Sie mir am Altare zugeſchworen haben, genau erfüllen, oder ich werde zu anderen Mitteln greifen, an die jedes weibliche Herz nur mit Zittern denkt. Sie ſprachen bereits ſo viel und oft von den Opfern, die Sie mir gebracht haben wollen. Dieſe kränkende Erklärung habe ich niemals erwiedert, nur jetzt ſei es verſucht, Ihnen einen Abend im Schloſſe Riccardi ins Gedächtniß zu rufen, es war ein herrlicher Abend. Ich fühlte mein Herz ſtets heißer für Sie entbrennen, ich erkannte die Kluft, welche zwi-

ſchen mir, dem armen Maler, und Lady Marion gähnte ... und wollte Sie meiden. Dies Blatt Papier hier, voll Liebe, rief mich zu Ihnen, ich war ſchwach genug, zu kommen, doch mein Entſchluß wollte nicht wanken. Da ſchlangen Sie, Madame, Ihren Arm um meinen Nacken, Sie ſelbſt zeigten mir die Opfer, die ihnen der beſcheidene Maler zu bringen vermöchte, und ſchlugen dieſelben ſo hoch an. Aus Liebe zu Ihnen ſollte ich meiner Kunſt entſagen, die bisher mein Alles war; aus Liebe zu Ihnen ſollte ich den ſchlichten Namen meines Vaters verläugnen ... o hätte ich's niemals gethan? Verſchwieg ich vor Ihnen ein Geheimniß; — weshalb ſuchten Sie nicht dasſelbe auf offenem Weg zu erfahren? Sie hielten ſich nicht für zu gut, der Spion Ihres Gatten zu ſein. Marion! ich habe Sie nie um Ihr vergangenes Leben gefragt, ich hatte Schonung genug, ich wollte den Schleier nicht lüften, wenn Sie nur jetzt mir werden möchten, was Sie mir ſo innig gelobt. Marion! ich habe keine Schleichwege betreten, und habe mehr erfahren, als mir lieb war, ſowohl für meine Ruhe als für die Achtung gegen meine Frau ... Ich habe ſtets geſchwiegen, bis Sie mich zum Sprechen zwangen. Unſere Opfer, unſere Schuld wiegt wohl gleich, wir ſind bis hieher vollkommen ausgeglichen. Welche Laſten ich ferner in Ihre Wagſchale zu werfen berechtiget wäre ... davon laſſen Sie mich ſchweigen. Ich ſpreche jetzt offen zu Ihnen: wählen Sie, wie es Ihr Herz, wie Ihr Gewiſſen Sie zu wählen verbindet ... kehren Sie zurück, meine Arme ſind Ihnen geöffnet ... wählen Sie anders ...« Henry vollendete nicht und ſah feſten Blickes auf Marion. Sie beſah ein Bildniß, das Cheeſterfield aus England mitgebracht hatte, und ſchwieg. Henry fühlte ſich verletzt und ſein Blut begann zu wallen.

»Marion! haben Sie gewählt?«

»Worüber?«

»Worüber ich zu Ihnen ſprach.«

»Sie haben zu mir von einer Wahl geſprochen? — Verzeihen Sie, das habe ich ganz überhört,« ſcherzte Marion mit erkünſtelter Naivität.

»Marion!« rief Henry empört, »Sie ſind ein herzloſes Weib.«

»Und Sie ein allerliebſter Gemal!« erwiederte ſie lächelnd mit einer tiefen Verbeugung.

»Sie ſpotten meiner?« ſchrie Lefèvre entrüſtet, während er ihre Hand zurückſtieß, »Marion! — Nein! — Meinen Arm ſoll keine Berührung mit dieſem heuchleriſchen Weibe entehren!« und ſich zu beherrſchen ſuchend, verließ er die drohende Stellung. Der Lärm eines nahenden Schlittens ſtörte die Stille. Marion verließ ihren Gatten, der ſich nach einem Augenblick der Ueberlegung an den Schreibtiſch begab, und bald darauf ein Schreiben an Cheeſterfield ſandte. Zu Henry's Bedauern war derſelbe nicht zu Hauſe und kehrte erſt am andern Morgen zurück. Marion vermied, wie es ſchien, ihren Gatten. Lefèvre blieb den ganzen Tag hindurch auf ſeinem Zimmer, die Zögerung verwünſchend, die ſein Entſchluß durch Cheeſterfield's Abweſenheit erlitt. Mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, achtete er nicht auf das, was um ihn geſchah, und ſchritt ungeduldig in ſeinem Gemach auf und nieder. Es war Abend geworden, er hatte nichts gegeſſen. Alles war ſtille um ihn her, und er wollte, ſich ſelbſt überwindend, ſeiner Frau den Befehl ertheilen, ſich für morgen zur Abreiſe zu rüſten. Ganz anders am Morgen, mit reſignirender Kälte trat er bei ihr ein, die Läden waren geſchloſſen, und er ſah ſich genöthigt, da es bereits dunkel geworden war, in ſein Zimmer zurückzukehren, um ein Licht zu holen. Er kam zurück, ſah rings um ſich, das Zimmer war leer. Er rief ihren Na-

men; es erfolgte keine Antwort. Bewegt eilte er hinab, das Kammermädchen ſeiner Frau war nirgends zu ſehen, nur der alte Jacob ſaß in der Stube. Marion war abgereist. — Mit Mühe beherrſchte ſich Henry vor ſeinem Diener und ſchlich mit zitternden Knien in Marions Zimmer zurück. Ein offenes Briefchen lag auf dem Tiſche, es enthielt einen Wechſel für Henry. In ſtummen Schmerz ſaß derſelbe auf dem Sopha und ſah regungslos in die Flamme, die den Wechſel in ſeinen Händen verzehrte. Kaum röthete der erſte Morgenſtrahl die Spitzen der Berge, ſo verließ er ſeine Wohnung und eilte zu dem Hauſe des Nachbars. Er traf Cheeſterfield mit dem Einpacken ſeines Geräthes beſchäftigt, denn er war auf dem Punct zu verreiſen.

Carl grüßte ihn mit einer kalten Verbeugung; Lefèvre hielt ihm zwei Piſtolen hin und ſprach mit ruhigem Tone: »Wählen Sie!«

Entweder verſtand der Angeſprochene ſogleich den Grund dieſer Scene, oder es ſchien ihm nicht der Mühe werth zu fragen; kurz, er nahm mit der ſtoiſchen Gelaſſenheit eines echten Engländers die eine der dargereichten Waffen und lud den Gegner durch eine Handbewegung ein, ihm vor ſeine Hausthür zu folgen.

Es wurde kein Wort mehr gewechſelt. Carl ſtand an dem einen Ende des Hauſes, Lefèvre ihm gegenüber am andern. Beide ſtreckten die Piſtolen vor und ſchoſſen zugleich. Cheeſterfield war von der Kugel des Gegners kaum merkbar geſtreift worden an der rechten Seite, während Henry, von deſſen Schuß in die Bruſt getroffen, zur Erde ſank. Carl übergab ihn den Händen ſeines Dieners, legte die Piſtole nieder und ging, eine Cigarre entzündend, ſeine Reiſeanſtalten zu beenden. Ein wüthender Blick voll unverſöhnlichen Haſſes folgte ihm aus den Augen des Feindes,

der in seinem Blute lag. Der alte Jacob, welcher die verstörte Miene seines Herrn gesehen hatte, war voll Besorgniß demselben in der Entfernung gefolgt. Henry wurde zurückgebracht, während sein Gegner an demselben Morgen die Schweiz verließ. Henry's Wunde wurde von dem Doctor zwar nicht für tödtlich, aber für bedenklich erklärt. Der Unglückliche verlor sein Bewußtsein, und rastlos wurde er von den gräßlichsten Fantasien gequält.

Einige Wochen vergingen, ehe Henry zum Bewußtsein kam. Langsam vernarbte die Wunde, und erst gegen Mitte Februars war er genesen. Mit Mühe besann er sich, was in seinem Leben wirklich und was geträumt gewesen sei. So gern er sich beredet hätte, daß Marions Begegnung auf seiner irdischen Wanderschaft nur ein Bild der Fantasie gewesen sei, die Wirklichkeit stand zu lebhaft vor ihm, und jeder Schritt, jeder Gegenstand in diesem Landhaus erinnerte ihn an eine bittere Scene mit Marion. Deshalb sehnte er sich mit Ungeduld nach dem Augenblick, in welchem er abreisen durfte, um nichts mehr von ihren Gütern zu besitzen, und sie wenn möglich vergessen zu können. Was er in seiner Schatulle von Briefen oder Geschenken Marions hatte, warf er entweder ins Feuer, oder verschenkte es an den alten Jacob. Ganz unten am Boden dieser Schatulle fiel ihm jenes Schreiben von Anna ins Auge; es war das letzte, welches er ungeöffnet und ungelesen erst jetzt wieder fand. Mit Hast löste er das Siegel, und mit wachsender Wehmuth durchlief er die Zeilen. Anna schrieb wie immer voll Sanftmuth und Liebe; ihre reine Seele war fern von Verdacht gegen Conrad. Sie glaubte, sein langes Ausbleiben könne nur die Folge eines Unglücks oder einer Krankheit gewesen sein. Ihre Mutter aber, schrieb sie, lag ihrem Ende nahe darnieder, und wenn der gute Conrad nicht durch ein Uebel gefesselt würde, so möchte sie ihn inständig

bitten, nach Hauſe zu kommen, denn die Mutter würde leichter aus der Welt gehen, wenn ſie ihr Kind nicht ganz verlaſſen und einſam in der Welt ſtehen wüßte. Dies alles war ſo einfach und doch ſo liebevoll geſchrieben, daß Conrad nicht wußte, wie ſolche Zeilen ihm ſo oft als gefühlsarm erſcheinen konnten. Schaudernd erkannte er die Größe ſeiner Schuld, ſchaudernd ſah er, wie tief er geſunken war und jetzt empörte ſich ſeine wiedergewonnene Thatkraft und ſeine Mannheit gegen die vielen entwürdigenden Scenen, die er beſtanden hatte, ſeit er Anna verließ. »Fort von hier,« ſprach er zu ſich ſelbſt, »wo immer hin; überall lebt man zufrieden, wo man im Stande iſt ſeine Schuld zu ſühnen und zu vergeſſen, was uns mit Scham und Reue erfüllt.« Nicht einen Tag mehr wollte er in Marions Landhauſe verweilen, und entſchloſſen, ſeine Wanderſchaft noch heute zu beginnen, griff er zum Ränzel und Knotenſtock. Doch womit ſollte er ſeine Reiſe bezahlen? Wenn er dieſes Haus hinter ſich hatte, mochte er keinen Heller von ihr verbrauchen, die ihn ſo ſchmerzlich getäuſcht . . . Da fielen ihm ſeine Bilder, deren er über ein Dutzend vollendet hatte, beſtaubt und unbeachtet ſo lange in einem Winkel des Zimmers ſtehend, abermals ein. Ein Strahl der Freude durchzuckte ſein Herz, dankbar ſah er zum Himmel, und von Entzücken leuchtete ſein Blick, denn ſeiner Hände Werk konnte ihn ferner erhalten. Das Landhaus ſammt allem Geräthe, welches Marion ihm in einer roſigen Laune als Eigenthum überlaſſen hatte, ſchenkte er dem verwunderten Diener, und zum erſten Mal ſeit Langem wieder freier athmend, ſtand er ſcheidend vor dem romantiſchen Häuschen. Er nahm nichts als ſeine Bilder mit ſich, und ärmlich, wie er die Heimat verlaſſen hatte, kehrte er wieder zurück. Er konnte nur in kurzen Tagreiſen ſeine Wanderſchaft fortſetzen, und trotz ſeiner beſchwerlichen Reiſe, bei der er all' den Luxus ent-

behrte, an den er ſo lange gewohnt war, bereute er nicht ein einziges Mal, nichts von Marions reichen Geſchenken behalten zu haben. Als er von ferne den Stephansthurm, weit in die Lüfte ragend, am Horizont wieder auftauchen ſah, da klopfte ſeine Bruſt ſo gewaltig, und mit Thränen im Auge ſprach er für ſich: »Theueres Wien! theuere Heimat, hätt' ich dich niemals verlaſſen! Mir wäre beſſer!... und vieles wäre nicht ſo, wie es jetzt iſt! . . .« Wie vor zwei Jahren durchſchritt er abermals die Jägerzeile, und ging gerade auf Anna's Hütte zu. Jetzt ſah er die weißen Mauern vom Schlingkraut überrankt, dort war das Fenſter, die Thüre, an der er ihr Lebewohl geſagt hatte . . . Doch ein großer Schutthaufen lag nächſt derſelben, denn — man riß die theuere Behauſung zuſammen! . . . Mit eiligen Schritten rannte Conrad zitternd zur Schwelle, und ſah das verlaſſene Stübchen auf der Rückſeite zur Hälfte bereits abgetragen, während der emſige Hammer luſtig ſingender Taglöhner eben die zweite Mauer zu zerſtören begann. Anna war nicht zu ſehen, ihre Mutter ſo wenig als ſie . . . Niemand wußte eine Auskunft zu geben, denn die Armuth kommt, geht, jubelt und leidet, und kein Herz fragt darnach . . . Sie entſteht und verliſcht wie ein flackerndes Lämpchen, kein Buch der Geſchichte meldet ihre Kämpfe, Tugenden und Seufzer . . . Die Stätte ihres Wirkens verſchlingt die flüchtige Zeit . . . und es iſt, als wäre ſie niemals geweſen! . . . Trauriges Los! — In ſolchen Gedanken ſtand Conrad tiefſinnig an der verfallenden Schwelle und jeder Schlag, den das Werkzeug that, ſchlug eine Wunde in ſein blutendes Herz, denn ſein Gewiſſen nannte ihn als den Treuloſen, welcher der Armuth ihre Ruhe ſtahl, und damit fortſchlich wie ein nächtlicher Dieb! Dort in der Ecke hing noch das Chriſtusbild, zu dem für Conrad an dem Abend nach Sieghards Rettung die dankbare

Tochter gebetet hatte . . . dort ſtand in der Küche noch die hölzerne Bank, auf der Anna bitterlich weinend geſeſſen, als Conrad ſeiner Reiſe nach Innsbruck erwähnte . . . Dies und manches Liebe überragte die Trümmer, in denen ſein Glück ſeine Grabſtätte gefunden, nur die theueren Herzen waren nicht mehr zu finden . . . Es dämmerte bereits, als Conrad, düſter und muthlos, jene Hütte verließ. Er ſah nach dem Stübchen, in dem er ehemals wohnte, und der Zettel am Hofthore verkündete, daß es keine Inwohner habe. Er ſtieg zur Dachkammer hinauf, und hatte bald das Uebereinkommen mit dem Hausherrn getroffen. Man hatte ſie inzwiſchen einige Zeit als Getreideboden benützt, und er fand beinahe Alles wieder, wie es vor zwei Jahren geweſen. Wie damals bediente ihn wieder ein emſiges Mütterchen, das doch nebſtbei Zeit fand, die Chronique ſcandaleuſe der Umgebung zu ſtudiren; und eben dieſe Eigenſchaft verlieh ihr in Conrads Augen einen doppelten Werth, da er von ihr eine Auskunft über Anna zu erhalten meinte. Ruben, deſſen Antlitz jetzt ein dichter Bart beſchattete, während er früher keinen zu tragen pflegte, in deſſen Aeußerem überdies manche Veränderung vor ſich gegangen war, wurde von dem kurzſichtigen Weibe nicht wieder erkannt.

»Ja, Anna iſt halt ein armes Waiſerl!« begann die Alte redſelig ihren Bericht. »Es geht jetzt ins zweite Jahr, daß der Fiſcher Sieghard das Zeitliche geſegnet hat, und ſein Weib, das trotz ihrer zwanzigjährigen Ehe den guten Mann von Herzen liebte, hat ſich rechtſchaffen gekränkt. Die Frau war ſchon jahrelang kränklich, durch den Tod von ihrem Mann hat der Verdienſt auch noch abgenommen, und die arme Koſt, die manchen Tag in einer Waſſerſuppe mit Brot beſtanden, gab ihr keine gehörige Kraft. Von jetzt begann ein wahres Kreuz für Anna. Beim Tage machte ihr

die ſchwer kranke Mutter vollauf zu thun, und bei der Nacht that ſie kein Auge zu, um Geld zu verdienen, daß die Mutter doch manchmal ein Leckerbiſſen erfreute, und ſich ihre Geſundheit herſtellen möchte. Oft, wenn ich vom Holzſammeln ſpät in der Nacht aus der Au gekommen war, ſah ich ſie am Bett ihrer Mutter, ohne Ruhe arbeitend, wachen. Ihre Augen waren roth vor Anſtrengung, ihr Leib zitterte vor Kälte, und ihre fleißigen Finger wurden ſo ſtarr, daß ſie ihre Hände manchmal über die Oellampe hielt, oder an ihrem Hauch zu erwärmen verſuchte. Oft habe ich ihr ein Bündel Holz bei der Thür hineingelangt; mit Thränen hat ſie mir gedankt, denn ſie konnte das Bett ihrer Mutter nicht lange verlaſſen. Doch es iſt noch ſchlechter gekommen; der Verdienſt hörte auf, Niemand brauchte eine Näherei und Anna war troſtlos. Ich wußte nicht, warum ſie das goldene Kreuz nicht hergeben mochte, das ſie an einem Sammtbande am Halſe trug; doch, weil die Leute geſagt haben, dies ſei das einzige Andenken an ihren Geliebten, ſo mocht' ich nichts davon erwähnen. Eines Morgens aber winkte ſie mir, ich möchte zu ihrem Fenſter kommen, und zu meinem Erſtaunen legte ſie mit verweinten Augen das goldene Kreuz in meine Hand. Ich ſollt' es verwerthen, und, weil ein Jude in der Nähe meſſingene und nachgemachte Kreuze verkaufte, ſo bat ſie mich, ihr von ihm eines zu bringen, damit die Mutter den Abgang des Schmuckes nicht merke. Ich habe es genau ſo gethan; die Alte hat nichts geahnt, und das gute Mädchen hat den Reſt des Geldes bei einem Heller für ihre Mutter verwendet. Es war ihr einziger und erſter Betrug, denn die Anna war ein rechtſchaffenes Mädl!«

So weit hatte die Alte erzählt, als ſie innehielt, indem Ruben, von bitteren Vorwürfen gefoltert, bleich und regungslos vor ſich hinſah.

»Leider! langte der Werth des Kreuzes nicht für die

vielen Bedürfnisse der Kranken aus, und Anna rang verzweifelnd die Hände. Sie hat zwar oft zu mir gesagt, daß in ein paar Tagen ihr Bräutigam wieder zurückkommen müsse, aber die Wochen sind vergangen und der saubere Mouße! — ist nicht wiedergekehrt. Die Noth stieg aufs Aeußerste — und — der Himmel mög' es dem falschen, ehrlosen Burschen vergeben! — mit schamrothen Wangen stand das arme Mädl vor der Thür, sie war genöthigt zu betteln.«

Conrad wankte auf seinem Stuhle, und verbarg schluchzend das Gesicht in den Händen.

»Nicht wahr,« setzte theilnehmend die Alte hinzu, »einen Stein könnt' so eine Liebe erweichen, aber den nichtsnutzigen Menschen hat's nicht gerührt! — Endlich waren die Leiden der Mutter überstanden, ihre Tochter ging recht abgehärmt und trostlos hinter dem Sarg, der ihr Theuerstes, ihr Alles begrub! . . . Ich habe der Waise einen Platz in meinem Stüberl gegeben, und, nachdem alles ausgezahlt war, blieben dem Mädl noch ein paar Thaler. Alle Tage aber, so oft sie den Briefträger sah, meinte sie ein Schreiben von ihrem Conrad zu bekommen, und so oft als Jemand auf der Stiege gehört wurde, rief sie freudig aufspringend: Er ist's! Aber jedesmal seufzte sie, wenn der Postbote verneinte, oder wenn ein fremder Mensch eintrat . . . Brief und Conrad kamen nicht, und kommen wohl nimmermehr! . . . Er ist gewiß recht schwer krank, oder hat ein anderes Unglück gehabt, meinte sie stets und fantasirte immer davon, daß sie hinreisen möchte, um ihn zu pflegen. Wie ich gesehen habe, daß sie sich diese Idee immer mehr einreden wollte, so versuchte ich sie zu warnen, denn mir scheint, jener Herr Maler war auch ein leichter junger Mensch, der die Ruhe der Mädeln so leichtsinnig zerstört, wie man die Halmen vom Gras niedertritt. — Er sitzt vielleicht auf sei-

denen Divans, während ſeine Anna verhungert, er wirft vielleicht Hunderte beim Fenſter hinaus und küßt ſeine neue Geliebte, während die betrogene Fiſcherstochter auf den Straßen um ein Almoſen bettelt! . . . So hab' ich geſprochen zu ihr, ohne Scheu, aber ſie iſt nur böſe geworden auf mich. Um keine Welt hätte ſie geglaubt, daß er treulos ſein könnte, und weil ich anderer Meinung war, iſt ſie eines Morgens auf und davon. Wahrſcheinlich hat ſie ihren Conrad geſucht, kurz ſie war fort, und iſt nicht wieder gekommen!«

Die Alte hatte längſt geendet, Conrad regte ſich nicht und ſaß in ſtummer Verzweiflung, das Geſicht in den Händen verbergend. Die Erzählerin nannte ſeinen Namen, doch er hörte ſie nicht; erſt als ſie ihn am Arme ſchüttelte, erhob er ſein Antlitz, gab der Alten einen Lohn für ihre Mittheilungen, und ſchloß die Pforte hinter derſelben.

»Sie war es! — O Gott! — Du kannſt mir Elenden nimmer vergeben!« rief er in bitterſter Qual, und fiebernd ſank er aufs Lager.

Monate vergingen. Anna kam nicht wieder. Keller's Erkundigungen zu Florenz hatten keinen Erfolg, und Conrads Trübſinn vermehrte ſich täglich. Die kunſtſinnigen Wiener kauften ſeine werthvollen Bilder um namhafte Preiſe, und da Ruben ein ſtilles, eingezogenes Leben führte, ſo mehrte ſich zuſehends ſein Wohlſtand. Vor Allem waren die wichtigſten Momente aus ſeinem Leben ſo unnachahmlich dargeſtellt, daß er ſeinen Ruhm ſchnell erhöhte. Der Künſtler gibt nichts vollendeter wieder, als was er ſelbſt empfunden und erlebt hat; nur ahnt das Publicum, wenn es ſeine Werke kauft, nicht immer, wie reichlich er ſelbſt dieſe Meiſterſtücke bezahlte, — mit ſeinem Schmerz!

Bereits fanden ſchwarze Gedanken Eingang in Conrads Seele, und er ſah ſeine Hoffnung entſchwinden. Lebensmüde und düſter, wie Conrads Gemüth zu werden

begann, sehnte er sich nach einem bewegteren Leben; denn das Sprichwort: »die Zeit heilt Alles,« wollte sich an ihm so wenig als an jedem wahren Leiden bewähren. Für die Außenwelt vergehen unsere Schmerzen deshalb, weil nur am Beginn unseres Unglücks jedes fremde Herz Mitgefühl äußert und wir selbst mittheilsamer sind; späterhin verschließen wir unsern Kummer, denn es wäre lächerlich, stets von seinen Leiden zu sprechen; somit reden wir weniger, dulden aber dafür um so mehr. So ging es auch mit Ruben. Das Bewußtsein seiner Schuld wurde ihm täglich zur größeren Qual, und die ungestörte Ruhe seines jetzigen Lebens erschien ihm bald unerträglich. Wenn außen rastlose Thätigkeit, Streit und wechselnde Ereigniſſe ihn umgeben würden, hoffte er zufriedener zu werden, als hier, wo selbst in seinen Bildern sich der unheimliche Trübsinn aufs deutlichste aussprach. Die überspanntesten gräßlichsten Fantasien, die je ein Menschengeist erfand, malte er mit Freuden, und ergötzte sich an den Zerrbildern eines extravaganten, krankhaften Gehirns. — Da ertönte die Trommel vor seinen Fenstern, ein freudiger Gedanke erleuchtete seine Züge und zur Stelle wurde derselbe zur That. Frankreich hatte seinem lieben Vaterland den Krieg erklärt, und Tausende von Recruten wurden ausgehoben, die Armee zu verstärken. »Wie oft muß die kränkliche Mutter die Stütze ihres Alters entbehren,« sprach Ruben für sich, »um die Brust, das Herz des einzigen Sohnes zur Zielscheibe der feindlichen Kugeln zu machen? . . . Ja, für ein solches Leben sei das meinige ohne Zögern geopfert, und ich, der ein edles Herz so namenlos kränkte, will ein anderes beglücken, um einen Theil meiner Schuld wo möglich zu tilgen.« — Binnen Kurzem waren seine neuesten Bilder verkauft, sein Stübchen verlassen und der Freiwillige stand in der Stube, in welcher man die Werbung begann. Eine Scene, wie er erwartet hatte,

durfte er nicht lange herbeirufen; ſie ſind bei derlei Gelegenheiten nur all zu zahlreich zu finden. Die Werber erklärten ſtreng einen Burſchen für tauglich, während ſeine erblindende Mutter umſonſt für den theueren Sohn bat, und ein bildſchönes Mädchen ſchluchzend auf der Schwelle ſaß. Zwei Herzen konnte Conrad beglücken, ſein Ziel war gefunden, und er ſtellte ſich ohne Handgeld frei und entſchloſſen an den Werbtiſch als Erſatzmann für jenen. Keine Feder vermag das ſtaunende Entzücken der Mutter, den Jubel des bräutlichen Mädchens, und den herzlichen dankbaren Händedruck jenes Burſchen zu ſchildern, der ſo gerne ſein Leben dem Vaterlande geopfert hätte, wäre ſeine Mutter nicht troſtlos geworden. Ruben ſtand ſtumm und bewegt bei all dieſen überſtrömenden Entzücken, er ſelbſt empfand eine wehmüthig-ſüße Freude, ſteckte das Zeichen des Recruten auf die Kappe und trat unter das Kriegsvolk. Die Neuheit des Standes, das bewegte, muntere Soldatenleben, die bevorſtehenden Kämpfe zerſtreuten den freiwilligen Krieger, und oft ſaß er in ſtillem Behagen und dachte, wie froh und innig jene Mutter und die Braut des freigeſprochenen Burſchen ſeiner gedenken werden, und dies war ein ſüßes Bewußtſein für ihn, der ſich allein ſah in der ganzen Welt. Man bereitete ſich zum Ausmarſch, und Ruben war der erſte gerüſtet; er war ein echter Krieger geworden, der keine Kugel und keine Gefahr floh, denn ihn beweinte kein Auge, er ließ Niemand auf dieſer Erde zurück, dem er lieb und theuer war . . . er ſtand vereinzelt, losgeriſſen von allen zarteren Banden, und eine feindliche Kugel ſchien ſeinem Herzen ein willkommener Gaſt. — Den Abend vor der erſten Schlacht brachte er doch voll bangem Erwarten zu, und an den Stamm einer hundertjährigen Eiche gelehnt, beobachtete er das ſeltſame Treiben um ſich her. Wenn beim erſten Sonnenſtrahl die Trommeln wirbeln, wenn die Trompete zum Angriff er-

tönt, da sind wohl alle Herzen entschlossen und kühn, aber der Abend vor dem Gefechte wird selbst von den Muthigsten in zaghafter Unentschlossenheit, und mit bangem Herzklopfen verlebt. Das langsame Entschwinden der Stunden, das nächtliche Dunkel, nur hie und da von Wachtfeuern erhellt, der gleichmäßige Schritt der Wachen gibt der Scene einen feierlichen Anstrich. Dort lehnt der alte Tambour auf seine Trommel gestützt, neben ihm singen mehrere Soldaten die beherztesten Lieder, doch offenbar nur um ihren Kleinmuth zu beschwichtigen, denn ihre Stimmen zittern oft, und bisweilen brachen sie mitten in der Arie ihren Gesang ab, nachdenklich den Kopf in die Hände gestützt. — Andere tauschen geheim noch Briefchen mit den Cameraden, damit sie ihren Lieben den Scheidekuß heimbringen mögen, wofern sie eine Kugel ereilt. Wieder andere erzählen Heldenthaten, als wäre eine Schlacht leichter zu beenden als eine Kegelpartie auf dem Billard. Nur Conrad saß allein, er hatte Niemand, mit dem er vertraut sprechen konnte! Doch diese Nacht ging zu Ende, Ruben machte mehrere Gefechte mit und erhielt manche Wunde; nur die Kugel, die seinem Leben galt, schien noch nicht gegossen zu sein. Niemals ließ er sich durch eine noch nicht ganz geheilte Verletzung von der Theilnahme bei einem Kampfe abhalten, bis endlich eine Kugel, welche tief in den Oberarm gedrungen war, die Muskete seiner Hand entriß und man ihn nach Wien in das Hospital zurückbrachte. — Es war für ihn eine schmerzliche Zeit. Zu seiner Beruhigung wurde lange kein Treffen geliefert, und als man wieder von Neuem ausrückte, konnte ihn nichts mehr bewegen, daheim zu bleiben und trotz der Warnung des Arztes stand er gerüstet in den Reihen der tapferen Krieger. Doch mochte er, so sehr er seine Schmerzen und Schwäche zu beherrschen suchte, sich all zu viel zugetraut haben, denn er fühlte, als sie die Stadt verließen,

ſeine Kniee wanken, und vor dem Kloſter der grauen Schweſtern ſank er zuſammen. Sein Bewußtſein war entſchwunden, man brachte ihn in das gaſtfreundliche Kloſter, und ſorgſame Pflege rief ihn ins Leben zurück.

Doch, war es Folge der Ermattung oder Krankheit des Geiſtes, Conrad fantaſirte beſtändig, und es ſchien zu befürchten, daß ſtiller Irrſinn für immer ſeine Seele umnachten werde. Die ſchonende Güte ſeiner Wärterinnen wollte in der Beſorgniß, daß eine Ortsveränderung ſchädlich auf ihn einwirken könnte, den Kranken in keine fremden Hände übergeben, und ſomit wurde der Arme von ihrer aufopfernden Liebe gepflegt.

Die Schweſtern wechſelten bei der Ueberwachung des Kranken, und auch Schweſter Marianne traf endlich die Reihe. Conrad ſaß am Ruhebett mit ſeinen Fantaſien beſchäftigt, als Marianne eintrat und ihm den Becher mit einem kühlenden Getränke anbot. Conrad regte ſich nicht. Die Wärterin legte mitleidig die Hand auf die Schulter des Soldaten und ſprach mit ſanfter Stimme: »Nehmen Sie dieſes Getränk, es wird wohlthuend wirken, der Arzt hat es dringend empfohlen;« dabei reichte ſie ihm, da er abgewendet ſaß, den vollen Becher über die Schulter. Plötzlich erweiterte ſich Conrads Auge, ein ſüßes Lächeln umſpielte ſeine Züge, und ſein Blick ſchien das Unheimliche des Irrſinns zu verlieren, als Marianne zu ihm ſprach. Mit Haſt ergriff er zitternd und ſtöhnend die Hand mit dem Becher, er hielt ſie vor ſich hin, während der Schweiß von ſeiner Stirne rann, und er ſein ſchwankendes Bewußtſein zu ſammeln verſuchte.

»Dieſe Stimme . . . dieſe Narbe auf der Hand . . . iſt es möglich?« rief er, und ſich ſcheu umſehend, ſetzte er bebend hinzu: »Anna! Allmächtiger Gott! Anna! Du biſt es?!« Der Becher entſank ihrer Hand, ſie ſtand errö-

tend mit gefalteten Händen. Nach einer Pause wollte sie entfliehen, aber Conrad faßte hemmend ihre Hand und kniete, »Vergebung!« lispelnd vor ihr. — »Lassen wir dies! Conrad! Es ist alles vorbei . . . es ist alles verziehen und vergessen!« sprach mit bebender Stimme die Schwester. »Als ich den Schleier nahm, warf ich die Pforte meines früheren Lebens ins Schloß, und von der Tafel der Erinnerung vertilgte ich das einstige Glück und gewesene Leiden . . . einer andern Welt gehört jetzt mein Leben! — Als du fortzogst zur Fremde, nahmst du meinen Glauben an dein Herz, meine Hoffnung auf deine Treue und meine Liebe zu dir mit . . . die weltlichen Stützen haben gewankt, da die Menschen dem Rohre gleichen im Winde, die geistlichen täuschen mich niemals, denn der Herr ist der ewige Eine! . . . Als meine Mutter mit dem Tode rang, baute ich einzig auf dich, ich hab' dich gerufen . . . gekommen bist du nicht mehr. Meine gute Anna starb recht schwer, ihr letzter Seufzer galt dir; doch du wolltest nicht die Sterbende hören. Ich rief dich nochmals ans Grab meiner Mutter, doch meine Stimme verhallte, und du wolltest den Meinen kein Andenken weihen, den Andern gehörte dein Herz. Doch zu spät fiel die Binde, Alle nannten sich treulos, alle fluchten deinen werthlosen Schwüren, ich allein konnte dies nicht glauben, bevor ichs nicht sah. Siechthum und Mangel, meinte ich, halte dich gefesselt, im Wachen und im Traume sah ich dich krank an das Lager gefesselt . . . krank warst du wohl, doch krank war dein Herz, dein Leib war gesund. — Ein gutherziger Fuhrmann nahm mich mit sich nach Triest, von dort machte ich den Weg zu Fuß. Mein Geld war zu Ende, blutend versagte mein Fuß, doch es galt ja nur dir, und ich durfte nicht rasten. Ich fand deine Wohnung, Alle sagten dort, was hier Alle sagten . . . nur ich allein durfte es immer nicht glauben. Ich

ſtand an der Pforte, ich ſah . . . Conrad! das that mir weh, das hat mich ins Tiefſte verwundet . . . Alles was ich erduldet hatte, ſo lang mein Gedächtniß reicht, iſt es ein Scherz gegen dies, was ich an jener Kirchthüre gelitten! . . . Das Rad verletzte die Hand, ich fühlte es nicht, und was ſeither geſchehen, hab' ich mit Lächeln getragen, wenn es auch noch ſo bitter erſchien. Meine Bruſt kennt keinen Schmerz, ſeit dich mein Auge an der Kirche zu Florenz erblickte . . . Ich flehte den Segen des Himmels auf deinen Bund herab, und wenn Ein Menſch dich mehr als ich lieben kann, ſo möchte Sie es ſein, die den Myrthenkranz trug . . . mich aber trieb es fort aus Florenz, das ich ſo freudig begrüßte, und das mir jetzt in ſeinen dunklen Mauern mein Glück zu begraben ſchien! . . . Ein paar Thaler trug ich, meinem Habe mühſam abgeſpart, in meinem Kleide verborgen, ſie waren für dich beſtimmt, wenn du meiner bedürfteſt ... doch dich pflegten jetzt ſchönere Hände, die Tochter des Fiſchers war dir zu ſchlecht . . . Dieſe paar Thaler brachten mich in die Heimat und der Schleier birgt mein blutendes Herz . . . Du aber, Conrad! ſcheinſt nicht glücklich geworden zu ſein? Jene ſchönen Augen, jene ſchneeigen Hände, jene ſammtenen Lippen . . . das Gold deiner Braut . . . haſt du dafür nichts als dieſen Rock des Soldaten dir gewählt? Conrad! ich fürchte, der Himmel hat mein Gebet nicht erhört.« . . . Sie ſah fragend zu ihm nieder, der, das Haupt in ihren Schooß geſenkt, regungslos auf den Knien lag; aber Ruben ſprach nicht mehr. Seine Hand war kalt, ſein Herz hatte ausgelitten und das Auge ſah halb geöffnet, Vergebung flehend, auf zu Evi! Die heftige Gemüthsbewegung hatte für einen Augenblick ihm das Bewußtſein wieder gegeben, aber, wie es ſtets bei dieſen ſeltenen Fällen geſchieht, es war die Aufregung zu ſtark, von ſeiner neuerdings aufgebrochenen Wunde hatte

ſich der Verband gelöst und Conrad hatte ausgelebt. — Die Schweſter Marianne ſprach ein inniges: »Der Friede ſei mit dir!« weihte ihm ein treues Gedächtniß, und war der Stolz jenes Kloſters, unermüdet in ihrem ernſten Beruf. Bevor aber zum zweiten Mal die Schwalbe wanderte, fand man ſie eines Tages vor eben dem Chriſtusbilde, das ſie in der Hütte des Vaters beſaß, betend entſchlummert. — Marion bereut ihr tolles Leben ſeit Langem, denn, als ſie Witwe war, verſchenkte ſie neuerdings ihre Hand, und zwar an einen italieniſchen Nobile, der, ein Othello an Eiferſucht, nebſtbei noch die Leidenſchaft hat, den Percival zu ſpielen, wodurch Marion, ohne Anlagen zur Griſeldis, hundertfach ihren Leichtſinn abbüßen muß. Cheeſterfield Esq. ſchiffte ſich am Tage ihrer Vermälung verzweifelnd nach England ein, wo er nur mehr für Race-Pferde ſchwärmte, bis er bei einem Steeple-chase das Genick brach.

Balladen von Dr. Joh. Nep. Vogl.

1.

Zwei Sylvesternächte.

Es ſaßen Zwei zuſammen
In letzter Jahresnacht,
Die manche Jugendnächte
Gar fröhlich hingebracht.

Wohl wies ſie von einander
Hierauf des Schickſals Schluß;
Doch folgte nur dem Einen
Das Glück auf ſeinem Fuß.

Der ſaß nun, roth von Wangen,
Das Glas in kräft'ger Hand,
Der Andre bleich, verkümmert,
Ein Wrack am öden Strand.

Da rief des Domes Glocke
Den Scheidegruß des Jahr's,
Da zuckte alte Freude
Durch's Herz des Bruderpaars.

Da huben ſie die Gläſer
Und ſtießen an mit Macht,
Doch war gar ſehr verſchieden
Was Jeder ſich gedacht.

Der Bleiche dacht': Sei glücklich,
Wenn mir kein Licht mehr ſcheint!
Der Friſche aber dachte:
Fahr hin, Du armer Freund! —

D'rauf ſchieden Beide wieder,
Mit Schmerz nur konnt's geſcheh'n,
Sie wußten's ja, ſie würden
Sich nimmer wiederſeh'n. —

Und zwölf der Monde waren
Entſchwunden abermal,
Da ſaß, des Freund's gedenkend,
Nur Einer beim Pokal.

Der Andre lag ſeit Monden
Tief unter'm Friedhofsgras,
Dieß war der Friſche, Rothe;
Der Bleiche ſaß beim Glas.

2.

Die Himmelspförtnerin.

In dem Kloſter zu St. Agnes, in dem düſtern öden Gange,
Geht die Pförtnerin, die junge, gramerfüllt, mit bleicher Wange,
Blickt hinaus durchs Gitterfenſter, wo die Blumen luſtig ſproſſen,
Doppelt ſchmerzlich fühlend, wie ſie aller Welt hier abgeſchloſſen.

Ach, den Frieden, der beſeligt all ihr Thun und all ihr Handeln,
Wußt' der Lügengeiſt, der falſche, ihr in tiefen Harm zu wandeln,
Denn zur Nacht in ſüßen Träumen ſtreut der liſtige Verſucher
Ihr ins Herz den ſchlimmen Samen, daß er drinnen ſproß' mit Wucher.

Zeigt die Ferne ihr, wie Trug nur ſie allein vermag zu ſchildern,
Malt des Lebens nicht'ge Freuden lüſtern ihr in tauſend Bildern,
Weiß die Sehnſucht ihr zu wecken mit bezaubernden Accorden,
Bis der Keim zur Frucht, zum Willen der geheime Wunſch geworden.

Und in nachtumflorter Stille geht ſie zu der Mauerblende,
Hebt zur Hochgebenedeiten, die in Stein dort prangt, die Hände;
»Heil'ge Mutter, die wie Keine ich verehrt in Luſt und Wehe,
Sieh nun treulos auch wie Keine fliehen mich aus deiner Nähe.«

»Sieh, zum letzten Male ſtell' ich friſche Blumen vor dir nieder,
Zünde dir die Silberlampe heute noch und niemals wieder,
Auch die Schlüſſel deiner Pforte leg' ich hin zu deinen Füßen,
Mög' ein Pförtner, deiner würd'ger als wie ich, das Haus dir ſchließen.«

Und mit leiſem Weinen raffet ſich empor die Gramerfüllte,
Schwankt hinaus zur Kloſterpforte, in die Welt, die lichtverhüllte,
Und mit immer größ'rer Eile flieht ſie, ohne rückzublicken,
Ach, nur Täuſchung wirſt du finden, Ketten, die noch ſtärker drücken.

Bald in ſeine wirren Kreiſe hat das Leben ſie gezogen,
Und um Herz und Sinn betäubend brauſen ihre Wirbelwogen,
Doch wie ſich der Sommervogel ſchwingt von einer Blum' zur andern,
Seht ihr ſie von Freud' zu Freude ungeſättigt flieh'n und wandern.

Und bevor ihr noch zwei Jahre wie ein bunter Traum verflogen,
Sieht ſie ſchon zu bitter'n Schmerzen, daß ſie ſelber ſich betrogen,
Daß nur Schaum und Schein das Leben, Schatten blos die Freuden alle,
Und ſo findet ſie verlaſſen mitten ſich im bunten Schwalle.

Ach, da wachen auf die Nattern, die geſchlafen nur im Innern
Da erwacht an ſchöne Zeiten all das ſelige Erinnern,
Und der Hochgebenedeiten Bildniß ſieht ihr Aug' aufs Neue,
Und zu ihr zurückzukehren mahnt ſie jetzt ihr Herz voll Reue.

Kerker nicht und Geißel fürchtend, jeder Strafe gern ergeben,
Eilet ſie zurück zum Kloſter, wie von dort ſie floh ins Leben,
Und nicht Raſt noch Ruhe gönnet ſie ſich mehr an einem Orte,
Bis die dornzerriſſ'nen Füße ſteh'n vor der bekannten Pforte.

Und ſie zieht am Glockenringe, voll von glühendem Verlangen,
Mögen auch die Schweſtern zürnend die Verbrecherin empfangen.
Sieh, da thut ſich auf die Pforte und vor ihr — iſt's Traum, iſt's Wahrheit?
Steht die Hochgebenedeite in des Himmels reinſter Klarheit.

Und ſie ſpricht: „Geh' ein in Frieden, wer bereut dem wird vergeben,
Und gereinigt kann durch Buße ſich der Sündigſte erheben.
Niemand hat dich hier vermiſſet, da ſie mich für dich gehalten,
Und das Amt, das du verwaltet, ſah'n wie ſonſt durch mich verwalten.“

Sieh, noch blühen deine Blumen hier vor meiner Mauerblende,
Und wie früher brennt die Lampe, angefacht durch deine Hände.
Horch, ſo eben ruft die Glocke mahnend dich an deine Pflichten,
Auf, und eile mit den Schweſtern deine Andacht zu verrichten.

Und zum Chore fliegt die Nonne, findet leer die alte Stelle,
Freundlich nicken ihr die Schweſtern, wie ihr Fuß betritt die Schwelle,
Und ſie ſinket auf die Kniee, innerlich zerknirſcht vor Reue,
Und gelobt der heil'gen Jungfrau bis zum Tod nun ſtete Treue.

Doch als ſie nach wen'gen Jahren nahen fühlt die letzte Stunde,
Kündet ſie den Schweſtern Alles was geſcheh'n mit bleichem Munde,
Und voll heil'gen Schauern horchen auf die Sterbende die Frommen,
Stürzen hin dann vor der Heil'gen, die ſo huldvoll ſich benommen.

Und weil dieſe ihrem Hauſe alſo ward zum eig'nen Horte,
Nannte man in Wien das Kloſter nun hinfort: zur Himmelspforte,
Und viel fromme Pilger ſah man brünſtig dort zur Heil'gen flehen,
Daß ſie ihnen zeig' die Pfade, die zur Himmelspforte gehen.

3.

Die Draudel von Gosau.

Für Draudel nichts so lieblich schallt,
Als wie der Schlag der Axt im Wald.

Und klingt er ihr auch noch so fern,
s'ist Jörgels Schlag, d'rauf horcht sie gern.

Auch heute horcht sie nach dem Laut
Und horcht, als schon der Abend graut.

Sie horcht hinan von Hald' und Thal,
Bis sie vernimmt des Baumes Fall.

Dann eilt sie wieder rasch ins Haus,
Zu sorgen für den Abendschmaus.

Sie steht am Herd, sie facht die Glut.
Da wird so seltsam ihr zu Muth.

Hat schon gehört manch Baumes Fall.
Doch keiner gab so eig'nen Schall.

Horchauf, welch' Lärm erhebt sich da,
Wo sonst nur Stille fern und nah'?

Sie tritt hinaus, von Angst verzehrt,
Und stürzt mit einem Schrei zur Erd'.

Die Knechte bringen, s'iſt kein Trug,
Den Liebſten, den der Baum erſchlug.

Der Lenz nach langen Winters Noth
Die Thäler ſchmückt mit Röslein roth.

Auf Draudels Wangen nur erblüht
Kein Röschen, wie es ſonſt geglüht.

Und bald aus ihrem Heimatsort
Die Draudel zieht für immer fort.

Sie zieht ins ferne flache Land,
Wo Wieſe nur und gelber Sand.

Wo ſich kein buſch'ger Wald erhebt,
Nicht Fels noch Berg zum Himmel ſtrebt.

Denn nicht mehr hören kann ihr Ohr
Den Schall, der ihr ſo lieb zuvor,

Dem ſie gehorcht von Flur und Hald',
Den Schlag der Axt im buſch'gen Wald.

Studien von Bauernfeld.

I. Die Mäcene.

„Wer ſich unter die Dichter miſcht,
Den freſſen die Recenſenten.
Hörſt du, wie Bosheit, die Schlange, ziſcht,
Und Beifall ſchnattern die Enten!
Ich hätte der Welt mich nicht aufgetiſcht,
Hätt' ich irgend fürſtliche Renten.“

Rückert.

„Laß dich heute loben, morgen tadeln,
Aber immer bezahlen.“

Goethe.

Zwei bedeutende Dichter drücken hier ihren Unmuth über den Recenſenten- und Weltunfug aus. Beide kommen darin überein, daß man ſich um die Leute nicht bekümmern und ſich aus ihrem Säckel zahlbar machen ſoll. Rückert iſt überdies der Meinung, »fürſtliche Renten« wären zuletzt doch beſſer als das allergrößte Buchhändler-Honorar. Man brauchte ſich da der Welt nicht contre coeur aufzutiſchen. So iſt es auch. Es war eine ſchöne Zeit für die Poeſie, als die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war. Man ſchrieb da nur um die Ehre und für ſein eigenes Ver-

gnügen. Fehlte es dem Dichter am Gelde, so griffen ihm reiche und mächtige Mäcene mit »fürstlichen Renten« unter die Arme. Heutzutage hält sich Jeder schon für einen Mäcen, wenn er den Band neuer Gedichte um einen Thaler 20 Silbergroschen wirklich kauft. Ein hochgestellter Mann hier in Wien sagte einmal vor Zeiten zu einem berühmten vaterländischen Dichter: »Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Muse; ich kenne alle Ihre Werke bis auf Ihr letztes. Und wie sich auch das Publicum um Ihre göttlichen Sachen reißt! Schon dreimal hab' ich nach Ihrem Neuesten in der Leihbibliothek gefragt, allein es war immer nicht zu haben.« — Der Mann war auch ein Mäcen.

Zur Zeit des Augustus gab es keine Leihbibliotheken; auch hatte der Dichter nur ein kleines Publicum, aber es waren lauter welthistorische Männer, zugleich Männer von Einsicht, von Geschmack, von Urbanität, mit vollen Taschen und Händen, die dem Dichter gewährten, was er braucht: Muße. Deus, Moeelibe, nobis haec otia dedit! An die Stelle der Elite der Gesellschaft ist jetzt das große Publicum getreten, das weder Einsicht, noch Geschmack, noch Geld hat. Mußte der Dichter sich früher zusammen nehmen, um etwas hervorzubringen, das des geistigen Areopags, für welchen er schrieb, würdig wäre, so bleiben ihm jetzt nur zwei Wege offen: entweder zur Masse hinunter zu steigen, ihrem Ungeschmack mit seinem Talent entgegen zu kommen, ihren Neigungen zu fröhnen — oder die Menge zu sich hinauf zu ziehen, ihr die edlere Richtung seines Geistes aufzudringen, sie zu bilden, zu bessern. Auf dem ersteren Wege geht meist der Dichter zu Grunde, auf dem zweiten der Mensch — und häufig auch der Dichter hinterher, aus Verdruß. Schiller berechnete, daß er beinahe ein Jahr brauche zur Vollendung eines Trauerspiels, daß er sich dabei von jeder andern Arbeit zurückziehen und er überdies hinter-

her, wegen der vorausgegangenen Anstrengung aller höheren Seelen- und Geisteskräfte, eine geraume Zeit unthätig bleiben müsse. Schriebe er während derselben Zeit nichts als Abhandlungen und Compendien, machte Auszüge und dergleichen, so würde ihn das wenig anstrengen und ihm zugleich mehr Geld tragen als die gelungenste Tragödie.

Schiller bemühte sich also, die nach Gestaltung verlangenden Schemen seines Trauerspiels wieder in ihr »aery nothing« zurückzudrängen und gab dafür die »historischen Memoiren« heraus. Weder die deutschen Fürsten noch das deutsche Volk hatten ein Arges über diese freiwillige poetische Kasteiung ihres Lieblingsdichters, und sie würden, wenn heute ein ähnliches Genie unter ähnlichen Verhältnissen auftauchte, es gerade eben so verderben lassen wie den zarten Genius Schiller's. Darum — »fürstliche Renten« oder ein Mäcen. Ist denn keiner da?

II. Geht mir aus der Sonne!

„Les gens médiocres ne cessent de s'étonner,
que le talent ait des besoins, différens des leurs."
Mad. de Staël.

„Lieber will ich schlechter werden,
Als mich ennuyiren."
Goethe.

Wenn man einen Dichter oder Künstler in gewisse Gesellschaften ladet, so ennuyirt er sich; eben so wenn er in der Antichambre warten muß. Aber die Salonmenschen und die großen Herren oder die Emporkömmlinge begreifen das nicht und ärgern sich über den Poeten, welchem

ſie die Ehre angethan, ihn zu ihren Mittwochen oder Donnerſtagen einzuladen und der nach der erſten halben Stunde ſpornſtreichs davon lief, um niemals wieder zu kommen. Und man hatte ſich doch ſo vortrefflich unterhalten! Die Damen waren in der ſchönſten Parure, die Herren voll Orden oder Ordens-Hoffnungen, man nahm Thee mit Crème, verſpeiſte Eis von Dehne, man theilte ſich die gewiſſe Ueberzeugung mit, daß ſämmtliche politiſche und ſociale Wirren im Laufe des Jahres 1852 die befriedigendſte Löſung zu erwarten hätten. Und doch iſt der Poet davon gelaufen! Warum? Die guten Leute begreifen es einmal nicht — »que le talent ait des besoins, différens des leurs.« — Du lieber Gott! Das Talent hat ſo wenig Bedürfniſſe. Wenn es nur ſich ſelber hat und ſeine Tonne, und wenn ihm der jezeitige Alexander nur immer aus dem Schatten gehen wollte! Sonne, nichts als Sonne! Nur kein Schatten — nur kein Ennui! »Lieber will ich ſchlechter werden.«

III. Deutſcher Styl.

„Les Allemands, est-ce qu'ils ont une langue?“ — „„Non — mais ils se comprennent pas entre eux.““
Geſpräch zweier Franzoſen zur Zeit Napoleons.

Das war damals! Da verſtanden ſich die Deutſchen, verſtanden ſich ohne Sprache; ſie ſchlugen mit den Waffen auf die Schilde, wie zur Zeit des Cheruskers: das war Sprache genug. Die Deutſchen hatten eigentlich von jeher

eine Sprache, allein sie durften sich ihrer niemals ganz unbeschränkt bedienen. Das gab denn das süß Geheimnißvolle, das Erhabene, das schauerlich Romantische, auch das schwebend Nebelhafte, was man die deutsche Literatur nennt. Ein Mensch, der nicht frei heraus sagen darf, was er denkt, was er fühlt, muß auf allerlei künstliche Wendungen bedacht sein, um seinen Gedanken, wenn er schon nicht in classischer Nacktheit auftreten soll, wenigstens romantisch-reizend auszuschmücken. Ein jeder grübelt sich dazu einen andern Aufputz aus, je nach seiner Natur; dieser wählt die griechische Tunica oder die römische Toga; jener den mittelalterlichen Harnisch, ein anderer den modernen Leibrock oder die Harlequinsjacke — kurz, die eigenthümlichen Gedanken bekommen noch ein ganz individuelles Kleid. Der Zwang, welchen sie sich auferlegen mußte, hat die deutsche Literatur, im Gegensatze zur französischen, vor zu großer Nivellirung bewahrt. Voltaire und Rousseau, im Vergleich zu einander die verschiedenartigsten Geister, haben einen weit gemeinsameren Styl als Goethe und Schiller, die meist übereinstimmend dachten, bisweilen gemeinschaftlich schrieben und sogar darauf ausgingen, mit einander verwechselt zu werden.

Später, als die Deutschen ihren philosophischen und politischen Thurmbau Babels anfingen, da verwirrte sich ihre Sprache weit mehr als zur Zeit Napoleons; jeder suchte den echten, wahren Deutschen und keiner wollte ihn im andern gelten lassen. Hegel sagte auf dem Todtenbette: »Nur Einer hat mich verstanden« — und nach einigem Nachdenken setzte er hinzu: »Aber der eigentlich auch nicht!«

»Les Allemands, est-ce qu'ils ont une langue?«
Oui — mais ils ne se compreunent pas entre eux.

IV. Mensch und Geldmensch.

Wer schläft, der schläft sich zum Besten.
Wer arbeitet, der weiß nicht, wem es zu gut kommen wird.
Lehmann (Florilegium).

Das ist's ja eben, warum man sich gleich lieber auf's Ohr legen möchte! Schlafen — vielleicht auch träumen. Die meisten Menschen arbeiten blos um zu arbeiten; es ist ihnen gar kein Genuß, sondern kommt ihnen nur bequemer als wirklich zu leben. Das Leben ist eine Kunst — und die wenigsten Menschen sind Künstler; die meisten sind nichts als gemeine Arbeiter, Taglöhner. Ich habe einen geschickten Handwerker gekannt, der war aber zugleich ein großer Lebenskünstler. Die zehn oder zwölf Stunden Arbeit waren ihm ein Genuß; was er täglich schuf, war das Lieblingswerk seiner Hände, seines Fleißes, seiner Kraft; der Feierabend mit Weib und Kind und ein paar guten Cameraden gestaltete sich ihm zu einer täglichen Sabathfeier; auch Wein, Musik und Gesang, und gelegentlich ein gutes Buch fehlten dabei nicht. Ein redlicher, frisch munterer, zugleich frommer Sinn bildete den Grundton der kleinen Familie und breitete sich über Alles aus, was mit ihr in Berührung kam. In ähnlicher Weise wurde der Segen der Arbeit im ganzen Mittelalter aufgefaßt. Wir arbeiten jetzt mehr als damals, und rastlos, unermüdlich — unser ganzer Tag ist nichts als Arbeit — aber es kommt nichts Tüchtiges, Fertiges heraus und wir haben keine rechte Freude d'ran. Seht doch einmal das große, stattliche Haus, wo so viele Menschen ein- und ausgehen. Das ist nun so ein

modernes, raſtloſes Arbeitshaus! Der Mann, der drinnen ſitzt wie die Spinne in ihrem Netz, iſt ſein eigener Gefangener und ein ſogenannter »Millionär« — das iſt ein Mann, welcher blos durch den Zauber ſeines Namens und die Dummheit der Menſchen in der angenehmen Lage iſt, ſeine Capitalien cum gratia in infinitum vermehren zu können. Sonſt rief man den hoch Gebornen und hoch Geſtellten zu: »Qu'avez-Vous donc fait pour tant de biens? Vous Vous êtez donné la peine de naître, et voilà tout.« Von unſerm Millionär muß es heißen: »Il se donne la peine d'exister. Er iſt zur Exiſtenz verdammt. Man kann nicht ſagen, daß der Mann wirklich lebt. Urtheilt ſelbſt. Er beſitzt etwa ein Dutzend Landgüter mit Aeckern und Wieſen, Feldern und Wäldern, Jagdgehegen, großen Fiſchteichen, Schlöſſern und Landhäuſern, mit Runkelrüben-Erzeugung und Steinkohlenlagern, mit Eiſenhämmern und Spinnfabriken. Er hat ferner ganze Gruppen von Zinshäuſern in der Stadt und in den Vorſtädten zu günſtiger Zeit wohlfeil angekauft, ſie umgebaut, erweitert, vergrößert und ihren Ertrag längſt auf das Doppelte und Dreifache zu erhöhen gewußt. Er ſelbſt wohnt im eigenen Palaſt, voll Pracht, Eleganz, Comfort, Rococo-Möbeln, Bildern, Statuen, Kammerdienern, Stallmeiſtern und Race-Pferden; an ſeiner Tafel werden den täglich wechſelnden Gäſten friſche Zuckererbſen im December, Kirſchen und Erdbeeren im Jänner, Spargel im Februar vorgeſetzt; ſeine Theaterlogen ſind natürlich im erſten Rang zu ſuchen und jede ſeiner Equipagen macht den Stolz und Neid des Praters aus. Der Millionär beſitzt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, auch einen höheren Adelsgrad und verſchiedene Titel und Orden; er geht auf völlig gleichem Fuße mit den Fürſten um, die ihm Geld ſchuldig ſind, und behandelt deren Miniſter mit Wohlwollen und Freundlichkeit.

Der viel beschäftigte Mann hat einmal sogar Zeit gefunden zu heiraten; da er auf Geld nicht zu sehen brauchte, so wählte er die schönste und geistreichste, zugleich liebenswürdigste Frau, die ihn mit einem holden Knaben beschenkte, einem wahren Liebesgott, an Anmuth und geistigen Gaben das Abbild seiner Mutter. — Also Reichthum, Unabhängigkeit, großartiges Wirken, äußere Ehren, Familienglück, dazu frische Kraft und Gesundheit — alles Glück der Erde auf einen einzigen Sterblichen gehäuft! Ihr glaubt, ich übertreibe? Keineswegs. Ich schildere nur nach dem Leben. Aber eben darum darf ich Euch auch die Schattenseite der glänzenden Existenz nicht verhehlen. Es ist eben keine echte, keine echt menschliche Existenz. Unser Millionär arbeitet nicht etwa blos zehn, zwölf Stunden, wie der heitere und fromme Handwerker, von dem ich erzählt — nein, der arme Reiche arbeitet den ganzen Tag, auch bei Tisch, auf der Spazierfahrt, im Theater, selbst im Schlaf, im Traum arbeitet's in ihm; allein es ist kein gottseliges, schaffendes Arbeiten und Thun, wobei etwas Wirkliches, Lebendiges erzeugt wird, sei's im Geiste oder in der Körperwelt, sei's eine Idee oder ein Lehnstuhl — (»ein Amor oder ein Stachelschwein, wenn's nur lebt,« wie der junge Goethe schrieb) — der Zweck der Arbeit unsers Millionärs ist nicht das Fördernde der Arbeit sondern nur ihr Werth, ihr Preis: das Geld. Es in großen Massen zu gewinnen, es aufzuhäufen in seiner Urform, wie in der Gestalt von zinstragenden Papieren, von Landgütern, Häusern, Fabriken u. s. w., das ist sein Zweck; nicht es zu verwenden — nur es zu besitzen. So wird ihm das Geld zum Götzen, dem er dient; sein ganzes Leben ist nichts weiter als ein bloßes Hazardspiel; er ist der wahre König Midas, dem sich die Speise, die er berührt, die küßliche Lippe, der er naht, in hartes Gold verwandelt. Wie jedem leidenschaftlichen Spie-

ler verſchwindet ihm das übrige Leben — nur der grüne Tiſch, das Comptoir bleibt zurück. Es kommt der Frühling, dieſe Minute der Liebe — es kommt der Sommer, dieſe Stunde der Sieſta und des dolce far niente — es kommt der Herbſt, der Tag der Ernte und des Genuſſes — es kommt der Winter, dieſe Wochen der ſtillen, emſigen und innigen Arbeit — — der Götzendiener kennt weder Liebe, Faulheit, noch Genuß und wahre Arbeit; ſeine Tage haben keinen Wechſel, ſie folgen und gleichen ſich. »Die Stunde rennt auch durch den rauh'ſten Tag« — das heißt auf deutſch: man muß täglich eine Stunde finden, ein Menſch zu ſein. Aber der bloße Geldmenſch kann dieſe Stunde nicht finden; der Geſchäftsmenſch iſt eben Alles — nur kein rechter Menſch.

Wenn man von dieſem oder jenem Menſchen fragt: »Was iſt er denn?« und zur Antwort erhält: ein Kaufmann, ein Beamter, ein Soldat, ein Handwerker — ſo ſind das nur die Gehäuſe, in denen der Menſch ſteckt, nicht der Menſch ſelber. Mancher hat gar drei, vier ſolche Futerale, ſolche Geſchäfte — er iſt nichts als Geſchäftsmenſch. Bei dem beſſern Menſchen fängt der Menſch erſt an, wo das Geſchäft aufhört; bei den eigentlichen Geſchäftsleuten fängt das Menſchliche meiſt gar niemals an. Sie verzweifeln, wenn ſie einmal einen ganzen Tag »nichts zu thun« haben, weil ſie dann ihrem eigenen Selbſt gegenüber ſtehen und weil ſie mit ſich ſelbſt nichts anzufangen wiſſen. Sie thun viel, haben viel — ſind aber nichts.

Nichts ſein, innerlich leer ſein, hohl ſein, iſt ein kläglicher Zuſtand, dem weder die Geſchäfte, noch Titel und Ehren oder Reichthümer aufhelfen, ſondern nur die Einkehr in ſich ſelbſt. Nichts ſein kann aber auch

heißen: ein Menſch ſein — Alles ſein. Denkt an Goethe's:

„Ich hab' mein' Sach' auf nichts geſtellt" —

und an Beranger's:

„En me créant Dieu m'a dit: ne sois rien!"

Gedichte von Carl Rick.

1.

Blüthen-Zuflucht.

Der Tag zog ſich beſiegt zurück,
Er war der Nacht erlegen;
In Strömen floß ſein Edelblut,
Die Roſen allerwegen.

Da faßte Sturm an Wald und Flur;
Da iſt, wie ſchreckenstrunken,
Der Mutter Erde in den Schooß
Manch' Blumenkind geſunken.

Manch zweites floh in toller Haſt,
Und riß ſich frei vom Stengel,
Und flatterte, wie hoffend, fort,
Auf einen Rettungsengel.

Und wo es einen Menſchen fand,
Der ſeiner Liebe dachte,
Ach, wie der Flüchtling ſich dann ſchnell
Und innigſt an ihn machte!

Wohl ward in dieſer grauſen Nacht
Gefild und Forſt zerrüttet — —
Mich aber hat das wilde Wehn
Mit Blumen überſchüttet.

2.

Troſt.

Ein Troſt bleibt jedem Herzen unbenommen,
Nur aufzufinden mußt du ihn verſtehn!
Wenn Winter iſt, ſo ſag: der Lenz wird kommen.
Stirbt dir ein Freund: denk' an ſein Auferſtehn.

Und wenn es einſam wird um dich, und ſchaurig,
Verklungen hat der Freude laut Getön —
Sag ja nicht: dieſe Stunde iſt zu traurig! —
Die frühere — ſag' lieber — war zu ſchön!

3.

Blümchen am Hag.

Blümchen am Hag
Lenzfroh erwacht;
Duftet zu Tag,
Duftet zu Nacht;

Keiner bemerkt es,
Niemanden ſtärkt es;
Blümchen am Hag
Blüht ohne Klag'. —

Vöglein vom Aſt
Gönnt ſich nicht Ruh —
Singt ohne Raſt
Immer zu — immer zu.
Keinem zur Freude
Keinem zu Leide —
Vöglein vom Aſt
Singt ohne Raſt! —

Herz! du allein
Unmuthig biſt —
Wenn man ja dein
Einmal vergißt! —
Sieh' wie beſcheiden
Glücklich die Beiden — —
Herz! du allein
Kannſt es nicht ſein?! —

Jacob Rubens.

Novelle

von

Clara von Massow

(Martha von der Höhe).

Er gab nicht nur die leichte Regel, sondern auch das schwere Muster.

Jean Paul.

In den heiligeren Stunden des Lebens wird das Bild der vor allen andern geliebten Seele nicht im Conversations- oder Wohnzimmer, sondern in der dunklen, stillen Betcapelle, dem Herzen, aufgehangen.

Jean Paul.

Durch die Kastanienalleen Mailands rollte ein leichter Reisewagen so schnell dahin, als kenne die Sehnsucht der Reisenden in demselben nach ihrem Ziel keine Schranken, oder als ständen diese Reisenden noch im Frühlinge des Lebens, und machten eben ihre erste Reise, die der Jugend so oft ein träumendes Herz und Flügel über die Eisspalten

des Lebens verleiht, besonders wenn wie hier die Natur nichts als Glanz, Duft und Blüthen über ihren Weg ausschüttet; oder endlich, als beflügele die Furcht vor der letzten Reise ihre Fahrt und diese solle sie jener entziehen.

Welche von diesen Deutungen die wahre sei? wir werden es später erfahren; suchen wir zunächst die persönliche Bekanntschaft unserer Reisenden, oder besser, unseres Reisenden, denn es ist außer dem Rosselenker nur ein Mann, den wir so eilig das schöne mailändische Gebiet durchstreifen sehen.

Dieser Mann, welcher auf der Stufenleiter des Lebens die Mitte bereits überschritten, nimmt bei dem ersten Anblick unser Interesse sogleich in Anspruch: es liegt in seiner Erscheinung etwas Edles, Stolzes, welches die Dienstbarkeit des Glücks erzwingen zu wollen und zugleich über die Unzulänglichkeit seiner Macht über das Glück zu trauern scheint.

Man sieht, daß dieser Mann jeder Herausforderung des Lebens kühn die Stirn geboten und daß er nichts so beklagt, als daß er dennoch nicht Meister im Kampf mit derselben bleiben können.

Aber es ist kein selbstsüchtiger Schmerz, keiner, der nur das Herz wund drückt, sondern einer, der durch alle Lebensfasern dringt, ein großer Schmerz über ein allgemeines Unglück, der auf der Stirn dieses Mannes thront; nicht wie eine Märtyrerkrone, eher wie ein Kranz, den er von dem Altar seines blutenden Vaterlandes aufgenommen, um ihn erst wieder an den Stufen des Altars seines freien und glücklichen Vaterlandes niederzulegen und — sollte ihm dies nie vergönnt sein, — ihn mit Trauer, aber Stolz bis zum Grabe zu tragen.

Die dunklen, vielsagenden Augen, der schwermüthige, ernste entschlossene Zug um den Mund dieses Mannes, die

Bedeutung in seiner Haltung und Gestalt bestätigen alles, was wir auf seiner Stirne gelesen. Mit Theilnahme rufen wir ihm zu: »Wer bist du, stolzer Unglücklicher? und welches ist dein Schmerz?« — Und mit einer Weichheit, die bei diesem kräftigen Charakter etwas unbeschreiblich Rührendes hat, erwiedert er die inhaltschweren Worte: »Ich bin der Sohn eines unglücklichen Landes, dessen Namen ich nicht nennen darf!« —

Da dürfen wir freilich nicht weiter fragen — denn wir befinden uns zur Zeit dieser Erzählung in einer verhängnißvollen Zeit, wo Throne wankten, und Blut und Thränen der Völker strömten.

Welche ernste Sorgen indeß auch den Thron der Gedanken unseres Reisenden behaupten mochten, die Stufen desselben waren umlagert von den holden Genien der Freude und angenehmer Erwartungen; diese Genien erstiegen eine Stufe nach der andern und erreichten den Höhepunkt, als endlich der Riesenspiegel des Lago maggiore sich vor dem Auge des Reisenden ausbreitete.

Am Ufer dieses herrlichen See's lag, beschattet von dunklen Kastanienwäldern in reizenden Umgebungen von Weinbergen und Citronenhainen eine Villa, mit all der freundlichen und großartigen Zierlichkeit der italienischen Landhäuser ausgestattet; in der Villa weilten die Gegenstände der Sehnsucht unseres Reisenden, und diese fand hier ihr Ziel.

Da aber ein erstes Wiedersehen sich nahe stehender und länger getrennt gewesener Personen ein heiliges Anrecht auf Schonung hat, und keine unberufenen Zeugen duldet, so wollen auch wir zartfühlend dem Familienkreise unseres Flüchtlings fern bleiben, während er selbst in denselben eintritt; und erst später die Bekanntschaft der derzeitigen Bewohner der Villa suchen.

Die Tageskönigin ist währenddeß von ihrem Thron gestiegen, doch hat sie die Alleinherrschaft noch nicht dem milden Regenten, dem vielgefeierten Monde übertragen; wir befinden uns also eben in der Tageszeit, welche junge, schwärmerische Gemüther und ein träumerisches Gefühl so sehr lieben, in der Dämmerstunde.

In ihrem Schutz sehen wir einen jungen Mann langsam am Ufer des See's hinschreiten; sein ernstes, sinnendes Auge ruht bald auf den blühenden Inseln in diesem zauberischen See, bald auf den riesigen Alpen mit ihren weißen, glänzenden Scheiteln und tiefblauen Gürteln aus Wäldern; dann wieder auf dem lieblichen Spiel der Cascaden, die von den Felsen und Bergen im zierlichen Gekändel mit den Winden, ihr flüssiges Silber über Hügel und Rebengelände ausgießen, und als Tribut dem Wasserspiegel des See's zuführen.

Aber diese zugleich milde und großartige Schönheit der Natur scheint doch nicht ausschließlich die Gedanken und Gefühle des jungen Wanderers in Anspruch zu nehmen; er steht zuweilen still, so tief in sich selbst und sein inneres Leben versenkt, daß alles Aeußerliche unbeachtet an ihm vorübergeht; und es liegt bei diesen Rückblicken ein Etwas in seinen großen, bedeutungsvollen Augen, das uns Thränen entlocken könnte: es ist der Schmerz ohne Klage; ein männlich getragener Schmerz, der für das Mitleid zu hoch steht, und doch die Theilnahme allgewaltig aufruft, weil man fühlt, daß er dem Herzen des Trägers Todeswunden schlägt.

Der Mann, dem wir hier begegnen, ist von außerordentlicher, etwas eigenthümlicher Schönheit; die äußere Bildung seiner Gestalt und seiner Züge ist durchaus edel, erstere von mittlerer Größe, freier und feiner Haltung; letztere höchst regelmäßig, mit dem anziehenden Ausdruck

des Ungewöhnlichen und einem leichten Grade des Orientalismus, welchem auch das südliche Colorit entspricht.

Das weiche, hellbraune Haar, das sich leicht gewölbt um die hohe Stirne legt, die hellblauen, zugleich feurigen und sanften Augen sind nicht ganz in Uebereinstimmung mit dem eigenthümlichen Typus dieses Antlitzes; indeß heben sie denselben noch mehr hervor, während sie ihm zugleich etwas sehr Mildes und Gewinnendes verleihen.

Am Fuß eines Weinberges, unfern der oben bezeichneten Villa, bleibt der Wanderer stehen; die Arme gekreuzt, das Auge unverwandt auf die Villa gerichtet, deren erleuchtete Fenster in der Ferne glänzenden, im grünen Laubwerk spielenden Glühwürmchen glichen, weilte er lange; da weckte ihn eine fremde Stimme aus seinen Träumen, die halb dem Gebiet einer wehmüthigen Freude, halb dem eines begründeten Kummers anzugehören schienen.

Die Stimme war die eines Mannes, der, eilenden Schrittes die Straße daherkommend, auf welcher wir einige Stunden früher unserm Reisenden begegneten, jetzt neben dem träumenden Jünglinge stille stand und ihn mit der Frage anredete, ob er vielleicht einen Reisewagen habe vorbei fahren sehen, in welchem ein Mann gesessen, der so und so ausgesehen, — und er beschrieb genau das Aeußere unseres Bekannten.

Der Jüngling richtete einen schnellen, forschenden Blick auf das Antlitz des Fragers, durch dies in das Herz desselben, und da ihm die Tiefe dieses Herzens trübe erschien und nicht sogleich einen freien Durchblick gestattete, so beschloß er vorsichtig zu sein, und erwiderte demgemäß, ohne sich auf gründlichere Auskunft, die er allerdings hätte geben können, einzulassen: »er weile erst seit Minuten an dieser Stelle, und während derselben sei kein Wagen vorbei gekommen.«

Ohne sich durch die kurze Art und Weise des Befragten irre machen zu lassen, fuhr der fremde Mann in seinem Examen fort: »So können Sie mir vielleicht sagen, ob sich während der letzten Monate hier in der Umgegend eine vornehme ausländische Familie niedergelassen? — Ich bin von den Freunden derselben aus der fernen Heimat mit wichtigen Nachrichten an sie gesendet; bis in das mailändische Gebiet folgte ich ihrer Spur; hier aber verliert sich diese plötzlich und da Sie wahrscheinlich in dieser Gegend bekannt sind, so dürften Sie mich leicht wieder auf dieselbe leiten können.«

Der junge Mann, den wir Rubens nennen müssen, fühlte sich unwillkürlich zum Mißtrauen angeregt; es lag so viel Heimtückisches, Verhaltenes, Böses in den Zügen des Fragenden! — doch bemühte sich Rubens seine Empfindungen zu verbergen und erwiderte scheinbar ruhig: »Ich bedauere in der That, Ihnen nicht dienen und mich dadurch gleichzeitig an einem guten Werk betheiligen zu können, denn gewiß sind Ihre Nachrichten der Art, daß denen, die sie angehen, viel daran liegen muß, dieselben zu erfahren; doch leider fürchte ich, die Spur, auf der Sie Ihre Freunde bisher suchten, dürfte Sie irre geleitet haben: ich bin Arzt und als solcher hier fast in jedem Hause ringsum bekannt, aber eine Familie, wie Sie dieselbe hier vermuthen, wüßte ich in dem bedeutenden Kreise meiner Bekanntschaft nicht aufzufinden.«

»Nun,« fuhr der unermüdliche Frager fort, »es könnten Gründe vorhanden sein, die für den Augenblick die betreffende Familie veranlaßt haben dürften, Namen und Vaterland zu verläugnen; erlauben Sie mir also eine Personalbeschreibung: das Haupt der Familie schilderte ich Ihnen bereits; es ist eben der Reisende, der nach meinen eingezogenen Nachrichten höchst wahrscheinlich vor Kurzem diese

Straße gefahren sein muß; doch da Sie ihn nicht sahen, so ist eine fernere Beschreibung seiner Persönlichkeit zwecklos und ich will also zu den andern Familiengliedern übergehen. Die Gemalin dieses Mannes ist eine noch schöne Dame, in mittleren Jahren, eine hohe edle Gestalt, ein feines Gesicht mit etwas schwermüthigen Augen voll Geist und Güte. In der ältesten Tochter, Comtesse Jella, findet man der Mutter verjüngtes Ebenbild; sie ist die echte Tochter ihres Vaterlandes und trauert tief, aber weiblich und verständig um das Unglück desselben. — Comtesse Jella ist das Juwel dieser Familie, ein weiblich starker Geist, ein weiblich weiches Herz!«

So schloß der Berichterstatter und merkte vor der Begeisterung, in die er sich selbst hineingeredet, die Röthe innerer Bewegung nicht, die über die Züge des jungen Arztes wie ein Streiflicht hinglitt, und eben so wenig das milde Feuer, das in seinen Augen aufleuchtete.

Der Fremde fuhr fort: »Die zweite Tochter, Comtesse Waleska, ist noch ein liebliches Kind; blond, von braunen Augen, zierlich wie eine kleine Elfe, aber von keiner besondern Bedeutung.«

»Endlich haben wir es noch mit einem Brudersohn des Familienhauptes, dem jungen Grafen Stanislaus L. zu thun, der, wie ich aus sicherer Quelle weiß, sich der Familie angeschlossen und mit ihr die Reise hieher gemacht. — Er ist ein junger, exaltirter Fant,« fuhr der Mann mit Erbitterung fort, »dem jedoch die Liebe für seine Cousine Jella noch höher steht, als seine schwärmerischen Ideen von Freiheit und Vaterlandsrettung; und so rettete denn bei ihm sein Herz sein Haupt, indem ersteres ihn zur Flucht aus dem Lande veranlaßte, wo letzteres eben durch eigenes Verschulden nicht mehr all zu sicher gewesen sein dürfte. — Uebrigens ist Graf Stanislaus ein Mann

von außerordentlicher Schönheit: eine hohe, gebietende Gestalt, ausgezeichnet noble Haltung, ein braungelocktes Haupt mit einem Antlitz und mit Augen, wie man Beides nur selten so schön, so feurig und zugleich so milde findet. — Doch, mein Herr, damit Sie gar nicht irren können, muß ich noch hinzufügen: Graf Stanislaus gleicht auffallend Ihnen selbst, obgleich Sie etwas kleiner und Ihre Züge von sanfterem Ausdruck sind. — Ich muß so ausführlich in meiner Beschreibung sein, um es Ihnen möglich zu machen, darnach zu erkennen, ob die so beschriebene Familie sich vielleicht unter irgend einer verstellenden Maske im Kreise Ihrer Bekanntschaft vorfinden dürfte.«

Doch der Arzt, in jedem andern Fall der treueste Priester der heiligen Wahrheit, neigte in diesem verneinend das Haupt, indem er die Pantomime mit den Worten unterstützte: »Ich kann nach dem eben Gehörten nur mein voriges Bedauern wiederholen! Die gräflich L.'sche Familie ist mir fremd und muß dennoch, unerachtet Ihrer Gegengründe, sich irgendwo anders hingewendet haben, als in diese Gegend. — Liegt es indeß in Ihrem, oder vielmehr im Interesse der gesuchten Familie, so dürfte ein Aufruf in öffentlichen Blättern zweckmäßig sein.«

»Den die Flüchtlinge wohl nicht berücksichtigen werden!« lachte der Mann unter dem unwillkürlichen Einfluß innerer Erbitterung, die ihn alle Vorsicht vergessen ließ.

Da sank die Freundschaftsmaske! was Rubens vom ersten Augenblick dunkel geahnt, wußte es jetzt gewiß: er hatte einen Feind und Verfolger der Familie vor sich! Warnung und Rettung wurde also Rubens Aufgabe, und er beschloß sie zu lösen.

Demnächst verabschiedete er sich von dem Unbekannten

und entfernte sich in einer Richtung, welche der, in der die Villa lag, entgegengesetzt war. Zu seiner Beruhigung belehrten ihn einige halbe Rückblicke, daß auch der Fremde den Platz verlassen, wo er mit Rubens die Unterredung gehabt, und sich gleichfalls in einer von der Villa entgegengesetzten Richtung entfernte.

Er mußte also keine Ahnung davon haben, wie nahe er den Gesuchten gewesen! und Rubens athmete erleichtert auf; aber noch lange konnte er den Gedanken an diesen Mann nicht los werden: es lag etwas Unvergeßliches in seinen Zügen. — Etwas später sehen wir Rubens im Schutz einer Nacht, die so dunkel war, wie sie in Italien überhaupt sein kann, den eben gemachten Weg wieder zurückgehen, und ihn bis zu der bezeichneten Villa verlängern.

Er hatte nicht nöthig, den gewünschten Eintritt in dieselbe lange vergebens zu erwarten; ein Blick durch die grünen Jalousien zeigte ihm die Familie, deren Mitglieder uns von dem Fremden geschildert sind, noch im Wohnsaal versammelt; er klopfte leise an die Thür und stand wenig Augenblicke später in einem Kreise liebenswerther Menschen, denen er als Hausarzt bekannt und vertraut war.

Doch muß ich bemerken, daß Rubens das Haupt dieser Familie erst an diesem Abend kennen lernte.

Die Erwähnung der nähern Umstände dieser Bekanntschaft behalte ich mir vor. — Vorläufig aber überlassen wir Rubens und die gräflich L.'sche Familie dem gegenseitigen Austausch ihrer Befürchtungen für die persönliche Sicherheit der Letzteren, — und suchen sie erst später wieder auf.

Um jedoch in der Zwischenzeit nicht müßig zu sein, wollen wir uns im Geist um etwa zehn Jahre zurück- und dann nach Frankfurt am Main, in ein kleines Haus der Judengasse hineindenken.

Wir treten hier an einem melancholischen Herbstabend in ein Zimmer, dessen Bewohner, wie es scheint, weniger aus Nothwendigkeit, wie vielmehr aus Geschmack, oder aus Grundsatz, einer gewissen Einfachheit huldigen.

Einfach ist die ganze Einrichtung des Zimmers, auch alt; doch wohlerhalten und sauber im höchsten Grade; und letztere Eigenschaft spricht um so wohlthuender an, da man sie auf den ersten Blick auf die Inhaber dieser Wohnung nicht unbedingt voraussetzen zu dürfen meint; obgleich man mit dieser Annahme, wenn auch nicht immer, so doch oft ein Unrecht begeht.

Wir befinden uns nämlich in der Behausung eines Israeliten, wie uns der Anblick des alten Mannes belehrt, der, das Haupt mit dem langen, weißen Bart schwermüthig in beide Hände gestützt, im Lehnstuhl sitzt und in dem vor ihm auf dem Tisch aufgeschlagenen alten Testament liest.

Die Gedanken des Greises scheinen jedoch nicht ausschließlich mit dem heiligen Buch beschäftigt, denn er sieht zum öfteren darüber fort und durch die kleinen Scheiben des Fensters erwartungsvoll auf die Straße hinaus.

In der Ecke am zweiten Fenster sitzt eine alte Frau mit tiefer, weißer Haube, deren demuthsvolle Haltung und stilles, bescheidenes Wesen auf eine etwas untergeordnete Stellung, nicht sowohl im Hause, wie in der Welt überhaupt, hinweisen; während die aufmerksamen und treuherzigen Blicke, mit denen sie zuweilen von ihrer Arbeit zu dem alten Mann hinübersieht, auf die bewährte Anhänglichkeit einer alten Dienerin deuten.

Diese beiden Personen sind zur Zeit die einzigen Inhaber dieses Zimmers; doch lassen einige Gegenstände in demselben auf noch mehrere, nur eben abwesende Bewohner schließen.

Wir erblicken z. B. auf einer hängenden Bibliothek die Classiker aller Zeiten; und gleichsam wie um Harmonie in diese verschiedenen Geisteswerke zu bringen, unter ihnen eine Flöte, deren inneres Leben wohl schwerlich dem Dienst des alten Israeliten geweiht sein mag.

Neben der Bibliothek hängt ein weibliches, jugendliches Porträt, dessen wunderholde Züge uns jedoch durch einen Trauerflor anlächeln, mit welchem es verschleiert ist.

Die Classiker und die Flöte machen uns etwas gespannt auf das Erscheinen ihres Herrn, oder besser, ihres treuen Jüngers. Ungeduldiger jedoch noch als wir scheint der alte Mann im Lehnstuhl irgend Jemand zu erwarten; und seine durch das Fenster schweifenden Blicke trüben sich immer mehr, je dunkler der Abend heraufzieht.

»Er bleibt wieder so lange aus!« — spricht er endlich, halb für sich, halb zu der alten Frau gewendet.

»Lieber Herr!« erwiederte diese begütigend, »Lassen Sie Herrn Jakob gewähren; er schwärmt so gern einsam im Freien umher — das sind seine besten Stunden!«

Sie seufzte nach diesen Worten leise; aber so leise dieser Klagelaut auch war, er fand ein Echo in der Brust des alten Mannes.

»Sarah!« hob er nach einer Pause an, »es ist nicht gut, wenn ein junges Gemüth die Einsamkeit sucht, und wenn das noch lange so fortgeht, so wird der Jakob ein Träumer! — Er muß fort von hier! fort aus der verachteten Judengasse; — an einen Ort, wo er sich ohne Scheu unter fröhliche Altersgenossen mischen darf, ohne in jedem Blick den herzlosen Vorwurf lesen zu müssen: »Packe dich Jude!«

»Lieber Herr!« wandte die Alte etwas schüchtern ein, — »steht es denn nicht bei Ihnen, diesen allerdings herz-

losen Vorwurf zu entkräften? — und dürfte es nicht leicht ein Unrecht sein, wenn Sie dies unterlassen?«

Eine Röthe innern Unmuths überzog das Gesicht des Israeliten und mit erregter Stimme sagte er: »Behüte dich der große Gott, Sarah! daß du nicht noch einmal auf diesen Vorschlag zurückkommst! — Ich, dem die Christen während meines ganzen Lebens nichts zu Liebe, aber viel zu Leide gethan haben, ich, der ich meinen herbsten Kummer den Christen zu danken habe, ich sollte meinen Enkel, das einzige Kind meines einzigen Kindes, von dem Glauben meiner Väter ab- und sich einem Glauben zuwenden sehen, dessen Bekenner den meinigen bitter verhöhnen und auch dem Edelsten unter uns mit Verachtung laut oder heimlich zurufen: »Hund von einem Juden!«

»Ein großer Schmerz läßt Sie die Christen wohl mehr hassen, als Sie es verdienen und macht Sie ungerecht, indem er Sie verhindert, Ausnahmen zu gestatten! — und endlich, bedenken Sie, mein theurer Herr! — Herr Jakob wurde als Christ geboren!«

»O! woran mahnst du mich — Sarah! — aber nein, sage ich dir, nein! er wurde nicht als Christ geboren? er wurde geboren in der armen, verachteten Judengasse, im Hause seines jüdischen Großvaters, von einer jüdischen Mutter!« — Die Stimme des Alten wurde sehr weich, indem er fortfuhr: »O Sarah! was hätte ich einst darum gegeben, wenn man christlicher Seits die Ehe von Jakobs Mutter mit einem Christen für rechtsgiltig anerkennen wollen! — Mein ganzes, sauer erworbenes Vermögen, ich hätte es mit tausend Freuden geopfert, wenn ich dadurch meiner Tochter den Frieden, das häusliche Glück erkaufen können! — und ich war ein gekränkter Vater! tief gekränkt durch die Flucht meiner Rahel mit einem Christen. Was ich fast für unmöglich gehalten hatte, das lernte

ich in dieser schweren, trüben Zeit erkennen: die alles besiegende Allmacht der Vaterliebe! — ich, ein strenger und rechtgläubiger Anhänger unserer heiligen Religion, der ich nimmer meine Einwilligung zu einer Verbindung meiner Tochter mit einem Christen geben zu können vermeinte, ich, ich konnte dennoch diese, hinter meinem Rücken geschlossene Verbindung nicht nur verzeihen, ich segnete sie sogar, bezwungen von den Bitten und Thränen meines Kindes; ja, ich demüthigte mich so weit, die stolzen Verwandten von Rahels Gatten zu bitten, — zu bitten, sage ich dir, um freundliche Aufnahme meiner Tochter in ihren Familienbund. — Und sie, die Herzlosen! sie verspotteten mich und mein Kind und die reichen Schätze, die ich ihnen endlich mit innerer Verachtung, aber in der Aussicht auf sichern Erfolg verlockend hinwarf; — sie stießen die verachtete Jüdin, die doch tausendmal mehr als ihre Verfolger die Achtung einer Welt verdiente, mit Hohnlachen von sich, und gaben sie, als ihr Gatte, vom Kummer über diese täglichen Familienzerwürfnisse tödtlich getroffen, ins Grab sank, der Verzweiflung preis.

»Da kehrte Rahel mit gebrochenem Herzen aus dem fernen Lande, aus dem Palast ihres Gatten in die Heimat, in das kleine Haus der Judengasse zurück; suchte Trost am Vaterherzen, gab ihrem Kinde das Leben und starb.

»Ihr letztes Gebet schloß mit den Worten: »Herr, gib meinem Sohne nicht das harte Herz der Christen!« — ihre letzte Bitte an mich war die: »Vater, erziehe meinen Sohn in deinem Glauben! Die Christen würden ihn nimmer als einen der Ihrigen erkennen, sie würden ihn verachten, wie sie mich verachteten und in dieser Verachtung zu Tode quälten!«

»Ich gelobte es ihr und sie starb beruhigt. — Sieh', Sarah, dies Alles weißt du, und dennoch kommst du

immer wieder auf deine alten Bedenken zurück. — Begreifst du denn nicht, daß ein Jude auch seinen Stolz hat? — ich will und werde meinen Enkel denen nicht aufdrängen, die meine Tochter grausam verstießen!«

»Aber mein theurer Herr! wenn nun Herrn Jakob je die Ahnung oder die Erfahrung kommen sollte: daß seine Mutter eine getaufte Jüdin, sein Vater ein geborner Christ war; er mithin durch seine Geburt einem Glauben angehört, dem er doch möglicherweise früher oder später Vorzüge vor dem unsrigen zuerkennen dürfte; würde er es Ihnen da danken, daß Sie ihn diesem Glauben widerrechtlich entfremdeten? — würde er sich nicht vielleicht als Jude unglücklich fühlen, während er als Christ glücklich hätte werden können? — O, Sie wünschen doch gewiß nichts sehnlicher als das Glück Ihres Enkels! darum, lieber Herr! bezwingen Sie sich selbst! Denken Sie nur an ihn und seine Zukunft! Er hat das Alter erreicht, wo er fähig ist, für sich selbst zu entscheiden: entdecken Sie ihm endlich das Geheimniß seiner Geburt. Ihre und meine ausweichenden unbestimmten Antworten auf seine Fragen in dieser Beziehung haben ihm ohnehin schon nicht mehr genügt, seit seine Gedanken über die Gegenwart hinausreichen; — er grübelt und sinnt oft still in sich hinein und sehnt sich offenbar nach einem bestimmten Aufschluß über die Schicksale seiner Eltern.«

»Darum, Sarah, ist ihm Zerstreuung und Aufheiterung Noth; denn da ich fest entschlossen bin, ihm diesen Aufschluß nie zu geben, weil ich zu tief fühle, es wäre nicht zu seinem Glück, so würde er, dem die Natur ohnehin keinen frohen Sinn verliehen, sich in nutzlosen Grübeleien seine Jugendzeit verkümmern; und ich wünsche nichts so sehnlich, als ihn glücklich zu sehen. — Daß ich für Erreichung dieses Wunsches kein Opfer scheue, beweise dir mein Entschluß, mich von ihm zu trennen; und hiermit von

meiner einzigen Lebensfreude. — Fordere nicht mehr von mir, Sarah, ich könnte es nicht gewähren. Durch jemand Andern aber als durch mich oder dich kann Jakob nie erfahren, daß sein Vater ein Christ und seine Mutter getauft war; denn was in der verachteten Judengasse vorgeht, darum kümmert sich Niemand in Frankfurt viel. — Hieß meine schöne Rahel auch einst »die Blume von Frankfurt,« so unterließen Spötter doch nie hinzuzufügen: »aus der Judengasse« und nachdem man eine kurze Zeit über ihre Entführung gelacht und gespottet, vergaß man sie. Niemand hat eine Ahnung ihrer späteren Rückkehr in mein Haus, denn sie lebte nach derselben wie eine Einsiedlerin! Jakob aber gilt bei den Wenigen, die ihn kennen, für einen Findling, dessen ich mich aus Barmherzigkeit angenommen. Wir dürfen also ruhig sein, daß er durch fremden Mund nie die Wahrheit erfahre.«

»Aber, lieber Herr! ist es nicht Sünde, in das junge Herz eines gebornen Christen den Samen, wenn nicht eben des Hasses, so doch einer gewissen Abneigung gegen seine Glaubensgenossen zu streuen?«

»Thue ich das, Sarah? nein, nein! das haben die Christen selbst gethan und thun es noch täglich! — Sah'st du nie, als er noch ein Knabe war, Thränen des Zornes Jakobs Augen verdunkeln, wenn er, empört über eine neue Kränkung, die seine Mitschüler oder Spielgenossen, oder, was noch übler, selbst erwachsene Leute sich gegen ihn erlaubt, indem sie ihm in boshaften Anspielungen seinen Glauben zum Vorwurf gemacht, nach Hause kam, sich stürmisch in meine Arme warf, und mit bebender Stimme sprach: »Vater, warum lästern sie unsern Glauben, da wir doch des ihrigen in Ehrfurcht schonen? — sagt nicht Gott: alle Menschen seien Brüder? — o, wie kann man

denn so nachsichtslos gegen seine Brüder sein, wie die Christen gegen uns?«

Später, als er zum Jüngling heranwuchs, weinte er zwar nie über erlittene Kränkungen, er sprach sich auch selten mehr darüber aus; aber er empfand sie um so tiefer und seine Abneigung gegen die Christen im Allgemeinen steigerte sich noch, als diese auch die edelsten Handlungen, welche Jakob ihren Glaubensgenossen erwies, mit Spott und Hohn vergalten. — Gedenkst du noch jenes Abends, Sarah, als Jakob, am Ufer des Mains lustwandelnd, ein spielendes Christenkind in den Strom fallen sah, ihm unbedenklich nachsprang, und es mit eigener Lebensgefahr vom Tode rettete?«

»O wohl, Herr, mir ist als wäre es erst gestern geschehen.«

»Nun so wirst du dich auch entsinnen, mit welchen bitteren Empfindungen es dich und mich und Jakob erfüllte, als die christlichen Träger, welche Jakob, der von der unglaublichen Anstrengung des Kampfes mit dem wilden Element, zum Tode matt, und von der Kälte des Wassers erstarrt, nicht gehen konnte, auf Befehl des Vaters des geretteten Kindes in mein Haus brachten, ihn mit den Worten niedersetzten: »Alter, da bringen wir Euch einen getauften Juden!«

»Ach wohl, das war recht lieblos, lieber Herr, aber die Beleidiger gehörten der rohesten Volksclasse an, da zerfällt die Beleidigung fast in sich selbst.«

»Aber, Sarah, womit willst du es entschuldigen, daß ein vornehmer, dem ersten Stande angehöriger Christ Jakob, als dieser zur Rettung des Kindes in den Fluß sprang, lachend nachrief: »Jude, wagst du es, das Wasser hat keine Balken!« — und dann selbst ruhig und gefühllos am Ufer stehen blieb!«

»Freilich, Herr Rubens! das ist mit nichts zu entschuldigen! aber beruhigen muß es uns, daß der vornehme Mann mit diesem Hohn sich selbst viel mehr beschimpfte, als den armen Juden, gegen den der Hohn gerichtet war.«

»Wenn auch, Sarah, aber aus vielen kleinen Stacheln wird endlich eine Dornenkrone, die unser Haupt wund drückt und unser Herz bluten macht, bis es endlich in unsäglichem Schmerz sich bitter gegen die empört, welche uns die Dornenkrone flochten.«

»Soll denn aber die große Gemeinschaft der Christen die Sünden oder Schwächen Einzelner entgelten? Soll der Unschuldige mit dem Schuldigen unsern Haß hinnehmen?«

»O Sarah! wessen Schuld lassen die Christen denn uns entgelten? Was haben die Genossen unseres Glaubens ihnen gethan, daß sie die ganze Gemeinschaft desselben zum Zielpunkt ihres Uebermuthes machen?«

»Das wird immer eine Ungerechtigkeit bleiben, Herr Rubens, die wir duldend hinnehmen müssen, da wir zu ohnmächtig sind, ihr zu widerstehen. — Doch dürfen wir darum, weil Andere ungerecht gegen uns sind, es wohl nicht wiederum auch gegen sie sein. — Nach Gottes Gebot sollen alle Menschen einander lieben wie Brüder, wie Kinder eines Vaters!«

Da öffnete sich die Thür, ein Jüngling trat ein, und sein kleines schwarzes Baret mit einer anmuthigen Bewegung leicht schwenkend, begrüßte er die beiden alten Leute mit freundlichen Worten und entschuldigte sein verspätetes Ausbleiben mit der ungewöhnlichen, wenn auch etwas melancholischen Schönheit des Abends, die ihn so lange im Freien gefesselt.

»Ich habe Feld und Wald durchstreift; nebenbei auch etwas botanisirt und viele schöne Kräuter und Blumen ge-

funden!« schloß er, und breitete seine grünen duftenden Schätze auf den Tisch vor dem alten Israeliten aus.

Dieser betrachtete den Jüngling mit liebevollen Blicken; dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf die von diesem gesammelten Pflanzen und sagte endlich: »Wiederum fast lauter Heilkräuter! Jakob, du bist ein geborner Jünger Aeskulaps! mir ist, als wäre es dir von Gott bestimmt, dein Leben der segensreichen Arzneiwissenschaft und ihrer Ausübung zu weihen.«

»O Vater!« rief Jakob lebhaft und eine milde Begeisterung verklärte sein schönes Gesicht; »da könnte ich mich der Menschheit nützlich machen, könnte vielleicht selbst die mit mir versöhnen, die mich jetzt um meiner Religion willen so oft verspotten und verachten.«

»Ja, mein lieber Sohn, ich hoffe zum großen Gott, du wirst einst triumphiren über alle deine Spötter! aber bis du dies Ziel erreichst, würde dein zu weich geschaffenes Herz noch viel zu leiden haben unter dem Einfluß fremder Lieblosigkeit; darum mußt du fort aus der verachteten Judengasse, fort aus Frankfurt, wo man unduldsamer als irgendwo gegen die Genossen unseres Glaubens ist. — Jakob, ich habe einen Plan für dich entworfen: ich habe Handelsfreunde in Corfu; sie rühmen mir schriftlich die Vorzüge der dort neu gegründeten Universität; — dorthin sollst du! dort, wo auch der Jude Menschenrechte hat, wo man freisinnig denkt und handelt, wirst du an deiner Stelle sein!«

»O, hinaus in die Welt! hin, wo man den Werth des Menschen nicht nach äußeren Formen mißt! — Vater, ich danke Ihnen!« rief der Jüngling lebhaft. Plötzlich aber breitete sich der Abglanz innerer Trauer über seine Züge, indem er sagte; »Und Sie, Vater?«

»Ich? Lieber Sohn! ich bleibe in dem kleinen Hause der Judengasse! hier, wo ich geboren wurde, ein glücklicher

Vater und Gatte war, wo ich viel gelitten, aber auch viel Veranlassung gehabt, dem großen Gott ein freudiges Dankopfer zu bringen; wo ich dich erzog und deine Liebe meine alten Tage verschönt hat, hier, mein lieber Sohn, will ich auch sterben!«

»Aber, Vater, wenn auch keine Seele in Frankfurt mich vermißt; — Sie werden mich vermissen! — und Sarah wird es auch!« fügte er hinzu, als er die Thränen in dem Auge der alten Frau gewahrte; und drückte mit kindlicher Herzlichkeit ihre dürre Hand.

»O wenn auch, Herr Jakob! es ist doch zu Ihrem Besten, wenn Sie gehen!« sagte Sarah.

Der alte Ely aber sprach gefaßt: »Das ist eine egoistische Liebe, die nur an sich und das denkt, was ihr angenehm ist; und dann, Jakob! o, der alte Ely Rubens hat neben seiner Liebe für dich auch seinen Stolz und er kann nicht eher in Frieden von hinnen scheiden, ehe er seinen Enkel eben so groß und angesehen in der Welt weiß, wie er selbst klein und verachtet in ihr dasteht. Vor Gott bleibt sich das zwar alles gleich, aber vor den Menschen möchte ich dich erhoben und triumphirend sehen! Sohn, werde ein berühmter Arzt! vergilt mit Segen den Fluch der ungerechten Welt, mit dem sie unsere Glaubensgenossen verfolgt; werde ein großer und edler Jude! zeige der Welt: nicht der Glaube, nur das Herz macht den Mann! ob Christ, ob Jude, der Mensch steht über Beiden! — und mein reichster Segen soll dich lohnen!«

Da erhob Jakob mit frommer Zuversicht Augen und Herz zum Himmel und gelobte tief bewegt: »Vater, so viel an mir ist, will ich Ihren Segen verdienen.«

Und er hielt dies Gelöbniß des Herzens.

Ehe ein Jahr verging, war Jakob Rubens einer der geliebtesten und geachtetsten Schüler der Universität von

Corfu; sowohl in seinem Verhältniß zu den Lehrern der Universität, wie auch in dem zu seinen Mitstudierenden und zu Allen, mit denen er in nähere oder fernere Beziehung kam.

Der Empfehlungsbrief, den ihm die Natur in seinem schönen und gewinnenden Aeußern mitgegeben, gewann noch höhere Geltung durch die Liebenswürdigkeit seines Benehmens, welche zu seiner Natur gehörte und nur nothwendiger Abglanz seines engelgleichen Gemüths war; und diese liebenswürdige innere und dadurch auch äußere Darstellung wurde noch gehoben durch die Verklärung ungewöhnlicher, sich unbewußt geltend machender Geistesgaben und angenehmer Talente.

Jakobs religiöser Glaube, den er keineswegs verläugnete, da er ihn für heiliges Erbtheil seiner Väter hielt, welches zu veräußern er sich ohne unabweisliche innere Nothwendigkeit nicht für berechtigt hielt, wurde ihm hier weder laut, noch schweigend zum Vorwurf gemacht; und er fühlte sich neu belebt unter dem Einfluß einer milden und achtungsvollen Toleranz, die in den Bekennern jeden Glaubens den freien Menschen ehrte.

So würde sich Rubens in diesem neuen Lebensverhältniß glücklich gefühlt haben, ohne einem stillen innern Kummer, der schon in dem Herzen des Kindes Wurzel schlug, und sich seitdem nicht wieder ausrotten ließ: Jakob war in einer schmerzlichen Ungewißheit über seine eigentliche Abstammung aufgewachsen, und diese Ungewißheit quälte ihn unsäglich.

Der alte Ely Rubens hatte ihm zwar gesagt: er sei der Sohn seiner einzigen Tochter; aber er hatte ihm nie mit Bestimmtheit Auskunft geben können oder mögen: wer Jakobs Vater gewesen; — er sagte ihm immer nur: sein Vater sei sehr früh, nach einer kaum zweijährigen Ehe

mit seiner Mutter, einige Monate vor Jakobs Geburt gestorben. Doch wich er mit unverkennbarem innern Widerstreben jeder näheren Erklärung über die Familienverhältnisse desselben, sowie über den Wohnort seiner Eltern aus.

Jakob würde sich dies etwas geheimnißvolle Umgehen seiner so natürlichen Fragen in Bezug auf seine Eltern weniger zu Herzen genommen und vielleicht weniger darüber gegrübelt haben, wäre er nicht von andern Kindern, mitunter sogar von rohen Erwachsenen, mit dem Spottnamen: »Jüdischer Findling!« geneckt worden. — So aber regten dergleichen Spöttereien seine Zweifel immer wieder aufs Neue an und er sprach sich oft unter schmerzlichen Thränen gegen seinen Großvater und Sarah aus.

Letztere seufzte dann schwer und schwieg. — Der alte Rubens aber sagte tröstend: »Sei ruhig, Jakob, und laß die bösen Leute nur reden! sie haben Unrecht, doch wir können's nicht ändern! Ein Findling aber bist du nicht, sondern der Sohn meiner Rahel, meines einzigen Kindes! Geh' hin, tröste dich an dem Anblick deiner lieben Mutter!«

Dann zog Jakobs Händchen den Trauerschleier von dem lieblichen Frauenbilde, das an der Wand hing, und drückte einen kindlichen Kuß auf den holden Mund.

»Und mein Vater?« — fragte er dann plötzlich und näherte sich, wie schon so oft, bittend dem alten Ely.

Dieser küßte das Kind und sagte traurig und doch zugleich mit einer gewissen Strenge: »Frage mich nicht, ich sagte dir ja schon oft, deine Mutter war nicht glücklich in dieser Ehe! Das Herz blutet mir, wenn ich daran denke! Ich scheue es, darüber zu sprechen, — habe dir auch, damit ich nicht immer aufs Neue an das Unglück deiner Mutter erinnert werde, meinen Namen und nicht den deines Vaters gegeben; darum ehre schweigend das Andenken deines Vaters, aber frage mich nie mehr über ihn.«

Und Jakob fragte nie mehr aus Schonung für den Schmerz seines ehrwürdigen Großvaters; aber sein Herz litt fort und fort unter dem Einfluß dieser bangen Zweifel, und er fühlte, daß ihn dieser Schmerz durchs Leben begleiten würde.

Nach Beendigung seiner Studien und nachdem er fünf Jahre von dort abwesend gewesen war, kehrte Rubens nach Frankfurt zurück; nicht um sich dort häuslich niederzulassen, sondern um seinen Großvater und Sarah wieder zu sehen.

Der Ruf einer außerordentlichen Geschicklichkeit in der von ihm erwählten Kunst war ihm vorausgegangen; die besten Zeugnisse begleiteten ihn und der alte Ely, so wie Sarah empfingen den Wiederkehrenden mit eben so begründetem Stolz als inniger Liebe.

Aber auch Viele, welche den etwas schüchternen Jüngling vor seinem Scheiden gekannt und kaum beachtet, ja selbst ihn mitunter schonungslos verspottet hatten, sahen ihn jetzt mit Verwunderung wieder und konnten ihm eine unwillkürliche Theilnahme, ein unabweisbares Gefühl der Achtung nicht versagen.

Der schüchterne Jüngling hatte sich zu einem schönen, bei aller Bescheidenheit imponirenden Mann herangebildet, der mit einer so ruhigen Würde und zugleich so vollkommen als Repräsentant des höchsten Seelenadels auftrat und handelte, wie man beides bei einem Manne jüdischen Glaubens zu jener Zeit in Frankfurt nur widerstrebend anerkannte und dennoch anerkennen mußte.

Rubens weilte fast ein Jahr im Hause seines Großvaters. Dessen günstige, pekuniäre Lage überhob seinen Enkel der oft mit Demüthigungen verbundenen Sorge, seine Subsistenzmittel dadurch zu suchen, daß er seine Kunst im Dienst der Reichen ausbeutete; aber sein Herz und die reine

Liebe für die Wiſſenſchaft zeichneten ihm den Weg vor, den er gehen mußte: er wurde der Arzt und Freund der Armen Frankfurts, ohne Unterſchied des Standes oder Glaubens, und dadurch vielfach ein Segen der leidenden Menſchheit.

Der Name »Jakob Rubens« gewann bald einen guten Klang in der freien Reichsſtadt und weit und breit in der Umgegend derſelben, und der alte Ely lebte neu auf in dem Ruhme ſeines Enkels.

»Und er iſt ein Jude!« fügte er den Ausbrüchen ſeiner Freude in ſtolzem Triumph hinzu, indem er ſich zu Sarah wendete.

»Lieber Herr,« pflegte dieſe dann ſanft zu erwiedern, »Herr Jakob wäre ein eben ſo edler Chriſt geworden, wie er ein edler Jude iſt! Der Glaube thuts nicht; das Edle liegt in ihm ſelbſt.«

Dem alten Ely aber genügte es nicht, den Ruhm ſeines Enkels in ſeiner Vaterſtadt anerkannt zu wiſſen; er hätte ihn über eine Welt verbreiten mögen! Darum ſprach er zu Jakob: »Lieber Sohn! du mußt reiſen, mußt dich weiter in der Welt verſuchen, mußt deinen Ruhm und deine Kenntniſſe weiter verbreiten. Frankfurt hat es nicht um dich verdient, daß du ihm Beides ausſchließlich weih'ſt! du haſt den Frankfurtern nun gezeigt, was aus dem ſchüchternen, viel verſpotteten Judenknaben geworden iſt; zeige ihnen nun auch, daß die Welt außerhalb Frankfurts dich zu würdigen weiß.«

Und Rubens ging nicht ungern von Frankfurt.

Ein Ort, wo wir viel Unglück erduldeten, kann uns darum immer noch theuer bleiben; verknüpft ſich aber ein gewiſſes Gefühl erlittener Demüthigungen, des Spottes, einer, wenn auch noch ſo unbegründeten, uns erwieſenen Verachtung mit unſern Erinnerungen an einen Ort, ſo können

wir denselben nie wieder so lieb gewinnen, um uns in ihm vollkommen wohl und zufrieden zu fühlen.

So ging es auch Rubens. Er haßte Frankfurt nicht, dieses Gefühls war er überhaupt unfähig; aber er konnte sich nie in einem solchen Grade wohl und heimisch in der Stadt seiner Geburt fühlen, um zu wünschen, sich in derselben fürs Leben anzusiedeln.

Er sprach hierüber offen mit seinem Großvater.

»Nun wohl, lieber Sohn, wie gesagt, so reise! und findest du ein Fleckchen Erde, wo du Hütten bauen möchtest, so baue sie.«

So zog Jakob Rubens denn zum zweiten Mal, begleitet von dem reichsten Segen seines Großvaters, in die Welt hinaus.

Sarah geleitete ihn vor die Thore der Stadt. — »Herr Jakob!« hub sie im Augenblick des Scheidens etwas zögernd an, »ich fürchte fast in dem, was ich jetzt zu thun entschlossen bin, gegen den Willen meines Herrn, Ihres Großvaters, zu handeln; — aber ich habe es Ihrer Mutter in ihrer Sterbestunde gelobt, zu thun, was ich jetzt thun werde; und so möge mir Gott verzeihen, wenn ich auf der einen Seite Unrecht thue, um auf der andern Recht zu thun. — Lieber Herr, ich bin alt; ich weiß nicht, ob ich die Freude erleben werde, Sie noch einmal wieder zu sehen; darum darf ich nicht länger zögern, Ihnen das Vermächtniß Ihrer Mutter zu übergeben.«

Sie reichte Rubens mit diesen Worten ein bis dahin sorgfältig verborgen gehaltenes, in Brillanten gefaßtes Medaillon.

Auf der einen Seite desselben erblickte er das Bild seiner Mutter, ganz dem größeren, im Hause seines Großvaters befindlichen ähnlich; nur mit dem Unterschiede: daß jenes die blühende Jungfrau im reichsten Schmuck der Jugend

und einer makellosen Schönheit darstellte; während das Medaillon eine junge, noch immer sehr schöne, liebliche Frau zeigte, von deren Antlitz jedoch die Rosen der Jugend verweht waren von dem rauhen Hauch innern Leidens, und der Glanz der schönen Augen etwas erblichen unter dem Einfluß vieler Thränen.

»O meine liebe, arme Mutter!« rief Jakob tief bewegt und drückte das Medaillon an seine Lippen und sein Herz.

Sarah stand lange schweigend neben ihm; endlich sagte sie: »Dies liebe Bild ist Ihr heiligstes Eigenthum, Herr Jakob! Ihre Mutter ließ es nach dem Tode ihres Gatten, wenige Monate vor Ihrer Geburt, im Vorgefühl ihres nahen Todes für ihr noch ungebornes Kind malen, und übergab es mir sterbend für Sie, damit, wie sie sagte, ihr Kind die nie gekannten Eltern wenigstens im Bilde kennen lerne.«

»Eltern, sagst du, gute Sarah?« rief Jakob erregt und wandte gleichzeitig das Medaillon auf die andere Seite. Sein Blick hing eine Minute starr an dem Bilde, welches ihm hier entgegen trat; dann drückte er es stürmisch an sein Herz, betrachtete es aufs Neue; plötzlich füllten Thränen seine Augen, aber ohne sie von dem Bilde abzuwenden, sprach er gedankenvoll: »Das also ist mein Vater?«

»Ja, lieber Herr, und Sie sind fast sein verjüngtes Ebenbild.

»Auch nur fast, Sarah, in mir kann Niemand den Israeliten verkennen, während man ihn in meinem Vater kaum erkennen kann; ich habe eigentlich wohl nur die blauen Augen, und das hellbraune Haar von ihm.«

»Freilich, Herr Jakob, Sie gleichen Ihren beiden

Eltern am Körper und an der Seele! — Ihr Vater war auch ein guter Mann!«

»O, das fühlt man aus dem Seelenausdruck seiner Züge! und dennoch liebt mein Großvater ihn so wenig, daß er nicht einmal zu mir von ihm sprechen mag.«

»Guter Gott! Herr Ely kann Ihrem Vater das Unglück Ihrer Mutter nicht vergeben; und doch trug er nicht die Schuld desselben. Er hat sie bis zum Tode treu geliebt! daß beide nicht glücklich waren, lag in den Verhältnissen. — Und dann, ach, ich sage wohl eigentlich mehr, als ich sagen sollte; — dann heirathete Ihre Mutter Ihren Vater gegen Herrn Ely's Wunsch und Willen! Das kann der alte Herr Ihrem Vater auch nicht vergeben, obgleich er es der Tochter vergab. — Es war freilich nicht recht und nicht gut! aber, du lieber Gott! die jungen Leutchen liebten sich so sehr und glaubten sterben zu müssen ohne einander.«

»Aber warum wünschte denn mein Großvater die Verbindung meiner Eltern nicht? ach, gute Sarah! gib mir endlich, endlich Aufschluß über das geheimnißvolle Dunkel, welches auf der Geschichte meiner Eltern ruht; ich habe schon so viel darunter gelitten und darf ja den Großvater nicht fragen.«

»Mein guter Herr! wie nah geht mir Ihr Kummer! aber ich kann und darf Ihnen nichts weiter sagen. — Das sind Familienverhältnisse, in die man mich theils nicht eingeweiht hat, und worüber ich anderentheils unverbrüchliches Schweigen gelobt habe. — Aber den Trost, welcher in dem Vermächtniß Ihrer Mutter für Sie liegen muß, Ihnen zu geben, konnte ich mir nicht versagen, obgleich Herr Ely zürnen würde, erführe er es je. — Sie kennen nun Ihre Eltern; lieben Sie sie, lieben Sie sie recht innig, denn sie verdienen es, und Ihrem Herzen gibt diese heilige Liebe Halt.«

»Ich danke dir, meine gute Sarah, für deinen Troſt, da du mir die heiß erſehnte Beruhigung und Befreiung von allen Zweifeln nicht geben darfſt! — Ich danke dir auch insbeſondere für die treue Liebe, welche du meinen Eltern und vorzüglich meiner Mutter bewahrteſt.«

»Ach, ich habe ſie geliebt, wie mein eigen Kind und war immer beſtrebt, ihr die früh verlorene Mutter zu erſetzen, ſo viel an mir war.«

»Lohne es dir der liebe Gott! und wolle es ihm gnädig gefallen, daß wir uns in dieſem Augenblick nicht zum letzten Mal geſehen haben. — Und nun, lebe wohl, liebe, vortreffliche Sarah!«

Er zog, das Medaillon mit den Bildern ſeiner Eltern auf der Bruſt verborgen, träumeriſch und gedankenvoll ins Weite. Sarah ſah ihm nach, ſo weit ihr Auge reichte; dann erhob ſie die Hände flehend zum Himmel, betete inbrünſtig: »Beſchütze ihn, großer und guter Gott!« und kehrte langſam in die Judengaſſe heim.

Jakob Rubens lernte viele Länder und Völker kennen; wohl ſprach ihn eines vor den andern an, aber keines feſſelte ihn in einem Grade, daß die Trennung davon ihm Schmerz verurſacht hätte; ſo zog er denn weiter und weiter, bis endlich das mailändiſche Gebiet mit ſeiner himmliſchen Natur und ſeinem tiefen Frieden ihn zu längerem Verweilen aufforderte.

Er miethete eine Villa am Lago maggiore und verlebte hier ſeine Tage theils in ſeliger Abgeſchiedenheit, theils mit edler Aufopferung im Dienſt der leidenden Menſchheit; denn er war weder Träumer noch Egoiſt genug, um ſich in völliger Abgeſchiedenheit, und umſchlöſſe dieſe ein Eden, wohl zu fühlen, wenn er ſich nicht gleichzeitig einen nützlichen Wirkungskreis bilden konnte. Doch auch hier ſuchte er nicht die Häuſer der Reichen, um ihnen ſeine Hilfe anzutragen;

wie früher in Frankfurt, so war er jetzt in Mailand der Freund und Helfer der leidenden Armuth; und so wie dort, verbreitete sich hier sein wohlbegründeter Ruhm und das Lob seines Edelmuths.

Er wurde viel gesucht und viel geliebt; diese allgemeine Anerkennung war ihm wohlthuend; ob er glücklich war? — ach, der Begriff von Glück ist so unbestimmt! und Niemand kann in der Seele eines Andern darüber absprechen! — Aber ruhig, still und heiter schien Rubens wenigstens zu sein; seine äußere stets gleichmäßige Darstellung entsprach zum mindesten dieser Annahme und nur wer ihn in den himmlischen Abendstunden am Lago maggiore, die man vielleicht an keinem Ort der Welt schöner finden kann, in tiefer Einsamkeit am Ufer des See's wandeln sah, und die weichen Sehnsuchtsklänge hörte, die er seiner Flöte entlockte und die wohl geeignet waren, das Herz bis zu Thränen zu rühren, die Seele zum Himmel zu erheben, der hätte freilich fragen mögen: »Was fehlt dir, du Armer?«

In einer solchen Stunde belauschte ihn einst, ihm unbewußt, eine weiche Mädchenseele. Die Frage: »Was fehlt dir, du Armer?« trat aus dem Herzen auf die Lippen der holden Lauscherin; aber die zarte Scheu der Jungfrau hielt das laute Wort zurück, während ihre Augen, ihr ganzes Seelenleben, die verhängnißvolle Frage lautlos aussprachen.

Sie konnte nicht fort, wie gebannt weilte ihr Fuß auf der Stelle, von wo sie ihn zuerst erblickt, oder besser gehört; sie sah ihn langsam näher kommen, aber noch sah er sie nicht; ein kleines Gebüsch von Cypressen deckte sie; — jetzt noch ein Schritt, er stand ihr gegenüber! — Die Flöte an seinem Mund glitt langsam nieder, Auge in Auge weilten sie wohl eine Minute; er faßte sich zuerst, grüßte sie voll tiefer Ehrerbietung und ging wie ein Träumender seiner Villa zu.

Die Jungfrau lehnte das Haupt an die Cypressen, — ein trauriger Stützpunkt! — ein unartikulirter Laut, fast einem Schmerzenslaut ähnlich, glitt über ihre Lippen; sie strich mit der Hand über die Stirn und die in unbewußten Thränen schwimmenden Augen. »Gott, wie ist mir, ich kenne mich selbst nicht wieder!« — klagte sie und blieb wie ein Marmorbild in dieser Stellung, bis eine schöne, vornehme Frau, ihre Mutter, und ein noch schönerer junger Mann, ihr Verlobter, denen sie auf dem Spaziergange vorausgeeilet war, zur Stelle kamen, sie verwundert betrachteten und auch nicht ruhig wurden, als sie mit einem etwas seltsamen Lächeln sagte: »Ich glaube, ich habe wachend einen wunderbaren Traum gehabt! — Oder Mutter, Stanislaus, glaubt Ihr an Doppelgängerei? — ich habe Jemand gesehen, der du warst, Stanislaus, und doch auch wieder nicht du.«

Beide verneinten ihre Frage, suchten sie zu beruhigen, indem sie sagten, daß hinsichts der Aehnlichkeit zwischen oft einander ganz fremden Menschen zuweilen ein wunderbares Spiel des Zufalls walte und führten sie in die Villa zurück, welche man zur Zeit hier bewohnte und die nur in geringer Entfernung von der lag, in welcher zur selben Stunde Jakob Rubens sich momentan einem seligen Traume hingab, um im nächsten Augenblick sich selbst mitleidslos aus diesem Traum zu wecken, indem er mit traurigem Ton vor sich hinsprach: »Ein Jude darf so nicht träumen.«

Am folgenden Tage wurde die jüngere Schwester der Dame, welche wir am vergangenen Abende Rubens eine so schnell erwachte Theilnahme zuwenden sahen, krank. Ihre Mutter, die Gräfin L., sendete Diener nach dem nächsten Arzt; diese führten Rubens in das Haus.

Bei seinem Eintritt malte sich in den Zügen sowohl der

Gräfin, als ihres Neffen und künftigen Schwiegersohnes, des jungen Grafen L., ein Ausdruck unwillkürlichen Schreckens; Beide staunten ob der wunderbaren Aehnlichkeit des Arztes mit dem jungen Grafen.

»Jella, ist das dein Traumgesicht?« fragte die Gräfin.

Comtesse Jella verneigte sich bejahend und leicht erröthend; man sprach noch Einiges über diese so außerordentliche, rein zufällige Aehnlichkeit; dann führte die Mutter den Arzt zu der Kranken, und Jella blieb etwas befangen dem Verlobten gegenüber zurück.

Als die Mutter und Rubens ins Wohnzimmer zurückkehrten, hielt die erstere es für angemessen, den neuen Hausarzt, dessen feine Bildung und eben so theilnehmendes, als verständiges Benehmen gegen die Kranke ihr sehr wohl gefielen, mit ihrer Familie näher bekannt zu machen, sie stellte ihm also in dem Grafen Stanislaus den Verlobten ihrer Tochter vor.

Rubens verneigte sich vor Beiden; aber der sonst so gewandte Redefluß des fein gebildeten Mannes schien plötzlich versiegt; — er verabschiedete sich bald und indem er langsam, tiefsinnend, traurig den Weg zu seiner Villa zurückmachte, murmelte er wiederholt dumpf vor sich hin: »Ein Jude darf so nicht träumen.«

Indeß führte sein Beruf als Arzt Rubens während der nächsten Zeit täglich in das Haus der Gräfin L. — Er sah Jella täglich — und als nach vier Wochen Comtesse Waleska, Rubens Patientin, so weit genesen war, um ärztlichen Rathes nicht ferner zu bedürfen, da fühlte Rubens wohl, wie nothwendig es für den Frieden seines Herzens sei, dies Haus zu meiden.

Aber auch ohne alle Rücksicht für das Glück oder Leid seiner Seele — hielt er es für heilige Pflicht, sich zurück

zu ziehen. — Ach, es gab nicht leicht einen anſpruchloſeren Mann, als eben ihn! — aber dennoch erbebte ſeine Seele immer wieder, wie ſehr er auch dagegen ankämpfte, unter den Schauern einer eben ſo ſüßen, wie ſchmerzlichen Ahnung, die für ihn gleichzeitig die Quelle des ſeligſten Glücks und des herbſten Grames würde.

Seine erſte Begegnung mit Jella, dieſer wunderbar ſchnelle Zug ihrer Seele zu der ſeinen, — o Gott! die Erinnerung daran würde ihn bis zum Grabe nicht verlaſſen! Bei ihrem ſpäteren, öfteren Wiederſehen waren zwar ihre und ſeine Gefühle einer ſtrengen Beherrſchung des Willens unterthan; — aber wenn auch dem Auge der Welt keine Regung derſelben ſichtbar war, dem Auge des Herzens blieben ſie nur verſchleiert, nicht unſichtbar.

Aber Jella war eine verlobte Braut! — und wäre das auch nicht geweſen — ſo war ſie doch Chriſtin — und Rubens — war Jude.

»Guter Gott! welche Demüthigung für ſie, einen Juden zu lieben!« — dachte er mit unſäglich bitterm Gefühl. »Sie darf nimmer, nimmer ahnen, daß ich in ihrem Herzen las!« — dachte er weiter, nahm eines Tages einen etwas feierlichen Abſchied von der Familie und kam nicht wieder.

»Sie nicht mehr ſehen!« — ach, er glaubte mit dieſem Entſchluß ein ſchweres Sühnopfer an Gottes Thron für den Fehler ſeiner Liebe niederzulegen; denn ein Fehl blieb es freilich, die Braut eines Anderen zu lieben; — aber er konnte doch nicht mehr thun, als redlich dagegen ankämpfen und das that er mit allen Seelenkräften. — Er that es um Jella's, aber auch um ihres Verlobten willen, denn, wie widerſprechend dies immerhin unter den obwaltenden Verhältniſſen erſcheinen mag, er fühlte ſich

auch zu dem Grafen Stanislaus mit einem lebhaften und innigen Interesse hingezogen.

Es waltete nicht nur in dem Aeußern der beiden jungen Männer eine auffallende Aehnlichkeit ob, auch in ihrem Charakter, ihren Ansichten, Gefühlen, lag eine Harmonie, über welche Beide oft selbst erstaunten. Beide waren durchaus edel in jeder Regung ihrer Seelen; nur war Stanislaus, obgleich um mehrere Jahre älter, der bei weitem Exaltirtere in jedem Gefühl; er verläugnete den Sohn seines Vaterlandes nie; — während der ruhigere, innigere Rubens mehr sein deutsches Geburtsland repräsentirte.

Ihr religiöser Glaube war nie Sache der Besprechung zwischen ihnen geworden. Die L.'sche Familie nahm stillschweigend an, daß Rubens ihrem Glauben, dem christlichen, zugehöre, wenn sie überhaupt je darüber nachgedacht hatte; und Rubens konnte es nicht über sich gewinnen, ohne jede äußere Veranlassung sich Jella gegenüber als Bekenner der jüdischen Religion darzustellen. — Er sprach überhaupt nie über religiöse Gegenstände; — ach, dies war eine wunde, leicht zu verletzende Stelle in seiner Seele. — Er hatte sich so oft um seiner Religion willen verspotten hören; und doch war sie die Religion seiner Väter, er war in ihr geboren und erzogen. — Er fühlte tief, wie tödtlich es seinen alten Großvater schmerzen würde, wenn sein Enkel je den Glauben seiner Väter verläugnen könnte, und er war fest entschlossen, dies nie zu thun. — Auch hatte der alte Ely ihm ja oft gesagt und er selbst hatte es tausendfach erfahren: der Glaube allein thut's nicht! über dem Juden und über dem Christen steht der Mensch.

Aber eben als Jude durfte er Jella nicht lieben, und Jella durfte nie die nach den Begriffen und Vorurtheilen der Welt demüthigende Erfahrung machen, einen Juden geliebt zu haben.

Darum wollte Rubens sich verbannen aus seinem Paradiese, wollte fort aus Italien, zurück zu seinen schönen jonischen Inseln, nach Corfu nämlich, dem geliebten Corfu, wo er den Glauben an seinen Menschenwerth neu in sich belebt gefühlt, wo er ein ungetrübtes äußeres und Geistesleben genossen.

Schon war er seit zwei Tagen nicht mehr im Hause der Gräfin L. erschienen. Am dritten waren alle Bande, die ihn in seiner Stellung als Arzt in der Umgegend gefesselt hatten, gelöst; er selbst zur Abreise bereit; da trat Graf Stanislaus bei ihm ein.

Er erschrack, als er Rubens Entschluß hinsichts seiner Abreise erfuhr; denn weder er, noch seine künftige Schwiegermutter hatten eine Ahnung davon, was ihn forttrieb aus ihrem Kreise, aus seinem eigenen Wirkungskreise, in welchem er sich bisher zufrieden gefühlt.

Rubens und Jella waren gegen einander sowohl, wie auch in jeder geselligen Beziehung so vollkommen Meister ihrer Gefühle geblieben; ihre gegenseitige äußere Stellung hatte nie auch nur um eine Linie die Schranken gewöhnlicher, wohlwollender Höflichkeit überschritten, daß freilich eine Ahnung, die ihnen so schmerzlich sein müssen, Jella's Verlobtem sowohl, wie ihrer Mutter nicht kommen können.

Um so dringender waren nun aber die Bitten Beider: Rubens möge sich nicht von ihnen trennen, er sei ihr einziger Freund in dem fremden Lande; sein Umgang ihnen lieb, fast unentbehrlich geworden; er möge ihnen also wenigstens so lange freundlich rathend zur Seite stehen, bis das Haupt der Familie, der alte Graf L., den man mit Sehnsucht erwartete, angelangt sein würde; wo es sich dann entscheiden werde, ob die Familie noch länger in Italien bleiben könne, oder ihren Flüchtlingsstab weiter setzen müsse.

— Und Rubens versprach zwar nicht zu bleiben — aber er vertagte seine Abreise auf unbestimmte Zeit.

Wohl klagte er sich im Innern ob dieser schwachen Nachgiebigkeit an; — aber was ihn zum Bleiben bewog, das waren weniger die Bitten der Gräfin L. und des Grafen Stanislaus, als vielmehr eine schnell zerdrückte Thräne in Jella's Augen, die freilich nur Rubens bemerkte; — und doch, das fühlte er tief, hätte eben diese Thräne ihn um Jella's willen in seinem Entschluß der Abreise befestigen sollen.

Indeß gingen einige Tage ohne besondere Bedeutung hin; da erschien der Abend, an welchem wir beim Beginn dieser Erzählung uns zuerst am Ufer des Lago maggiore fanden, wo wir ferner die Bekanntschaft des älteren Grafen L. im flüchtigen Vorüberfahren machten und auch Rubens zuerst kennen lernten, indem wir seine Unterredung mit einem Fremden belauschten, der von ihm Auskunft über die gräflich L.'sche Familie begehrte und nicht erhielt.

Wir begleiteten Rubens dann bis zur Villa der ihm und uns befreundeten Familie, und verließen ihn beim Eintritt in den Wohnsaal derselben.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir einen etwas langen, aber nothwendigen Rückblick in die Vergangenheit unseres Helden gerichtet, zur Gegenwart zurück und folgen Rubens auf dem Fuß in den L.'schen Familienverein.

Die ihm bereits bekannten Mitglieder derselben begrüßten ihn mit dem gewohnten achtungsvollen Entgegenkommen, mit welchem gebildete und einander wohlwollende Menschen sich stets gegenseitig zu behandeln pflegen; das Haupt des Hauses aber, der kürzlich angekommene Graf L., betrachtete ihn lange mit eben so unverkennbarem Ausdruck des Erstaunens, dem sich eine heftige Gemüthsbewegung hinzugesellte, daß seine Gemalin, etwas verlegen über dies

ungebührliche Anstarren eines Fremden, ihren Gemal auf diesen Verstoß aufmerksam zu machen und gleichzeitig denselben bei Rubens zu entschuldigen suchte, indem sie sagte: »Nicht wahr, lieber L., auch dich frappirt dies sonderbare Spiel des Zufalls, welches sich in der hervorragenden Aehnlichkeit des Herrn Doctor Rubens mit deinem Neffen Stanislaus kund gibt?«

Des alten Grafen Blicke schweiften von Rubens zu Stanislaus hinüber, endlich sagte er: »Eine Aehnlichkeit zwischen beiden Herren ist allerdings unverkennbar; aber was mich bei Ihrem Anblick, Herr Doctor, wunderbar ergriff, das hat einen andern Grund. — Wollen Sie mir gestatten, Ihnen später einige Fragen vorlegen und Sie um Beantwortung derselben bitten zu dürfen?«

»Ich bin zu jeder Auskunft bereit, Herr Graf, die Ihnen geben zu können in meiner Macht steht. — Doch zur Zeit habe ich Ihnen andere, für Sie vielleicht wichtigere Mittheilungen zu machen.«

Alle sahen erwartungsvoll, die Damen etwas ängstlich zu Rubens auf und dieser gab einen treuen Bericht von dem Vorgange dieses Abends, bei welchem die Sicherheit der L.'schen Familie so nah' betheiligt schien.

In Folge dieser durch Rubens erhaltenen Nachrichten verlassen wir mit der gräflichen Familie Italien, und finden uns später mit ihr und Rubens am Bord der »Esperance« wieder zusammen.

Mit stolzer Ruhe theilt der Dampfer die Wogen des adriatischen Meeres. Er nähert sich mit einer Sicherheit und kräftigen Freudigkeit, als führe er seine Passagiere unzweifelhaft einem Port des Glücks zu, seinem Ziel, den jonischen Inseln und unter diesen zunächst dem Hafen von Corfu.

Leider aber scheinen nicht alle zeitweiligen Bewohner

dieſes ſchwimmenden Hauſes die Zuverſicht auf ein glückliches Endziel zu theilen, welche freilich in den ſeelenloſen und doch ſprechenden Bewegungen des ſchönen, ſtark und zierlich zugleich gebauten Schiffes liegt.

Unſer alter Freund, Jakob Rubens, ſteht an einer einſamen und entlegenen Stelle des Verdecks. Mit verſchränkten Armen, den Blick verloren in die Tiefe des Meeres und ſeiner eigenen Gedanken, weilt er lange, ohne von etwas Aeußerlichem berührt zu werden, oder es nur zu bemerken.

Für ihn hat an dieſem Abend der Himmel keine Sterne; ach vielleicht liegt dies daran, daß für ihn die Sterne keine Hoffnungen mehr, nur Erinnerungen herunter werfen können; für ihn liegt heute weder Poeſie, noch Muſik im Wogenſchlag des Meeres, weil der Wogenſchlag des Menſchenherzens, die Hoffnung, todt, das Vertrauen auf eigene Kraft erſchüttert iſt.

Er iſt eben ſo unfähig, mit dem Ohr der Phantaſie den Geſang der Syrenen, wie mit dem körperlichen Ohr den lieblichen wechſelvollen Geſang zu hören, mit welchem einige junge, uns jedoch fremde Reiſende die Monotonie am Bord der »Eſperance,« die wohl jeder Seereiſe mehr oder minder eigen iſt, in anmuthiger Weiſe unterbrechen; ach, dieſe geiſtige Taubheit hat wohl darin ihren Grund, daß die Nachtigall der Menſchenbruſt, das Herz, in Rubens nicht mehr ſingt, weder Lieder der Luſt, noch Lieder des Schmerzes! ſie liegt in einem langen, ſtarren Winterſchlaf, aus dem ſie wohl nimmer wieder zu frohen Tönen erwacht.

Der alte Graf L. nähert ſich Rubens, betrachtet ihn lange mit deutungsreichem Blick, berührt ſanft mit der Hand die Schulter des jungen Mannes, und ſpricht mit einer Eindringlichkeit, die etwas Väterlich-Mildes hat und doch nicht frei von leiſem Vorwurf iſt: »Jakob, ich erkenne den frü-

heren geisteskräftigen Mann in dir nicht wieder! — Diese zu weiche und zu tiefe Hingabe an den Schmerz ist wohl verzeihlich für eine weibliche Seele, — für eine männliche ist sie es — nimm mir es nicht übel — kaum. — Der Mann ward geboren zum Kampf mit dem Schicksal und zum Siege über dasselbe; du aber trittst entsetzt vor diesem Kampf zurück, du gibst den Sieg verloren, ehe du um denselben gerungen! Das ist ein Unrecht gegen dich selbst, ein Unrecht gegen die geistige Kraft und Würde des Mannes.«

»Vergeben Sie,« sagte Rubens sanft, sich aus seiner kummervollen Stellung erhebend: »jedes Gefühl fordert sein Recht und seine Zeit; Freude und Schmerz, man muß sich mit Beiden vertraut machen, um Beide gebührend aufnehmen und tragen zu können. Haben Sie noch eine kurze Nachsicht mit mir; ich bin wirklich nicht so schwach, als ich Ihnen vielleicht scheine, aber es ist ein ungewöhnlicher Kampf, zu dem das Schicksal mich aufruft; — da bedarf es freilich auch ungewöhnlicher Vorbereitungen, um ihn so zu entscheiden, wie er einzig entschieden werden muß.«

Der Graf drückte Rubens Hand, indem er erwiederte: »Ein ungewöhnlicher Kampf ist es allerdings und Gott wolle geben, daß er sich in deinem Innern in einer Art entscheiden möge, wie wir Alle es nur wünschen können.«

Aber worauf deuten diese Wechselreden des Grafen und Rubens hin? Was rückte Beide einander so nah', daß der Graf den jungen Arzt mit dem vertraulichen »du« anredete, und überall ein so lebhaftes Interesse an den Tag legte?

Vielleicht entsinnen wir uns noch der ersten Begegnung Beider, der dabei bewiesenen Gemüthserregung des Grafen und seiner Bitte an Rubens, ihm später einige Fragen beantworten zu wollen.

Rubens versprach dies.

Indeß trat die, durch Rubens Warnungen vor einer sie bedrohenden Gefahr veranlaßte Flucht der Familie aus Italien dazwischen und nahm vorläufig die Gedanken des Grafen L. mehr in Anspruch als andere, ihm ferner liegende Interessen; und erst am Bord der »Espérance« nahm er die vorerwähnte Frage wieder auf, indem er Rubens um Auskunft über seine Familienverhältnisse bat, und diese etwas zudringlich scheinende Frage damit entschuldigte, »daß er eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Rubens und einigen Personen finde, welche er in früheren Zeiten gekannt und die ihm sehr werth gewesen, und daß diese Aehnlichkeit den Gedanken in ihm erregt, Rubens möchte jenen Personen irgendwie nahe stehen.«

Nach kurzem innern Kampf reichte er Jella's Vater das Medaillon mit den Bildern seiner Eltern und sagte: »Dies ist vielleicht der beste Aufschluß, den ich Ihnen, Herr Graf, über meine Familienverhältnisse geben kann; — jedenfalls ist es fast der einzige! Sie sehen hier die Porträts meiner lieben, leider zu früh verlorenen Eltern!«

Der Graf hielt das Medaillon in der Hand und während er bald das eine, bald das andere der Bilder betrachtete, flog eine tiefe innere Bewegung, fast wie der Schatten einer Reue um etwas, das nicht mehr gut zu machen ist, über seine Züge.

»Das also waren Ihre Eltern?« sagte er mehr im Ton der Wehmuth als der Frage.

»Und haben Sie sie gekannt?« fragte Rubens erwartungsvoll.

»Ob ich sie gekannt habe? — o mein Gott! dein Vater war ja mein Bruder, mein unglücklicher Bruder!« rief Graf L. überwältigt von dem Gefühl des Augenblicks.

Er zog Rubens an seine Brust. Dieser stand starr, todtenbleich, jedes Wortes unfähig da. — Was in diesem

Augenblick seine Seele bewegte, das war zu viel für den Ausdruck der Menschenstimme, aber die wohlthätigen Repräsentanten der Freude, wie des tiefsten Schmerzes traten vermittelnd auf und gaben ihm Erleichterung und Kunde von seinem innern Leben.

Der Graf fuhr nach einer Pause fort: »Ja, du bist sein Sohn, ihr Sohn, ich ahnte es bei deinem ersten Anblick! — du trägst in wunderbarer Verschmelzung die Züge Beider! mögest du glücklicher sein, als sie es waren.«

Da kehrte Rubens Bewegung und Sprache wieder. »Herr Graf,« sagte er mit unbeschreiblicher Traurigkeit in Blick und Ton, »Sie irren! Ich kann der Sohn Ihres Bruders nicht sein, ich bin geboren in der Judengasse zu Frankfurt am Main, im Hause meines jüdischen Großvaters, von einer jüdischen Mutter; — bin von meinem Großvater in seinem Glauben erzogen und also ein Jude, — der jeder Beziehung zu Ihrer Familie ferne steht!«

»O, dennoch irre ich nicht!« rief Graf L., »und man kann dich unmöglich so unbekannt mit der traurigen Geschichte deiner Eltern gelassen haben, daß du nicht wissen solltest, wie dieselben sich gegen Wunsch und Willen ihrer beiderseitigen Eltern und Verwandten vermälten und ihre Ehe nach kaum zwei Jahren durch den Tod meines Bruders sich wieder löste, — wo dann deine Mutter die ferne Heimat ihres Gatten verließ und wenig Monate vor deiner Geburt in das Haus ihres Vaters zurückkehrte.«

»Aber Ihr Bruder war Christ, — und er vermälte sich mit einer Jüdin?«

»Sie ging aus Liebe zu ihm vor der Vermälung zum christlichen Glauben über,« erwiederte der Graf sanft und begütigend auf Rubens, mit einer eigenthümlichen, schmerzlichen Heftigkeit hervorgestoßenen Frage.

»So bin ich ein geborner Christ, und doch kein

Christ!« rief Rubens mit seelenerschütterndem Ausdruck. Er drückte beide Hände auf Stirn und Augen, und sank, überwältigt von Gefühlen, die sich durch Worte nicht bezeichnen lassen, in sich zusammen.

Graf L. trug ihm ein warmes Gefühl und die aufrichtigste Theilnahme entgegen; aber Rubens war noch nicht geneigt, oder befähigt, beides gebührend aufzunehmen; — alles, was er zunächst von dem Grafen wünschte und erbat, war tiefes Schweigen gegen Jedermann über die eben gemachten Entdeckungen hinsichtlich der Familienverhältnisse Rubens, — und sodann Vermeidung einer ferneren Besprechung derselben zwischen dem Grafen und Rubens.

»Ich muß vor allem an meinen Großvater schreiben,« sagte er, »er ist der beste und frommste Mann, den ich kenne; war es ihm dennoch möglich, seinen Enkel, den er so sehr liebt, gewissermaßen zu hintergehen, so muß er hierzu gewichtige Gründe gehabt haben! — Ich werde ihn um Aufschluß darüber bitten; sobald ich diesen erhalten, werde ich mir erlauben, Sie, Herr Graf, um eine Unterredung zu bitten; bis dahin wollen Sie mir gestatten, mich Ihnen und Ihrer Familie fern halten zu dürfen.«

»So stolz, Jakob?« sagte der Graf mit leisem Vorwurf.

»Vielleicht,« erwiederte Rubens sanft, »es ist nicht sowohl Stolz, als eine natürliche Scheu, mich da zurückzuhalten, wo ich nicht bestimmt voraussetzen kann, daß man das neue Familienmitglied freundlich aufnehmen dürfte, — wenn man in demselben einen Bekenner des jüdischen Glaubens sähe; — wenigstens muß ich mich so lange fern halten, bis ich mich mit meinem Großvater und meinem Gewissen verständigt habe.«

»Und sehnst du dich nicht nach einer wärmeren Annäherung an das Herz deines Bruders?«

»Meines Bruders?«

»Ja, Jakob! Stanislaus L. ist dein Bruder, der Sohn deines Vaters aus seiner ersten Ehe.«

Durch Rubens Seele zuckte eine schmerzliche Freude. Der Graf fuhr fort:

»Nach dem frühen Tode von Stanislaus Mutter machte dein Vater Reisen, um sich von dem Schmerz um den Verlust seiner Gattin zu zerstreuen; als er einige Jahre später in die Heimat zurückkehrte, führte er in deiner Mutter seinen Eltern eine neue Schwiegertochter zu.«

»Und wie nahmen diese die getaufte Jüdin auf? — ach, meine Mutter war nicht glücklich in ihrer Ehe.«

»Sie war in der Ehe selbst sehr glücklich, denn sie war ein Engel, den mein Bruder über Alles liebte,« erwiederte der Graf und fügte mit einem Nachhall lang gehegter, schmerzlicher Reue, die er in seiner und seiner Verwandten Seele nachempfand, hinzu: »Aber sie und dein Vater wurden unglücklich durch die Verhältnisse; meine in jeder Beziehung stolzen Eltern und übrigen Verwandten konnten sich nicht entschließen, deine Mutter in einer Art in ihren Familienbund aufzunehmen, wie ihre Tugenden, ihre Bildung, ihre Liebenswürdigkeit und ihr hoher moralischer Werth dies wohl verdient hätten. Ich, der ich meinen Bruder innig liebte und um seinetwillen auch die neue Schwägerin, war dennoch theils zu sehr von Stolz und Vorurtheilen befangen, um mich meiner zürnenden Familie gegenüber für Beide erklären zu mögen, theils war ich auch wirklich zu einflußlos, um ihnen durch Vermittlung nützlich werden zu können.

»Da ich aber den Schmerz meines Bruders und seiner Gattin um diese unseligen Familienzerwürfnisse nicht mit ansehen konnte, ohne einen gleichen zu empfinden, so freute ich mich eines Auftrages meines Fürsten, in Folge dessen ich

meine Heimat verlassen und an einen fernen Hof gehen mußte.

»Als ich nach Jahresfrist zurückkehrte, fand ich meines armen Bruders Herz gebrochen; — seine trostlose Witwe mit ihrem noch ungebornen Kinde entflohen.

»Da gesellte sich zu dem Schmerz um den verlornen Bruder die Reue, für ihn und sein Lebensglück nicht wenigstens gethan zu haben, was in meinen Kräften stand.

»Gutmachen, Gutmachen, wurde das Ziel meiner Sehnsucht. Ich schrieb an deinen Großvater, erkundigte mich nach deiner Mutter und dem Kinde; erhielt jedoch die traurige Antwort:

»Meine Tochter ist todt, ihr ist wohl! — Das Kind »meiner Rahel ist gleichsfalls todt für Ihre mir verhaßte »Familie! — Wollen Sie jedoch dem alten Ely Rubens, »dem Vater der geopferten Rahel, eine Wohlthat erweisen, »so verschonen Sie ihn fortan mit jeder, auch der geringsten »Annäherung von Seiten Ihrer Familie. — Im Uebrigen »wünsche ich, der große Gott möge dereinst gegen Sie und »die Ihren barmherziger und milder sein, als Sie sämmtlich es gegen mein unglückliches Kind waren! —«

»O meine armen Eltern, mein armer, vortrefflicher Großvater!« — unterbrach hier Rubens in überwallendem Gefühl den Grafen.

»Und nicht auch dein armer Oheim? — der um deiner Eltern willen mehr gelitten, als er sagen kann! — der sich nach der Liebe des Sohnes seines Bruders sehnt und sich aufrichtig freut, ihn durch eine wunderbare Fügung des Schicksals gefunden zu haben!« — sagte der Graf, und breitete seinem Neffen die Arme entgegen.

Rubens sank hinein, und so wohlthuend auch diese liebreiche Theilnahme einer verwandten Seele ihm sein mochte, die Stürme seiner Brust konnte sie nicht beruhigen, seinen Schmerz in mehrfacher Beziehung nicht lindern.

»Und Stanislaus!« sagte er endlich, »wird er den Eindringling, den Sohn der Jüdin, als Bruder anerkennen und lieben mögen?«

»O gewiß!« versicherte Graf L. »Stanislaus hat ein eben so gefühlvolles und gutes Herz, als sein Geist lebhaft, fast zu stürmisch ist.«

»Und Jella, Gott, mein Gott, wie wird sie den neuen Schwager aufnehmen?« dachte Rubens tiefbewegt; aber er sprach es nicht aus und wiederholte nur seine Bitte an den Grafen um ein vorläufig tiefes Schweigen.

Der Graf versprach es; aber da Rubens' innere Welt seit dieser Unterredung bis in die feinsten Lebensfasern erschüttert war und sich auch so dem Auge des aufmerksamen Beobachters, und ein solcher war Graf L. allerdings, darstellte, so hielt dieser es für nöthig, ein ernstes, ermuthigendes Wort zu Rubens zu sprechen und in Folge dieser Erwägung sahen wir den Grafen, als wir ihm und Rubens zuerst am Bord der »Esperance« begegneten, sich mit freundlich eindringlichen Worten zu seinem Neffen wenden.

Wir sahen, wie diese nicht ganz ihre Wirkung verfehlten, Rubens versprach, sich zu ermannen und war fest entschlossen, dies Versprechen zu halten; als er aber bald darauf in seine Cajüte hinabstieg, um allein zu sein, da konnte er sich doch der immer wiederkehrenden, trostlosen Gedankenfolge nicht erwehren: »Wäre ich nicht als Jude, sondern als Christ erzogen im Kreise meiner christlichen Verwandten, — sie würde mich geliebt haben und hätte mich lieben dürfen! Doch jetzt, — aber er ist mein Bruder — und auch er liebt sie! — wohl nicht so wie ich; denn das ist unmöglich, — aber er liebt sie, wie er nur lieben kann und er findet sein Glück in dem Gedanken an ihre Liebe! — Armer Bruder, — arme Jella! — O, und

du, mein guter, redlicher Großvater, hast du recht an deinem Enkel gehandelt, indem du ihn in deinem Glauben erzogst?* — oder war dies Unrecht?*

Ihm schwindelte es vor Auge und Seele, er konnte nicht weiter denken.

Während Rubens in erschütternden Seelenkämpfen in seiner Cajüte weilte, stand auf dem Verdeck, an derselben abgeschiedenen und einsamen Stelle, an welcher der alte Graf L. Rubens eben aus seinen traurigen Träumen geweckt, Comtesse Jella.

Tiefer Ernst ruhte auf ihren edlen, lieblichen Zügen; ihre dunklen Augen sahen ruhig, aber mit einer traurigen Ruhe, ins Meer hinab; kein Zeichen innern Kampfes war äußerlich sichtbar.

Wer Jella indeß einige Monate früher gekannt, der mußte eine Veränderung in ihrer äußern Darstellung anerkennen, die zu groß war, um einer geringen Veranlassung zugeschrieben werden zu können.

Die ruhige Sicherheit ihrer Erscheinung war nicht mehr, wie einst, der Wiederschein einer inneren, freudigen Befriedigung, vielmehr jetzt der einer traurigen Abgeschlossenheit mit dem Schicksal, einer Entsagung aller Freuden des Lebens! — Sie hatte resignirt auf das Glück des Herzens und war erst zwanzig Jahre alt! Darin liegt die Lösung des Räthsels dieser augenfälligen Veränderung; daher erklärt sich diese erschütternde Ruhe, die sie wie Grabeshauch umwehte.

Aber sie hatte diese Ruhe nicht ohne Kampf gewonnen. Früh mit ihrem Vetter Stanislaus, dem sie ein reines, aufrichtiges Wohlwollen weihte, verlobt, hatte der Gedanke, ihm einst als Gattin anzugehören, sie zwar nie mit einer hervorragenden Freudigkeit erfüllt, doch hoffte sie für sich und ihn auf eine glückliche Zukunft.

Da trat Rubens in ihren Lebensweg; ein Strahl seiner Seele fiel in die ihre, so hell und leuchtend, daß sie darüber aus dem bisherigen Schlummer ihres Herzens erwachte, und obgleich hierin ein Himmelsglück für sie lag, so erschrak sie doch bei diesem plötzlichen Erwachen und dem damit verbundenen innern Licht. — Sie klagte sich selbst bitter an, erflehte den langen Schlummer des Herzens zurück, that alles, um ihrem regen Pflichtgefühl und den begründeten Ansprüchen ihres Verlobten genug zu thun! — umsonst! — die innere Flamme leuchtete nur heller auf, sie ließ sich nicht dämpfen, und trostlos, keinen Ausweg, keine milde Lösung findend, wurde ihr Herz selig-qualvollen Empfindungen zum Raube.

Doch was sie litt und wie sie kämpfte, das blieb, so hoffte und wähnte sie, jeglichem sterblichen Auge verborgen, — und obwohl es für sie Himmelsseligkeit gewesen wäre, die sie mit langem irdischen Leid nicht für zu theuer erkauft gehalten hätte, einmal, nur einmal, Seele um Seele mit dem Gegenstande ihrer Liebe in Worten tauschen zu dürfen, so hielten doch edles weibliches Zartgefühl und heilige Pflichttreue das Sehnen tief im Herzen zurück, sie mochte es sich selbst nicht zugestehen, sie gestand es Gott nur zögernd, wie hätte sie es Menschen ahnen lassen können?

Ob dennoch Rubens nicht tiefer in ihrer Seele las, als sie selbst, das bleibe dahin gestellt! — Nur so viel steht fest, daß Jella sich endlich so weit durchgerungen, um mit gebrochenem Herzen, aber erhobener Seele dahin mit sich einig geworden zu sein, daß sie ihre Pflichten gegen Gott, ihren Verlobten, ihre Eltern und ihre Stellung in der Welt nur einzig durch Resignation des Herzens erfüllen könne; — und da sie fest entschlossen war, alle diese heiligen Pflichten zu erfüllen, so resignirte denn ihr Herz.

Obgleich hiermit zugleich jedes Blümchen der Freude

für sie starb und ihre ganze Zukunft in Trauerschleier gehüllt wurde, so war sie doch entschlossen, den Trauerschleier, welchen das Schicksal ihr bot, indem es ihr die blühende Krone des Lebens, ein stilles Liebesglück nahm, mit Würde zu tragen.

Wenn sie dennoch zuweilen die stumme Frage an das Schicksal richtete: »Mußte es denn sein?« — ach, wer könnte darum mit dem jungen, früh gebrochenen Herzen rechten? — Der liebe Gott verzieh ihr gewiß, leichter als sie sich selbst verzeihen konnte, denn sie war eben so strenge gegen sich, wie milde und nachsichtsvoll gegen Andere.

So wurden Gefühlsaufregungen allmälig etwas Seltenes bei ihr und jene tiefe Ruhe, deren ich oben erwähnte, ihr eigenthümlich. — An dem Abende indeß, an welchem wir sie einsam auf dem Verdeck der »Esperance« stehen sehen, wollte das schwache Herz noch einmal in seine Rechte treten, Rubens' Seelenkämpfe, die sich durchaus nicht vor dem Auge der Liebe verkennen ließen, und denen sie, da ihr ja das traurige Geheimniß seiner Geburt und Erziehung und alle daran sich knüpfenden Gemüthsleiden bisher verborgen waren, keine andere Ursache geben konnte, als seinen Kummer um eine hoffnungslose Liebe, riefen auch den ihrigen aufs Neue aus der Tiefe des Herzens hervor. Klagend richtete sie Seele und Auge zum Himmel und in Beiden lag noch einmal die Frage: »O mein Gott! mußte es denn sein?«

Und drüben an Albaniens Küste sank die Sonne »ein roth geweintes Auge« ins Meer. »So muß auch das Größte und Schönste, das Licht einer Welt untergehen! wie viel mehr nicht der schöne Stern, der das Herz erleuchtet und erwärmt,« dachte sie wehmüthig. »Aber die Sonne steht wieder auf, vielleicht zu noch höherem Glanz und höherer

Schöne, als sie heute schied — mein Lebensstern kehrt nie, nie wieder — darf nicht wieder kehren!«

Graf Stanislaus trat zu ihr. »Jella,« sagte er voll liebender Theilnahme, »wieder so ernst, so tief traurig? — ach, laß doch den Kummer um unser armes Vaterland, um die Gefahr, welche deinen Vater und mich möglicher Weise bedroht, deine Seele nicht so ganz beherrschen! Sieh', das schöne Corfu liegt vor uns, schon weht uns die Luft dieses kleinen Paradieses balsamisch entgegen und gewiß, wir werden hier, Dank sei es Rubens gutem Rath, ein geschütztes Asyl finden. — Unser Vaterland aber, ach, meine theure Jella, es ist unser hartes, aber unabweisliches Schicksal, nichts für dasselbe thun zu können! — deine heißesten Thränen können doch die Wunden nicht heilen, die ihm ein trauriges Verhängniß schlug. — Wir müssen das geliebte Land in Gottes Schutz empfehlen — vielleicht ist seine Zukunft heller als seine Gegenwart! — Möchte diese Hoffnung dich doch aufrichten.«

Jella erröthete bei dieser sanften Zusprache des arglosen Verlobten, dem die Haupturſache ihres derzeitigen Kummers so fern lag. »Halte mich nicht größer als ich bin!« Die Worte schwebten ihr auf der Lippe. Da bedachte sie, daß diese Worte nothwendig eine Erörterung nach sich ziehen mußten, die Stanislaus rauh aus allen seinen Himmeln stürzen und ihm sein Heiligthum, den Glauben an ihre Liebe, rauben würde. — Dennoch, schuldete sie sich und ihm nicht ein offenes Bekenntniß ihrer unfreiwilligen Schuld? war vollkommene Offenheit nicht bisher die Gottheit, der sie freudig huldigte? war sie nicht vor allem Pflicht gegen ihren Verlobten? — und wiederum, war es nicht auch ihre Pflicht, ihm einen Schmerz zu ersparen, vor welchem das ganze stolze und schöne Gebäude seines geträumten Glücks wie durch Zauberschlag in eine Ruine verwandelt,

in Schutt und Trümmer zusammensinken würde? — Nein, nein, sie wollte diesen Schmerz allein tragen! — vielleicht gelang es ihr, ihn einst zu besiegen und so gefahrlos und ohne sich einer Schuld zeihen zu müssen, über dem Haupt und Herzen ihres Verlobten fortzuführen.

So die bangen Zweifel und Fragen ihres Gefühls und ihres Gewissens beschwichtigend, sagte sie, so ruhig sie vermochte: »Vergib, Stanislaus, wenn meine traurige Stimmung dir Sorge machte! ich hätte gewünscht, daß du sie nicht bemerktest; ach wir stehen oft unter dem Einfluß unwillkürlicher Gefühle und lassen diese Gewalt über uns gewinnen, mehr als wir sollten! — aber das muß und wird wieder vorübergehen; noch einmal, vergib und habe noch eine kurze Nachsicht mit mir.«

»Lieber Engel, von vergeben kann von meiner Seite keine Rede sein! sind es doch die edelsten Gefühle, die dich sowohl als Tochter, als Braut, wie als Patriotin ehren, unter deren Einfluß du leidest! Darum thut es mir wohl weh', dich leiden zu sehen, aber wie hätte ich ein Recht zu zürnen?«

Diese Worte, die Stanislaus mit aller Weichheit der höchsten Liebe sprach, waren ein Stich in Jella's Herz. »O Gott!« rief sie, tief davon ergriffen, — »ich verdiene so viele Liebe nicht!«

»Du verdienst sie nicht?« fragte der Graf und sah seine Braut etwas befremdet an; doch der Blick in ihr zwar bleiches und trauriges Gesicht, auf dem jedoch der Engel der Unschuld seinen Thron gebaut; der Blick in ihr, von seltenen Thränen umwölktes, aber reines, heilig-ernstes Auge beruhigte ihn wieder. »Wie kommst du zu dieser unbegründeten Selbstanklage, meine himmlische Jella?« sagte er innig und drückte die Hand seiner Braut an Herz und Lippen, indem er hinzufügte: »Erlaube mir, liebe Jella, daß ich

dich jetzt zu deiner Mutter und Waleska in die Cajüte führen darf, es wird spät und die Nachtluft, so milde sie ist, möchte dir doch schädlich sein.«

»O, sie umweht mich erfrischend und wohlthuend und trägt einen balsamischen Hauch von dem Blüthengarten Corfu zu uns herüber; — laß mich noch ein wenig hier oben bleiben, unter dem Sternendom beruhigt sich jeder innere Aufruhr am leichtesten.«

»Du möchtest allein sein, liebe Jella,« sagte Stanislaus sanft, aber um sie bekümmert und zog sich zurück, um in seine Cajüte hinabzugehen. Da traf er mit Rubens zusammen, der eben aus der seinigen, deren beschränkter Raum ihm zu enge ward, heraufkam, um sich auf dem Verdeck ein abgeschiedenes Plätzchen zu suchen, wo er die Nacht in wachen Träumen, denn an Schlaf war in seiner erregten Seelenstimmung nicht zu denken, zubringen könne.

Er wollte mit stummen Gruß an Stanislaus vorüber und sich zu jener Stelle des Verdeckes wenden, wo wir ihn schon früher an diesem Abende sahen, und wo eben jetzt Jella weilte, was Rubens natürlich nicht wußte.

»Nicht dorthin, lieber Doctor!« redete Graf Stanislaus ihn bittend an; »meine Braut hat, vergeben Sie, für den Augenblick Ihr Lieblingsplätzchen usurpirt und wünscht dort mit ihren Gedanken und ihrem Gott allein zu sein. Selbst meine Gegenwart schien ihr störend, darum zog ich mich zurück.«

Ein plötzliches, bei dem ernsten, ruhigen Mann so ungewöhnliches und darum so auffallendes Erröthen überflog bei diesen Worten des Grafen Rubens bleiches Gesicht; ihm, dem ein schöner und gewandter Redefluß stets zu Gebote stand, versagte in diesem Augenblick, dem arglosen Verlobten Jella's gegenüber, auch das kleinste

Wort; stumm, wie er gekommen, wollte er wieder in seine Cajüte zurückgehen. Aber dies plötzliche Erröthen und Verstummen Rubens', im Verein mit Jella's eben erwiesener Seelenerschütterung und ihrer Selbstanklage, zündeten ein schauerlich helles Licht in Stanislaus' Seele an. — Seine natürliche leidenschaftliche Gemüthsart, der einzig die Liebe für Jella einige Milderung gab, brach jetzt, eben in dieser Liebe tief verletzt, gewaltsam hervor! Doch wirkte sein Zorn und Schmerz anfangs nur innerlich und darum um so zerstörender; er war fürchterlich schön unter dem Einfluß dieser Gefühle! — Endlich trat eine große, wohlthätige Thräne, hier gewiß ein seltener Gast, in Stanislaus' Augen, die starr auf Rubens ruhten! »Bin ich verrathen? — beantworten Sie mir nur die Eine Frage!« sprach er mit fast erstickter Stimme.

Ein unsägliches Mitleid mit seines Bruders tödtlichem Schmerz, mit Jella, mit sich selbst, bemeisterte Rubens; sollte er durch eine wohlthätige Lüge wenigstens versuchen, Stanislaus sein bisheriges Scheinglück wieder zu geben? stand dies überhaupt noch in seiner Macht? — sah der in seinen heiligsten Gefühlen Gekränkte nicht schon zu klar, als daß eine gut gemeinte Täuschung noch zulässig gewesen und nicht eher für grausamen Hohn ausgelegt werden könnte? — Was blieb Rubens also in dieser kritischen Lage übrig, als treues Festhalten an der Wahrheit und die Hoffnung auf vermittelndes Einschreiten höheren Trostes und der alles mildernden Zeit. »Lassen Sie uns in die Cajüte gehen; wir müssen Beide wünschen, ohne Zeugen zu sprechen!« bat er.

Stanislaus folgte ihm fast mechanisch.

»Herr Graf!« hob Rubens hier mit seiner natürlichen, durch sein tiefes Mitgefühl mit Stanislaus' Schmerz noch erhöhten Sanftmuth an, »von Verrath ge-

gen Sie kann hier nur in dem Sinn die Rede sein, wenn Sie mir ein Unrecht des Gefühls, gegen das ich redlich, wenn auch nicht mit dem Erfolg, den ich mir wünschte, angekämpft, als Schuld anrechnen wollen. — Von einer ferneren Schuld stehe ich jedoch in diesem schmerzlichen Fall frei und rein vor Ihnen und vor Gott! Kein Wort, kein Wunsch selbst trat der Heiligkeit Ihrer Ansprüche an das Herz Ihrer Verlobten zu nahe! Dessen versichere ich Sie auf mein Ehrenwort, bei Allem, was Erde und Himmel Schönes und Heiliges haben!« —

»Es kam also zu keiner Erklärung!« sagte der Graf; »aber dennoch lieben Sie Jella, und Jella — liebt vielleicht Sie!« —

Rubens antwortete nicht sogleich; o Gott! was sollte, was konnte er sagen? Stanislaus betrachtete ihn mit einer starren, eifersüchtigen Wuth. »Sagen Sie mir,« rief er fast drohend, »ob Sie irgendwie Grund haben, an die Liebe meiner Braut für Sie zu glauben? — Das ist eine entsetzliche Frage, aber ich muß sie thun!«

»Herr Graf!« erwiederte Rubens mit stiller Würde, »Sie sind eben so wenig berechtigt, mich zum Ankläger Ihrer Braut aufzurufen, wie ich es bin, als solcher aufzutreten — aber selbst in dem undenkbaren Fall, daß ich alles Zartgefühl bei Seite setzen und als ihr Ankläger auftreten wollte, so hat Comtesse Jella mich doch nie auch nur mit einem Hauch berechtigt, es zu können.«

»O Gott, das hätte ich wissen, Sie nicht darum fragen müssen! — aber was Jella fühlt, das können Sie mir nicht verbürgen, und — das entscheidet.«

»Was es auch sei,« erwiederte Rubens mit sanfter Eindringlichkeit, »Sie dürfen nur Gott zum Richter zwischen sich und Ihrer Braut machen! und Comtesse Jella steht so hoch, daß sie, wenngleich sie in Folge

ihrer sterblichen Natur dem Gefühle nach momentan fehlen konnte, womit ich jedoch nicht sage, daß sie fehlte, dennoch jede Prüfung vor ihrem Gott, ihrem Gewissen und ihrem Verlobten als Siegerin bestehen würde.« —

Stanislaus sah ihn einen Augenblick fast zornig an. »Sie sollten fühlen, daß mir das nicht genügen kann!« Dann sank seine Stimme plötzlich zu tiefer Traurigkeit herab, indem er sagte: »Was ich verloren habe, ist mir durch Nichts zu ersetzen; durch kein Umkehren, keinen Sieg über sich selbst von Jella's Seite wieder gut zu machen, da es nicht ungeschehen gemacht werden kann. — Das einmal getäuschte Herz kann sich nicht zum zweiten Mal zum Glauben und Vertrauen erheben. — Es ist ein großer Schmerz für mich, — doch, ich werde ihn als Mann zu tragen wissen.«

»Mein theurer Graf!« sagte Rubens erschüttert; »vor allem übereilen Sie sich nicht in Ihrem Urtheil und Ihren Entschließungen: Sie sind eine ruhige und milde Prüfung sich selbst und Andern schuldig! und Alles gewinnt eine versöhnendere Gestalt, wenn man es frei von dem Einfluß des Augenblicks betrachtet und erwägt.«

Der Graf erwiederte kein Wort. Ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund, verschwand jedoch augenblicklich wieder und mit einer ernsten, fast stolzen Neigung des Hauptes verabschiedete er sich von Rubens und ging in seine Cajüte.

Stanislaus sowohl als Rubens brachten die Nacht schlaflos hin. Doch auch sie verging; ein herrlicher Morgen folgte ihr.

Von seinem holdesten Glanz verklärt lag das schöne Corfu ganz nah' vor den entzückten Blicken der Reisenden, die sich sämmtlich, mit Ausnahme von Stanislaus, auf das Verdeck der »Esperance« begeben hatten, um sich

ganz den schönen und mannigfachen Eindrücken zu überlassen welche der Anblick von Corfu auf Alle hervorbrachte, denen dieser wahrhaft himmlische Genuß nicht durch Sorgen und inneres Leid verkümmert wurde.

Zu der Zahl der Letzteren gehörte leider unser Rubens, der wieder einsam auf dem ihm so lieben, abgeschiedenen Plätzchen weilte. Wohl hing sein Auge mit wehmüthigem Entzücken an der geliebten Insel, diesem kleinen Garten Eden, die er gleich einer zweiten Heimat liebte, da er sie gewissermaßen als die Heimat seiner geistigen Wiedergeburt betrachten konnte; er hatte hier seine geistige Kraft und Freiheit erstarken und den Glauben an seine Menschenrechte neu belebt gefühlt! Aber die Jubeltöne, mit denen er sein Corfu einst wieder zu begrüßen gewähnt, waren in seiner Seele verklungen; so gänzlich verklungen, daß nichts in der Schöpfung, also auch nicht, ihrer Meisterwerke eines, das himmlische Corfu sie wieder zu beleben vermochte.

Traurig schweifte sein Auge rechts über die großartigen Formationen der Felsenstücke von Albanien hin und links über Corfu, dessen malerische Berggruppen, üppige, mit fußhohem Grase und duftenden Blumen bedeckte Fluren und mit den schönsten Früchten prangende Haine von Pomeranzen-, Citronen- und Apfelsinenbäumen, die griechische Sonne scharf beleuchtete und dem Charakter des Ganzen etwas sehr Eigenthümliches verlieh.

Ach, all dieser Glanz, dies blühend schöne Leben, diese lachende Freude und Luft riefen kein Echo in seiner Seele wach, wohl aber eine unbewußte Thräne aus seinem Herzen hervor: es war ein zu greller Contrast zwischen dieser lebensvollen, freudigen Welt und der erstorbenen innern des armen Rubens; er fühlte sich fast krankhaft aufgeregt; es überlief ihn bald fieberheiß, bald wie eisiges

Frösteln. — Doch nahm er sich gewaltsam zusammen; und als endlich die »Esperance« in den Hafen von Corfu einlief, betrat er mit einem Dankgebet das Land und die Stadt: er hoffte ja, wenn auch nicht für sich selbst, so doch für seine Schützlinge einen Hafen der Ruhe gefunden zu haben.

Nach etwa einer Stunde kehrte Rubens auf das Schiff zurück. Durch Vermittlung einer ihm von früher her befreundeten Familie hatte er die nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme des Grafen L. und seiner Angehörigen getroffen, und kam jetzt, ihnen dies anzuzeigen und sie zu dem gesicherten und schönen Asyl zu geleiten, das er vorsorglich für sie gewählt.

Während man sich zum Verlassen des Schiffes bereitete, übergab Rubens dem Capitän der »Esperance« einen Brief an seinen Großvater in Frankfurt, den er in Folge der erwähnten Unterredung mit seinem Oheim geschrieben; und der Capitän versprach die möglichst baldige Besorgung des Briefes an seine Adresse. Dann trat Rubens an den Rand des Schiffes und erwartete ruhig die Ankunft seiner Reisegefährten, die er wie vom Schicksal seinem Schutz übergeben betrachtete. Aber er mußte lange warten. — Endlich trat die Familie aus der Cajüte auf das Verdeck. Alle Mitglieder derselben sahen mehr oder minder verstört und bekümmert aus. Graf Stanislaus ließ sich nicht blicken. »Und Ihr Herr Neffe?« fragte Rubens den alten Grafen.

»Er hat entschieden erklärt, Corfu nicht betreten, sondern mit der »Esperance« weiter nach Smyrna fahren zu wollen! — Es ist plötzlich eine wunderbare Reiselust in ihm erwacht!« sagte der Graf mit mühsam verhaltenem Unmuth.

Rubens erbleichte. Ein unwillkürliches Gefühl

trieb ihn an, in die Cajüte des jungen Grafen hinab zu gehen, um noch einmal zu versuchen, was Zureden hier vermöchte.

Graf L. hielt ihn zurück. »Was Jella und mir unmöglich war, das dürfte Ihnen nicht vorbehalten sein, zu bewirken,« sagte er freundlich, aber traurig und mit Ueberzeugung.

Rubens fühlte das Wahre dieser Bemerkung; er blieb und begab sich wenig später mit der Familie ans Land. Sobald dieselbe das Schiff verlassen, trat Graf Stanislaus auf das Verdeck. Er schien ruhig; aber eine erschreckende Blässe lag auf seinem Gesicht; seine Züge und Augen durchzuckte es zuweilen wie Todesschmerz, der jedoch wieder niedergekämpft wurde und dann übermächtig zu werden schien, als er einen letzten langen Blick auf Jella richtete. — Fühlte sie aus der Ferne diesen Blick? — Wenigstens wandte sie noch einmal vom Lande ihre Augen etwas schüchtern zur »Esperance« zurück. — Suchten sie Stanislaus? jedenfalls fanden sie ihn und füllten sich mit Thränen, die kein Gebot des starken Willens zurückzuhalten vermochte.

Als Jella Stanislaus Augen entschwunden war, ging er langsam in die Cajüte hinab; — das schöne Corfu hatte nichts Anlockendes für ihn, er sah es nur durch den Schleier einer getrübten Seele.

Am Nachmittage desselben Tages lichtete die »Esperance« die Anker, um ihre Reise nach Smyrna, ihrem eigentlichen Ziel, fortzusetzen. Jella sah von dem Balcon des Hauses, das Rubens für ihre Eltern gemiethet, die wehende Flagge des sich entfernenden Schiffes und als sähe sie in ihr eine Trauerflagge wehen, so angstvoll klopfte ihr Herz. — Stanislaus hatte sich in keiner Art gegen ihre Eltern oder sie selbst erklärt; er hatte seinen Entschluß,

mit nach Smyrna zu gehen, einzig durch eine plötzlich in ihm erwachte Reiselust zu motiviren gesucht; aber der tiefe Ernst, das fast Feierliche seines Abschiedes, worin gleichzeitig ein verhüllter Schmerz und eine gewisse bekämpfte Bitterkeit lagen, sagten Jella genugsam: daß Stanislaus mehr ahne oder wisse, als mit seinem Glück und seinem Frieden verträglich sei. — »O, du armer, armer Freund!« rief sie aus blutendem Herzen und sah kummervoll in die Zukunft, an deren dunklem, fernsten Horizont sie weder für Stanislaus, Rubens noch sich selbst ein Sternchen aufblinken sah. Stanislaus hatte kein Wort über seine Rückkehr geäußert; und als Jella's Vater ihn darum gefragt, hatte er gesagt: »er würde sich später darüber schriftlich erklären.« — Auf diesen verheißenen Brief nun hoffte Jella; er mußte ihrem gequälten Herzen wenigstens Gewißheit geben.

Wochen gingen indeß darüber hin; der ersehnte Brief kam nicht. — Zu den peinlichen und traurigen Gefühlen in Bezug auf Stanislaus, welche alle Mitglieder der Familie theilten, gesellte sich nun noch ein neuer Kummer: Rubens erkrankte und zwar in einer Art, daß die Aerzte ihn aufgaben.

Seit seiner Ankunft in Corfu hatte Rubens sich mit einem Eifer, der seine ohnehin durch lange Seelenkämpfe angegriffenen Geisteskräfte erschöpfen mußte, in das Studium der Lehren des christlichen Glaubens vertieft. — Tage und Nächte hatte er geforscht, geprüft, verglichen. — Um sich jeder möglichen Selbsttäuschung zu entziehen, vertraute er sich und sein ungewöhnliches Schicksal dem Diacomus B., diesem von ihm stets so geliebten und verehrten Lehrer an der Universität zu Corfu. Dieser würdige Mann rechtfertigte vollkommen Rubens Vertrauen. — Fern von jeder übereilten und gewagten Ueberredung, er-

leichterte er doch Rubens seine gewichtigen und einflußreichen Forschungen in Glaubenssachen, indem er ihm, freilich voll reiner Liebe für die heilige Christuslehre, doch frei von jedem unbilligen Vorurtheil gegen andere Glaubenslehren, die Religion Jesu in ihrem tiefsten frommen Kern offenbarte; jede Entscheidung aber dem freien Walten von Rubens Seele und seiner eigenen Erkenntniß überließ. Ehe es jedoch zu einer Entscheidung in irgend einer Art kam, erlagen Rubens körperliche Kräfte der übermächtigen Anstrengung seines Geistes und der vielfachen, schmerzlichen Erregung seines Gemüths. Die Krankheit, deren Vorboten er schon lange gefühlt, sie jedoch mit aller Kraft des starken Willens bisher niedergehalten, kam jetzt zum Ausbruch, indem sie in Gestalt eines nervösen Fiebers auftrat und Rubens hart an den Rand des Grabes führte. — Rubens erkannte in den seltenen lichten Augenblicken, während seines Krankenlagers, das gähnende Grab zu seinen Füßen vollkommen; — aber seine kräftige Seele war mit dem Körper so schwach geworden, daß er eher einen dankbaren und zufriedenen, als erschreckten Blick in die dunkle Tiefe richtete. —

Der alte Graf wich während dieser langen Zeit fast nicht von Rubens' Lager; seine Gemalin unterzog sich mit Aufopferung der Pflege des Kranken, der so viele Ansprüche auf ihre allseitige Dankbarkeit hatte; was Jella in diesen Tagen der Sorge und des vielfachen Kummers litt, das könnten Worte nur unvollkommen ausdrücken. —

Verlassen wir indeß Rubens und die gräflich L.sche Familie, die uns ja, wäre sie vom Kummer um Stanislaus (der noch immer keine Nachricht von sich gegeben) und Rubens frei gewesen, in dem schönen Corfu sehr wohl aufgehoben und jedenfalls dem feindlichen Auge

ihrer Verfolger entrückt scheint; und eilen wir auf den Schwingen der Phantasie, die uns kühn über Meere und Länder nicht nur, sondern auch über Raum und Zeit forttragen, nach Frankfurt am Main, wo wir uns, etwa drei Monate, nachdem die »Esperance« in den Hafen von Corfu einlief, in einem kleinen Hause der Judengasse niederlassen wollen.

Wir waren schon früher hier, und lernten die Bewohner dieses Hauses, den alten Ely Rubens und seine Dienerin Sarah kennen. Wir finden Beide wieder; doch sind die damals, wenn auch eben nicht heitern, so doch ruhigen und gemüthlichen Zustände dieses Hauses dahin verändert, daß eine tiefe Trauer jetzt ihre Schwingen darüber ausgebreitet hat. —

Der alte Rubens sitzt im Sorgenstuhl; er ist krank und sichtlich seiner Auflösung nahe.

Sarah weint in einer fernen Ecke; von Zeit zu Zeit sieht sie durch das Fenster in angstvoller Erwartung die Straße hinab.

»Kommt er?« fragte in kurzen Pausen zu wiederholten Malen der alte Ely.

Die Dienerin schüttelt traurig den Kopf, faltet die Hände und fleht inbrünstig: »Herr, führe ihn zu uns, ehe es zu spät wird!«

»Ja, Herr! führe ihn zu mir! Ich bin ihm noch die Antwort auf seinen Brief, die Antwort auf eine große Frage schuldig!« spricht der alte Israelite in ängstlicher Unruhe, fast lautlos, aber seinem Gott verständlich; — »mehr bedarf's nicht.«

Plötzlich verwandelt sich der Ausdruck von Trauer und Unruhe in Sarah's Zügen in den einer lebhaften Freude.

Sie wendet sich vom Fenster zum Sorgenstuhle und

spricht leise vorbereitend, damit die jähe Freude dem Kranken nicht schade: »Lieber Herr! der Gott Israels erhörte unsere Gebete: Herr Jakob kommt.«

Ely's Augen erhoben und seine Hände falteten sich. Da öffnete sich behutsam die Thür; Jakob Rubens trat ein. — Er übersah beim ersten Blick, was der nächste Augenblick ihm rauben konnte, und sank tief erschüttert vor seinem Großvater in die Knie.

Die Erfüllung des heißersehnten, kaum mehr gehofften Glücks, seinen Enkel noch einmal zu sehen, ließen das dem Erlöschen nahe Lebensflämmchen des alten Ely noch einmal auflodern. Segnend legte er seine Hände auf Rubens' Haupt. »Du kommst spät, aber Du kommst! — gelobt sei der Herr!« sagte er.

Rubens küßte kindlich die Hände seines Großvaters. »Ich war krank, als Sarahs Brief mich zu Ihnen beschied; daß ich nicht eher kommen konnte, wie viel habe ich darum gelitten!«

»Mein armer Sohn! — Aber ich bin dir noch eine Antwort auf deinen inhaltschweren Brief aus Corfu schuldig und ich muß mit dieser Antwort eilen! — Doch zuvor sage mir: zürnst du deinem alten Großvater, daß er dich, wenn du es so nennen willst, gewissermaßen hintergangen? — und daß du jetzt aus fremdem Munde hören mußtest, was dein Großvater dir vielleicht schon lange hätte sagen sollen?«

»Zürnen? — ach mein Großvater, der mich so sehr liebte, meinte es gut mit Allem, was er in Bezug auf mich that! — Daran habe ich nimmer, nimmer gezweifelt! — Was soll ich noch weiter sagen, lieber vortrefflicher Großvater?«

»Dein Vertrauen zu mir hat also nicht gewankt vor Thatsachen, die scheinbar gegen mich zeugten? — ich danke

dir, mein lieber Jakob! — Aber nun du Alles weißt, sage mir, wie würdest du hinsichtlich der unseligen Glaubensfrage entscheiden, wenn ich dir hierüber vollkommen Freiheit zugestände?«

»Vater! dann würde ich mich dem Glauben wieder zuwenden, dem ich durch meine Geburt angehöre; ich würde werden, was ich war — ein Christ!« antwortete Rubens mit heiligem Ernst.

Der alte Israelite seufzte schmerzlich auf. »Sohn meiner Rahel, die die Christen nie als eine der Ihrigen anerkannten, obgleich sie durch die Taufe ihres Glaubens war; — die die Christen zu Tode quälten durch grausamen Hohn und unverdiente Verachtung! — O, du geliebter Sohn meines einzigen lieben Kindes, das noch sterbend Gott bat: »Herr, gib meinem Sohn nicht das harte Herz der Christen!« und mich: »Vater, erziehe meinen Sohn in deinem Glauben!« — o du lieber Sohn, fürchtest du nicht: es dürfte dich einst gereuen, wenn du dem alten, friedlichen Glauben, in dem du aufgewachsen bist, entsagend, dich einem neuen zuwendetest, den du nicht einmal kennst?«

»Vater, ich kenne den Glauben der Christen! — ach, wie könnte ich anders eine so wichtige Entscheidung wagen? — Von dem Augenblick, wo man mir das Geheimniß meiner Geburt entdeckte, habe ich einen harten Kampf gekämpft zwischen dem Wunsch, Ihnen, geliebtester Großvater, einen Schmerz zu ersparen, und den Forderungen meines Gewissens. — Diese letzteren riefen mich aber unabweislich zu ernsten Prüfungen, zu Vergleichen in Glaubenssachen auf; ich habe mich mit Herz und Seele in den Geist des Christenthums hineingearbeitet, und — vergeben Sie, mein Großvater! — so hoch und heilig mir Ihr und zur Zeit noch mein Glaube stand, dennoch muß ich

dem christlichen Glauben hohe und fromme Vorzüge zugestehen, die wir nimmer fassen können, wenn wir sie nicht mit offenen, vorurtheilsfreien Augen und Herzen suchen, die uns aber, wenn wir dies thun, von selbst entgegen kommen. — Es ist eine schöne, milde, versöhnliche Lehre, die Lehre Christi und sie wird einst, glauben Sie dies meinem ahnenden Vorgefühl, mein Vater! wie ein hehrer Friedensklang durch die Welt gehen und die Bekenner jeden Glaubens vereinen, als Kinder *eines* Vaters!«

»Jakob!« rief der alte Israelite schmerzlich, »sind es die Früchte einer Religion der Liebe, Milde und Versöhnlichkeit, wenn die Bekenner die Genossin eines andern Glaubens, die zu dem ihren überging, in grausamer Herzlosigkeit zu Tode quälten, wie sie es mit deiner Mutter thaten? haben die Christen sich nur je gegen dich selbst als Bekenner einer Religion der Liebe und Milde bewährt? haben sie nicht in früher Jugend deiner herzlos gespottet? haben sie nicht jedes Menschenrecht in dir mit Füßen getreten?«

»O mein Vater! es bedarf dieser Mahnung nicht! ich habe und kann meiner kummervollen Jugend nicht vergessen; aber die schmerzlichen Nachklänge, die aus ihr herüberhallen, können mich nicht ungerecht verblenden: das Christenthum, wie das Judenthum wird von Guten und Bösen repräsentirt und von Solchen, die keines von Beiden ganz sind, und sich leicht dahin neigen, wohin Laune oder Vorurtheil sie lenken. — Aber nicht die irrenden Repräsentanten desselben bestimmen die Würde und Heiligkeit des Glaubens; dieser muß für sich selbst sprechen! Ach, und der christliche Glaube, mein Vater! er spricht so warm, so belebend, so tröstlich zu dem Herzen, das ihn sucht und versteht; das habe ich in dieser letzten Prüfungszeit erfahren. — Vater, ich habe viel Schmerzliches erlitten seit

unserer letzten Trennung! — da, eben in dem Augenblick des höchsten Schmerzes wurde ich sehr zur rechten Zeit, zur Prüfung und Erkenntniß des Christenthums hingeleitet. — Es stellt ein hehres Vorbild auf, dem die Anhänger des Christenthums nachstreben sollen und ach, wie klein erscheinen im Vergleich zu dem, was dies Vorbild mit göttlicher Hoheit und Geduld ertragen, auch die größten Leiden, die der Herr uns Sterblichen auferlegt!«

Der Großvater senkte in schmerzlichem Nachdenken das Haupt; nach langer Pause sagte er: »Lieber Sohn, hast du dich ernst, tief, ohne Selbsttäuschung geprüft? — so redlich, als ständest du vor deinem Gott? — und hast du nach einer solchen Prüfung gefunden, daß keine schwachen, irdischen Rücksichten, keine Eitelkeit der Welt dich in Glaubenssachen verblendeten?«

Da leuchteten Rubens' Augen fromm und ernst und traurig auf und mit tiefem Gefühl und einer Thräne, in der mehr lag, als sein Großvater ahnen konnte, sagte er: »Mein Vater, glauben Sie mir, wenn ich dem christlichen Glauben Vorzüge vor dem unsrigen zuerkenne, große, tröstliche Vorzüge, so ist dies nur die Folge ernster Prüfung und dadurch gewonnener reiner Ueberzeugung meines Herzens und Gewissens! — aber keine irdische Rücksicht, keine irdische Hoffnung hat Theil an dieser Ueberzeugung, oder Einfluß auf sie gehabt! — Und wenn ich Sie um Ihre Erlaubniß, um Ihren Segen bitte, fortan dem Glauben angehören zu dürfen, in dem ich geboren wurde, so werden Sie mir Beides nicht versagen, Sie milder, gerechter Sohn des milden Gottes, Sie treuer Großvater, dem das wahre Glück, der Seelenfriede Ihres Enkels am Herzen liegen, wenn gleich es ein Irrweg war, auf dem Sie beides zu sichern wähnten.«

Da faltete Ely Rubens die Hände, senkte das Haupt und betete lange und still.

Der junge Bekennner Christi, der vor dem Greise kniete, und Sarah folgten dem frommen Beispiele.

Endlich richtete der Großvater sich aus seiner demuths- und andachtsvollen Stellung auf.

»Herr!« sagte er mit einer Ergebung, die schon etwas von der Verklärung des Jenseits an sich trug, »es ist die letzte Prüfung, die du mir hienieden auferlegtest! ich danke dir, daß du sie mich als Sieger hast bestehen lassen! — Jakob, mein theurer Enkel, vergib mir, wenn ich aus Liebe zu dir und deiner Mutter einen Irrweg einschlug, auf dem ich dich zum Heil zu führen hoffte! — Du hast diesen Irrweg als einen solchen erkannt und wendest dich davon ab, dem Wege zu, den du für den rechten hältst! — ich kann dich hieran nicht hindern, aber ich will es auch nicht. — Der Segen deines Großvaters soll dich durchs Leben begleiten, seiest du nun Jude oder Christ! über Beiden steht der Mensch! als solcher wirst du immer groß sein, selbst wenn du in Glaubenssachen irren könntest. — Mögen deine künftigen Glaubensgenossen dir nie mit Undank lohnen, — mögen sie dich freudiger als einen der Ihrigen anerkennen, als sie deine arme Mutter anerkannten. — Doch ich will in meinen letzten Stunden dessen nicht gedenken, was meines Lebens größter Schmerz war; — vielleicht ließ ich mich durch ihn zu sehr verbittern; ungerecht machen gegen Andersglaubende. — Dies stritt gegen Gottes Gebote, denn Friede, Friede, spricht der Herr. So sei denn Friede mit der ganzen Welt, Friede mit allen Kindern eines Vaters, — Herr, segne sie alle, aber vor Allem meiner Rahel Sohn!«

»Und nun lasse deinen müden Diener in Frieden von

hinnen gehen! Jehovah, ich sterbe als ein rechtgläubiger Jude!«

Der alte Israelite senkte sein weißes Haupt auf das Haupt seines Enkels, seine Augen schlossen sich; bald hatte er vollendet.

Rubens hatte die theure Hülle des Heimgegangenen zur Friedensstätte geleitet.

Das kleine Haus in der Judengasse, in dem Sarah traurig und still wie ein abgeschiedener Geist waltete, kam ihm so tief verödet vor, — er sehnte sich fast hinaus. — Aber wohin sollte er sich wenden? war nicht die ganze Welt für ihn ein großes, ödes Trauerhaus? — Mehr als je fühlte er das Bedürfniß nach einem tröstenden Halt im Leben, — er suchte und fand ihn am sichersten in der Religion. — Aber seine heiligen Forschungen im Gebiet derselben wurden ihm erleichtert durch die Erlaubniß und den Segen seines Großvaters. Er wurde dadurch erhoben über alle Kämpfe zwischen kindlicher Pflicht, der Pflicht gegen sich selbst und gegen die Heiligkeit des Glaubens, dem er sich mit Herz und Seele und reiner geistiger Erkenntniß hingab.

Obwohl er aber mit sich selbst einig war über das, was er als eben so wichtig für das Bedürfniß seiner Seele, wie als einzig recht anerkannte, so hielt eine kindliche Pietät ihn doch zurück, unmittelbar nach dem Tode seines Großvaters den entscheidenden Schritt seines öffentlich abzulegenden Glaubensbekenntnisses zu thun. Auch mußten die mildernden Wellen der Zeit erst ebnend über seinem Schmerz um den Großvater hingleiten, ehe er zu einem so wichtigen Lebensact die so nöthige Seelenruhe und Geistesklarheit gewann.

So reihte sich Woche an Woche.

Rubens fühlte es endlich als eine nicht länger mehr abzuweisende Pflicht, den Glauben, dem seine ganze Seele

gehörte, nun auch öffentlich anzuerkennen; aber es widerstrebte seinem innersten Gefühl, eben in Frankfurt, wo sein streng israelitischer Großvater gelebt, so nah' dem Grabe desselben, seinen Uebertritt, oder besser, seine Wiederaufnahme in den Glauben seiner Eltern, öffentlich zu feiern.

Frankfurt war ihm in Beziehung auf das Andenken seines Großvaters heilig, — in anderer Beziehung und bei der Erinnerung an alle früher hier erlittenen Unbilden wieder nicht heilig genug für einen solchen Act! — es gab überhaupt in der Welt nur einen Ort, wo Rubens ihn ohne jedes störende Gefühl, mit freier, reiner Seelenerhebung feiern zu können meinte, dieser Ort war Corfu.

Aber Jella war in Corfu und war es nicht Rubens Pflicht für sie, Stanislaus und sich selbst, sie zu meiden?

In dieser Zeit des Schwankens zwischen Herz und Pflicht fiel ein Brief der Gräfin L. an Rubens entscheidend in die Wage, während sein Inhalt ihn gleichzeitig betrübte und erfreute.

Die Gräfin forderte Rubens, nachdem sie ihm ihr Beileid an dem Tode seines Großvaters, den Rubens seinem Oheim angezeigt, in herzlich theilnehmender Weise ausgesprochen, dringend zur Rückkehr nach Corfu auf, da ihr Gatte, vielleicht in Folge des südlichen Klimas, das seiner körperlichen Constitution nicht zusagte, unterstützt durch die Einwirkung des still getragenen, aber tiefen Kummers um sein Vaterland und einer nie erlöschenden Sehnsucht nach demselben, erkrankt sei, und in lichten Augenblicken sowohl, wie in Fieberphantasien ein so lebhaftes Verlangen nach Rubens ausdrücke, daß man hierin wohl ein Seelenbedürfniß des Kranken erkennen müsse, dessen Befriedigung wesentlich zu seiner Genesung beitragen dürfte.

Sie beschwöre ihn also, sowohl in seiner Eigenschaft

als Freund des Hauses, wie als Arzt, möglichst bald nach Corfu zurück zu eilen, um im fremden Lande der Rath und Tröster ihrer Familie, vielleicht der Retter ihres Gatten zu werden.

»Sie werden,« schloß die Gräfin ihren Brief, »besser, als ich es Ihnen sagen könnte, ermessen, ob es außer den Pflichten der Freundschaft und Nächstenliebe nicht vielleicht noch näher liegende Pflichten für Sie gibt, welche Sie zu meinem kranken Gatten führen müssen; — denn unbewußte, während des Fiebers gesprochene Worte meines Mannes deuten auf ein Geheimniß zwischen ihm und Ihnen und auf ein verwandtschaftliches Verhältniß hin, in dem Sie zu unserer Familie stehen dürften. — Wenngleich ich hierüber mehr ahne, als ich weiß, so werde ich doch die Lösung des Räthsels geduldig von der Zeit erwarten; — Sie dürfen kein unzartes Forschen fürchten und nur überzeugt sein, daß meine Freude eine eben so aufrichtige wie begründete sein würde, wenn ich den Gefühlen meiner Hochachtung und Dankbarkeit für Sie noch die einer verwandtschaftlichen Anhänglichkeit hinzufügen dürfte.«

»Sie ahnt in mir den Neffen ihres Mannes,« dachte Rubens; »aber sie ahnt nicht, daß durch meine, freilich unfreiwillige Schuld, Jella's und Stanislaus' Lebensglück erschüttert wurde,« dachte er mit tiefem Schmerz weiter. »Doch nur erschüttert,« fügte er, sich selbst tröstend hinzu: »Gott kann nicht wollen, daß ich je sagen müßte: zerstört!«

Am Rande des Briefes stand noch die Nachschrift:

»In diesem Augenblick erhalten wir die ersten Briefe von Stanislaus; doch bleibt mir nicht Zeit, sie lesen und Ihnen den Inhalt mittheilen zu können, da das Schiff, welches diesen Brief an Sie mitnehmen soll, in der Minute die Anker lichten wird, ich mithin eilen muß, ihn an Bord

zu befördern. Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß Stanislaus in seinem Vaterlande und sein Brief daher datirt ist.«

Lassen wir nun Rubens nach seinem lieben Corfu reisen und folgen ihm vier Wochen später dahin nach.

Ein feierliches Glockenläuten umtönt uns beim Landen auf der schönen, jetzt, in Folge der rollenden Tage ihres holden, sommerlichen Schmuckes etwas beraubten Insel.

Die hehren Klänge ziehen wie Friedensgrüße durch die stille Stadt, und deuten auf irgend eine kirchliche Feier hin.

Wenn wir dem Ruf der Glockenstimme folgen, so führt er uns ins Gotteshaus. Wir treten in eine zahlreiche und sehr andächtige Versammlung. In den Zügen der Anwesenden liegt eine unverkennbare Seelenerhebung und die Thränen in den Augen Vieler geben Zeugniß von einer tiefen und frommen Rührung.

Vor dem Hauptaltar sehen wir den Diaconus B. im Ornat. Der ehrwürdige Mann scheint von seinem Gefühl und der feierlichen Handlung, die er eben vollzogen, so tief ergriffen, daß seine volltönende schöne Stimme fast zittert, während er die letzten Segensworte zu einem Manne spricht, der, in diesem Augenblick an frommer Schönheit einem Johannes gleichend, vor ihm an den Stufen des Altars kniet, und sein Haupt andachts- und demuthsvoll, mit dem Ausdruck reinster Seelenverklärung unter den segnenden Händen des Geistlichen beugt.

Wir erkennen wohl in dem Gesegneten unsern Freund Jakob Rubens, der eben seine Aufnahme in den Bund der Christen feiert; und können nur bedauern, nicht etwas früher auf Corfu gelandet zu sein, um die vortreffliche, herzerwärmende und erhebende Rede, welche der Diaconus B. bei dieser Veranlassung hielt, sowie Rubens tiefgefühl-

tes, mit ergreifender Wahrheit wunderschön gesprochenes Glaubensbekenntniß mit anhören zu können.

Das neue, gewiß würdige Mitglied des Christenbundes empfängt jetzt von dem Geistlichen den Bruderkuß. Dann nähern sämmtliche Lehrer der Universität von Corfu sich ihrem ehemaligen, stets geliebten Schüler; sie umarmen ihn feierlich und wünschen ihm und sich Glück, daß das Band der Herzen und Geister, welches sie gegenseitig schon lange umschlungen, nun noch einen festeren Halt gewonnen, da es auch eines des Glaubens geworden.

Der Oheim des jungen Christen (der uns hier völlig wieder genesen entgegen tritt) scheint die Beendigung dieser gut und aufrichtig gemeinten Glückwünsche kaum erwarten zu können; — tief ergriffen sinken nach derselben Oheim und Neffe einander an die Brust; keiner von Beiden spricht ein Wort, aber sie verstehen sich dennoch.

Rubens (den wir von nun auch Jakob Rubens, Graf von L. nennen könnten, da sein Oheim die gerichtliche Anerkennung seines Neffen schon vor dessen Wiederaufnahme in den Bund des Christenthums festgestellt, zu welchem Zweck er Rubens' Rückkehr nach Corfu so dringend gewünscht: wenn uns der einfache Name Rubens nicht durch lange Gewöhnung lieb und vertraut geworden) — also Rubens trat in das vergitterte Chor der Kirche, in welchem sich die Gräfin L. und ihre beiden Töchter befanden. Die Tante kam ihm entgegen, er küßte ihre dargereichte Hand, sie war herzlich theilnehmend und gütig wie immer gegen ihn, aber man fühlte es ihr dennoch an: jetzt wußte sie es, daß Rubens, obgleich unverschuldet, der unglückliche Geist gewesen sei, vor dessen Annäherung der holde Genius des Friedens aus ihrem Hause, wenigstens aus Jella's und Stanislaus' Herzen, entflohen war.

Sie richtete einen tief traurigen und zugleich etwas

strengen und tadelnden Blick auf ihre Tochter und Rubens als Beide jetzt, überwältigt von ihren Gefühlen und dem Einfluß der feierlichen gegenwärtigen Zustände, einen Augenblick, ach, nur einen Augenblick, Auge in Auge und Seele in Seele verloren, einander gegenüber standen. — Rubens und Jella fühlten vielleicht den strengen Blick der Mutter, doch in diesem Moment waren sie so göttlich erhoben und doch so menschlich schwach, daß sie ihn nicht beachten konnten. — Jella reichte Rubens unter leisem Beben die Hand, er drückte den ersten, von einer heißen Thräne gefolgten Kuß darauf; dann hätten Beide sterben mögen.

Die liebliche Waleska sah sie etwas ängstlich und betroffen an, — dann reichte auch sie, dem Beispiel der Schwester folgend und von rein verwandtschaftlichen Gefühlen geleitet, Rubens die Hand und sagte mit der kindlichen Herzlichkeit, die sie so liebenswürdig machte: »Ich freue mich innig, daß Sie nun ganz zu uns gehören!«

Rubens hielt ihre Hand einen Augenblick in der seinen, aber er war noch zu bewegt, um ihr anders, als durch eine sanfte, dankbare Neigung des Hauptes antworten zu können.

Hiermit hatte Rubens die Beweise von Theilnahme, für welche sein Herz am tiefsten empfänglich war, erhalten; ihnen folgten noch viele andere von ihm gleichgiltigeren Personen. Dann verließ Rubens im Kreise seiner Verwandten und Freunde das Gotteshaus und die feierlichen Friedensklänge der Glocken geleiteten ihn.

Erlauben wir uns nun einige Blicke in die Privatcorrespondenz des jungen Grafen Stanislaus L.

Zunächst nimmt ein Brief desselben an Jella unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist einer von den Briefen, deren Eingang die Gräfin L. Rubens schriftlich meldete;

er ist aus dem Vaterlande des jungen Grafen datirt und folgenden Inhalts:

»Einen Gruß aus der Heimat und aus dem Herzen »deines Freundes dir, theure Jella! deines Freun»des! lasse mich so sagen, denn dein Freund darf und »werde ich unter allen Wechselfällen des Schicksals blei»ben! — ob mehr? — ich stelle die Entscheidung dir und »Gott anheim.

»Daß du diese ersten Zeilen seit unserer Trennung so »verspätet erhältst, darum bitte ich dich um Vergebung; »aber ich bedurfte einiger Zeit, ehe ich die nöthige Ruhe »gewann, um einen solchen Brief schreiben zu können, »einen Brief, bei dessen Abfassung ich heilige Pflichten ge»gen dich und gegen mich selbst zu berücksichtigen habe. — »Ein wilder, leidenschaftlich ungestümer Schmerz trieb mich »einst aus deiner Nähe fort! frage mich nicht um die Ur»sache! frage dein eigenes Herz! — Ich war unbegreiflich »lange blind gegen eine Veränderung in den Gefühlen dei»nes Herzens, die, als ich sie endlich erkannte, mein Herz »und meinen Stolz gleichzeitig tödtlich verwundete. — Letz»terer gab dich für mich verloren, aber das schwache Herz »hielt sein erträumtes Glück umklammert und konnte nicht »davon lassen; eine schnelle Entscheidung wurde mir un»möglich, ich floh dich, um gerecht gegen dich und barm»herzig gegen mich sein zu können.

»Die Zeit ging über meinem Schmerz hin; sie hat ihn »nicht gekühlt, aber sie hat mich zu ruhigem, leidenschafts»losem Nachdenken befähigt. In Folge dessen erkenne ich, »daß du mich zwar getäuscht hast, mich aber nicht hast täu»schen wollen! denn nicht wahr, Jella, einst glaub»test du wenigstens, mich zu lieben? — o gönne mir den »Trost, dich hiermit entschuldigen zu dürfen, — an ihn »knüpft sich noch eine schwache Hoffnung; soll, darf ich sie

»ausſprechen? aber ich muß, ich bin es dir und mir ſchul»dig! Theure Jella! wo eine Selbſttäuſchung einmal »möglich war, ſollte ſie es da nicht auch zweimal ſein kön»nen? — Haſt du dich ernſt und tief geprüft und biſt du »entſchieden ſicher über deine Gefühle? — wenn du es nicht »biſt, o ſo prüfe dich jetzt, du biſt dies dir, aber auch mir »ſchuldig. — Jella, was ich früher für unmöglich hielt, »würde ich jetzt über mich vermögen, ich könnte eine Ver»irrung des Gefühls vergeben und vergeſſen, denn ich liebe »dich über Alles und das Weſen der wahren Liebe iſt Ver»ſöhnlichkeit und Nachſicht mit den unfreiwilligen Irrthü»mern des geliebten Gegenſtandes. Dann, geliebte Jella, »habe ich auch dir und Gott gelobt, dir treu und rathend »zur Seite zu ſtehen in Glück und Leid bis zum Tode! Ein »ſolches Gelübde trug Gott ins Buch des Himmels ein; »man darf nicht damit ſpielen, mir wird es heilig ſein. »Dein gegenwärtiger Zuſtand iſt einer des Leides; mehr wie »je bedarfſt du des rathenden Freundes, weiſe mich wenig»ſtens als ſolchen nicht zurück, habe Vertrauen zu mir, »Jella, ich möchte dich ſo gern vor jedem möglichen Ge»fühl innerer Reue ſchützen; — nächſtdem aber iſt mein »höchſter, ja einziger Wunſch, dein Glück! und daß es »mir vergönnt ſein möge, es begründen zu helfen, ſei es »nun in welcher Weiſe es wolle. — Welches aber auch das »Ergebniß der Prüfung, um die ich dich gebeten, ſein möge, »laß ſie jedenfalls der freie Beſchluß deines Herzens ſein, »— ſtelle keinen Dritten zwiſchen dich und mich, ſelbſt deine »Eltern nicht! nur wir ſelbſt und Gott dürfen über unſer »Schickſal entſcheiden. Ich ſtelle dich in einen höhern Schutz, »theure, geliebte Jella, und werde nie aufhören, dein »treueſter Freund zu ſein.«

Stanislaus von L.

Der zweite Brief von Stanislaus, der gleichzeitig mit obigem ankam, war an seinen Oheim gerichtet, und lautete wie folgt:

»Vergebung, mein theurer Oheim, daß ich Sie so »lange ohne Nachricht von mir gelassen, und die Bitte, »mich nicht um Gründe fragen zu wollen! ich kann Ihnen »zur Zeit weder diese nennen, noch Ihnen irgendwie Re»chenschaft über meine Handlungsweise, vorzüglich in Be»zug auf meine schnelle Entfernung aus Corfu, die Ihnen »mindestens seltsam erscheinen mußte, geben. — Schreiben »Sie dieselbe auf Rechnung des Verhängnisses, oder auch »meiner leidenschaftlich heftigen Natur, die mich leicht zu »Uebereilungen hinreißt, und vergeben Sie, wenn ich Ihnen »vielleicht Sorge und Kummer dadurch verursachte.

»Gegen Jella habe ich mich näher ausgesprochen; »aber was ich ihr gesagt habe, ist nur für das Auge und »für das Herz meiner verlobten Braut bestimmt; darum »bitte ich Sie und die liebe Tante, Jella um nichts zu »fragen, — Alles muß dem freien Walten ihrer Seele »überlassen bleiben. Ich kann mich jetzt nicht deutlicher er»klären, aber ich nehme Ihre ganze Nachsicht und Milde »für mich in Anspruch und auch für Jella, wenn Sie sie »leiden sehen.

»Erlauben Sie, daß ich zu etwas Anderem übergehe. »Sie erhalten diese Zeilen aus Ihrem und meinem Vater»lande; ja, mein theurer Oheim, ich bin dahin zurückge»kehrt! O hätten wir es nie verlassen! Aber, es war ja »keine feige Flucht, hätten wir durch unsern Tod dem Va»terlande nützen können, wie freudig würden wir unser Le»ben zum Opfer gebracht haben! aber zwecklos für die Sache »des Allgemeinen, nur als Opfer niederer Privatrache zu »fallen, das mußte edlen Naturen widerstreben und uns »Selbsterhaltung zur Pflicht gegen uns und Andere machen.

»Wir kamen dieser Pflicht nach; ach, das Leben und »die Liebe lachen uns ja nie holder und lieblicher an, als »wenn wir sie zu verlieren fürchten müssen! — Doch neben »Beiden behaupten auch die Sehnsucht nach dem Vaterlande, »das tiefinnerste Bedürfniß, ihm zu nützen, ihre Rechte in »unserm Herzen; in Folge ihrer und da ich in dieser be»wegten Zeit, wo politische Verhältnisse eine oft wechselnde »Gestaltung gewinnen, wohl annehmen durfte, daß die »Gefahr persönlichen Verraths für mich vorüber sei, ging »ich ins Vaterland zurück. Ob meine Rückkehr indeß dem »theuren Lande bisher irgendwie von Nutzen gewesen? ich »wage es nicht zu hoffen, der geeignete Zeitpunct, um han»delnd auftreten zu können, ist noch nicht da, aber er ist »nicht mehr fern! — Wir stehen am Vorabende großer »Ereignisse, mein theurer Oheim! mehr darf ich jedoch »einem Briefe nicht anvertrauen. — Vielleicht schreibe ich »Ihnen nach dem Tage der Entscheidung wieder, vielleicht »komme ich dann selbst nach Corfu; — doch steht dies alles »bei Gott!

»Eines noch muß ich Ihnen sagen, theurer Oheim! »Ihr und mein gemeinschaftlicher Feind, Graf P., hat sich »nun (was er früher in möglichster Verborgenheit gethan) »auch öffentlich als Verräther seines Vaterlandes gebrand»markt, er spielt eine große Rolle auf der Seite unserer »Feinde. — Noch bin ich ihm nicht persönlich begegnet; »aber ich trage ein brennendes Verlangen darnach, ihm im »Kampf gegenüber zu stehen! ich halte die Rache im Allge»meinen für ein unwürdiges Gefühl, aber in Bezug auf »P. überwältigt mich dennoch der Wunsch darnach. — »Seine Hinterlist, sein niederer Verrath, seine thörichte, »durch Jella's Abweisung verletzte Eitelkeit, trieben uns »aus dem Vaterlande; — ich kann ihm dies nicht vergeben, »alle möglichen Folgen hiervon fallen auf sein Haupt! —

»Dies und daß er sich außerdem zum Verräther des Vater»landes erniedrigte, machen ihn zu meinem Todfeinde! »Gott wolle mir vergeben, wenn dies Unrecht ist, ich kann »nicht anders! — Und nun, mein Oheim, empfehle ich »Sie und die theuren Ihrigen in den Schutz des Höchsten. »Vielleicht mache ich Ihnen bald Mittheilungen über alles, »was Sie als Patriot und väterlicher Freund Ihres Neffen »interessiren dürfte.«

Stanislaus von L.«

Als der alte Graf diesen Brief gelesen, stützte er traurig das Haupt mit der Hand. Dann hatte er eine lange Unterredung mit seiner Gemalin; Beide theilten sich gegenseitig ihre Ahnungen, Vermuthungen, Beobachtungen hinsichtlich Stanislaus und Jella's mit und das Resultat derselben war die Erkenntniß der traurigen Wahrheit. — »Wir müssen eine milde Lösung von der Zeit und von Jella's redlichem Willen und geistiger Kraft erwarten!« — tröstete die Gräfin sich und ihren Gemal.

»Ja,« erwiederte er; »aber es ist unverkennbar, daß ein trauriges Verhängniß über den Kindern meines armen Bruders waltet, als ob das Unglück erblich wäre!«

Diese Worte des Grafen bestätigten alle Ahnungen seiner Gemalin, welche dieselbe während seiner Krankheit vielfach Veranlassung gehabt hatte, in Bezug auf Rubens zu fassen; da der Graf sich aber zur Zeit, als er Stanislaus' Brief empfing (wie wir aus dem Briefe der Gräfin an Rubens wissen), noch in einem körperlich leidenden Zustande befand, so vermied die Gräfin jede weitere aufregende Frage und erst nach Rubens' Rückkehr nach Corfu und der Genesung seines Oheims theilte Letzterer, mit Rubens' Einwilligung, seiner Familie das Geheimniß von Rubens'

Privatverhältnissen und seiner verwandtschaftlichen Stellung zu ihm und den Seinigen mit.

Auch an Jella richteten weder die Gräfin, noch ihr Gemal, Stanislaus' Wunsch eingedenk und um sowohl sich selbst, als der geliebten Tochter nutzlose Qual zu ersparen, nicht die geringste Frage. Als jedoch Jella zum ersten Mal nach Eingang von Stanislaus' Briefen zu ihren Eltern ins Zimmer trat, wie um Vergebung bittend vor ihnen niederkniete, das bleiche Gesicht mit den verweinten Augen erst auf ihren Händen, auf die sie einen langen, kindlichen Kuß drückte, dann an ihrer Brust verbarg und die unsägliche innere, lange zurückgehaltene Qual in einem einzigen hinsterbenden Ach! aushauchte, da verstanden Eltern und Tochter sich ohne Worte. — Vater und Mutter umarmten Jella innig, aber sie sagten nichts weiter als die sanften Worte: »Gott lasse dich das Rechte erkennen und thun!«

Eine Stunde später schrieb Jella folgenden Brief an Stanislaus:

»Mein theurer Freund!«

»Im Gefühl des dir durch mich bereiteten Schmerzes »zittert mein Herz und meine Hand, während ich diese Zei»len schreibe, und all mein Sinnen und Denken drängt sich »zusammen in dem tiefinnersten Wunsch: »Vergib mir, »Stanislaus!« Aber ich wage dies nur schüchtern aus»zusprechen, denn ist es nicht zu viel gebeten? — doch nur »dein Herz wird Richter zwischen dir und mir sein! Du selbst »ermuthigst mich, dir zu vertrauen und ich will es. — »Stanislaus, ich habe dich getäuscht, aber ich habe »dich nicht täuschen wollen! du bist nur gerecht, wenn »du mich hiermit entschuldigen möchtest. — Als ich mich

»dir verlobte, liebte ich dich innig und hingebend, ich »ahnte damals nicht, daß es noch eine höhere Stufe für »das Gefühl geben könnte, welches man mit dem heiligen »Namen Liebe bezeichnet. Diese Erkenntniß kam mir erst »später; ach zu spät für deinen und meinen Frieden! er »ist dadurch erschüttert, aber Gott wolle gnädig verhüten, »daß diese Erschütterung eine dauernde sei! — Stanis»laus, nicht wahr, noch liebst du mich, unerachtet mei»ner Fehler und Schwächen und meines großen, gegen dich »begangenen Unrechts? — O Gott, ich verdiene so viele »Liebe und Nachsicht nicht, aber ich will sie verdienen! »Entziehe mir nur dein Vertrauen nicht, du theurer, edel»müthiger Freund! deine Milde, dein Vertrauen erheben »mich, und geben mir Kraft, mein unfreiwilliges Unrecht »gegen dich, so viel dies überall möglich ist gutzumachen, »indem ich redlich und ernst dahin streben werde, jedes Ge»fühl meines Herzens, wodurch dein heiliges Anrecht auf »mein Herz gekränkt werden muß, niederzukämpfen. — »Glaube mir, Stanislaus, dies wird mir einst gelin»gen, — ich fühle tief, was ich dir, mir, unserm vor »Gott abgelegten Gelübde schuldig bin! Einen Bund, wie »wir ihn unter dem Segen Gottes und meiner Eltern schlos»sen, löst man nicht so leicht! mir soll er heilig sein und »nie, nie werde ich einen anderen schließen. — Hiermit lege »ich dein und mein Schicksal in deine Hände. Aber noch »einmal beschwöre ich dich, erhalte mir dein Vertrauen! »aus ihm erblüht für mich die Hoffnung, deine und meine »Zukunft sich heller gestalten zu sehen, als unsere Gegen»wart es durch meine Schuld ist. — Nur deine Geduld, »dein Vertrauen zu meinem redlichen Willen, geben mei»nem Herzen und meiner Geisteskraft Halt. — Mein lieber, »lieber Stanislaus, mein theurer, edler Freund, ent»scheide über mich und dich! du bist der Bessere, aber auch

»der Stärkere von uns Beiden. Gott walte über dir und »beschütze dich gnädig in jeder Gefahr, der du entgegen »gehst. Wolle es ihm gefallen, uns Allen und unserm ar»men, geliebten Vaterlande den Frieden zu geben.

»Immer, immer, in jedem Wechselfall von Glück und »Leid deine treue und dankbare Freundin

Jella von L.«

Dieser Brief, in welchem Jella die Entsagung ihres Herzens zu Gunsten ihrer Pflichten und ihrer dankbaren Freundschaft für Stanislaus mit ihren Thränen besiegelte, ging gleichzeitig mit einem ihres Vaters an Stanislaus ab.

Der alte Graf L. machte in seinem Antwortschreiben seinen Neffen mit Rubens' Familienverhältnissen bekannt, weil er unter den obwaltenden Verhältnissen es für seine Pflicht hielt, mit dieser Eröffnung nicht länger zu zögern, und Stanislaus' trauerndem Herzen den Bruder zuzuführen. — Er hoffte durch diesen neuen Gewinn dem Schmerz um das, was Stanislaus zu verlieren fürchtete, den Stachel zu nehmen. Ob er ihn nicht eher dadurch schärfte? ist eine schwer zu entscheidende Frage.

Indeß ging die Zeit, in welcher man möglicher Weise von Stanislaus eine Antwort auf diese Briefe erwarten konnte, vorüber, ohne eine solche zu bringen. Rubens sah die Unruhe, die still getragene Qual Jella's um das Schicksal ihres Verlobten und die gleiche seines Oheims um seinen Neffen Stanislaus, und da er sich selbst als die Veranlassung ansehen mußte, die all diese Sorgen, diese bangen Zustände herbeigeführt, so lag es sehr nah, daß er sich verpflichtet fühlte, zur Milderung derselben das Seinige nach Kräften beizutragen. — Darum entschloß er sich,

den Bruder aufzusuchen! Vielleicht wurde es ihm vom Schicksal vergönnt, milde lösend und versöhnend einwirken zu können; — vielleicht konnte er dem theuren Bruder irgendwie nützlich werden. — Endlich stritt es auch gegen seine Pflicht und sein Gewissen, noch länger in Jella's geliebter Nähe zu weilen, aus der sein Bruder sich um seiner willen verbannt! — Die Sehnsucht, sein nie gekanntes Vaterland, in dem Stanislaus jetzt weilte, kennen zu lernen; vielleicht dem einen, oder andern seiner Landesbrüder in dieser Zeit der Noth und Gefahr sich nützlich zu machen; das Bedürfniß nach einem bewegten Leben — dies Alles vereinigte sich, um Rubens in dem Entschluß, seinen Bruder aufzusuchen, zu befestigen.

Vertrauen wir uns noch einmal dem Luftsegler, der Phantasie, um uns forttragen zu lassen über Raum und Zeit, und aus dem friedlich schönen Corfu in das Kriegsgewühl der Schlacht von O.....a, oder vielmehr auf die blutgetränkte Wahlstatt am Morgen nach der Schlacht.

Die frühe milde Maisonne schien so ruhig und freundlich auf die Erde nieder, als sei diese immer nur ein Schauplatz tiefen Friedens, fern allem Streit und allen Kämpfen, vor denen sie doch eben noch in ihren Grundfesten erzitterte.

Ein junger Mann, der scheinbar einzig Lebende in dieser großen Versammlung Todter, die hier friedlich neben und über einander gebettet lagen, unbekümmert, ob im Leben Freunde oder Feinde, ging auf dem Schlachtfelde umher, rastlos das traurige Geschäft, unter den vielen Todten vielleicht noch einige Spuren eines nur betäubten, nicht erloschenen Lebens aufzufinden, fortsetzend, welches ihn schon seit Stunden hier fesselte. Aber wenn dies redliche Streben auch durch keinen Erfolg belohnt wurde, eine andere Hoff-

nung, welche den Suchenden hierher geführt, hielt sein Herz so fest umklammert, daß er sie nicht aufgeben konnte. Mühsam wand er sich durch von Blut schlüpfrige Pfade; kehrte hier und da das Antlitz der stillen Schläfer dem Lichte zu, fand aber noch immer nicht das, nach dessen Anblick er sich sehnte; unerschütterlich hoffend, es möchte ihm vergönnt sein, den schweren Traum dieses einen Schläfers wenigstens zu stören und ihn noch einmal wach zu rufen. Plötzlich färbte die Röthe freudiger Erwartung das bleiche Gesicht des einsamen Wanderers auf dem Leichenfelde; er beugte sich schnell nieder und erhob das starre, blutige Haupt eines jungen Offiziers in der Nationaluniform des Landes, in dem die blutige Schlacht geschlagen war.

»Er ist's!« rang es sich in Tönen tiefer, schmerzlich freudiger Bewegung aus der Brust des jungen Mannes hervor. Er kniete neben dem starren Gefundenen nieder, wandte alle Belebungsmittel, mit denen er sich kundig und vorsorglich zu seinen wohlthätigen Zwecken versehen, an; aber sein Bemühen fand lange nicht den ersehnten Lohn, der Tod hielt seine Beute fest umfangen; aber fester noch klammerte sich das Herz des jungen Mannes an die einmal gefaßte Hoffnung; er hob den leblosen Körper auf, um ihn vom Schlachtfelde fortzutragen. »Er muß doch endlich erwachen und sein erster Blick ins neue Leben soll nicht auf dies weite Grab fallen!« dachte er. Während er jedoch den Gegenstand seiner Sorgfalt aus seiner bisherigen Lage rückte, fiel sein Blick auf ein Antlitz, welches der Körper seines Schützlings bisher bedeckte; mit unwillkürlichem Entsetzen wandte er sich davon ab, der Tod hatte seine Zeichen mit Fracturschrift auf dies Gesicht und diese Gestalt gedrückt, dennoch erkannte Rubens (wir haben auch ihn wohl bereits erkannt?) — in dieser erstarrten Erscheinung Jemand wieder, dem er nur einmal im Leben begegnet war (näm-

lich beim Beginn dieser Erzählung am Ufer des Lago maggiore), — der aber etwas Unvergeßliches an sich trug. Selbst der letzte Schlaf schien diesem Mann keinen innern, versöhnenden Frieden gegeben zu haben, so böse, ja tückisch war der Ausdruck seiner starren Züge. Uebrigens trug der Mann die Uniform eines Offiziers, welche jedoch durch ihre Abzeichen bewies, daß er hier nicht als Freund, sondern als Feind des Landes gefochten und gefallen. — Mit einem Wort, es war Graf P., berüchtigt als Verräther seines Vaterlandes und seiner Freunde! von seinen Feinden für ihre Zwecke benutzt und — verachtet und unbeklagt.

»Dein Wunsch scheint erfüllt, armer Stanislaus,« dachte Rubens, »du begegnetest deinem und deiner Familie Todfeinde auf dem Schlachtfelde, und ihr kämpftet wohl den letzten Kampf mit einander!«

Dann führte er seinen, durch den unerwarteten Anblick des feindlichen Grafen P. einige Minuten unterbrochenen Vorsatz aus und trug den Körper seines Bruders von der blutigen Wahlstatt fort. Sein Auge spähte ringsum, kein Haus und keine Hütte war in der Nähe; er legte also, bis weitere Hilfe beigeschaffen, seine Bürde auf die grüne Erde unter einen schützenden Baum und bereitete hier ein Lager für seinen Pflegling so weich und warm er es vermochte. Dann begann er seine Belebungsversuche von neuem und unermüdlich. Dazwischen erhoben sich seine frommen blauen Augen flehend und glaubensvoll zum Himmel.

»Mein Herr und mein Heiland, o, hilf ihm und mir!« betete er lautlos.

Endlich, endlich war es, als solle sein Gebet erhört werden! er gewahrte schwache Lebenszeichen, die stockenden Pulse regten sich, — und ein unbeschreiblich rührender Ausdruck von Glück und Dank verklärte das schöne, bleiche Gesicht des Retters, als sein Schützling mühsam die Augen

aufschlug und ihn noch wie von schwerem Traum umfangen, ansah? Starre Bewußtlosigkeit war anfangs der vorherrschende Ausdruck dieser Augen, — langsam belebten sie sich, die Lippen öffneten sich mühsam, und kaum verständlich, aber mit dem Ausdruck schmerzlicher Freude in den bleichen Zügen sagte er: »Mein Bruder!«

Da konnte Rubens sich nicht länger halten; fast zu stürmisch beugte er sich nieder und küßte in rührender Freude die bleichen Lippen, die kalten Hände seines Bruders. »Du lebst, du lebst!« — war alles, was er hervorbringen konnte.

»Täusche dich nicht,« — sagte Stanislaus sanft, aber entschieden, »als Arzt mußt du erkennen, daß dies Erwachen nur ein Scheinleben ist; — dennoch freue ich mich dessen, in das Herz meines Bruders kann ich meine letzten Grüße niederlegen, meines Bruders Hand wird mir die Augen zum langen Schlafe schließen.«

»O Stanislaus, laß uns zu Gott hoffen, du wirst leben und Alles, Alles gut werden!«

»Alles wird gut werden!« sagte Stanislaus mit traurigem Nachdruck; »aber leben kann und werde ich nicht, Jakob! bei den Wunden, die ich in dieser mörderischen Schlacht empfangen, bleiben deine Salben und Bandagen wirkungslos; — dein Wunsch, mich zu retten, trübt hier deine ärztliche Scharfsicht, aber ich danke deinem guten Willen, mein lieber, einziger Bruder!«

Nach einer Pause hob er wieder an: »Es wird bald mit mir vorbei sein; ich muß mit dem, was ich dir sagen möchte, eilen. Grüße meinen Oheim, danke ihm für alle mir erwiesene Liebe! sage ihm, ich habe unser Vaterland, ihn und mich an dem Verräther P. gerächt, er starb von meiner Hand im gestrigen Kampfe! aber ihm wurde nicht die Genugthuung, mich von der seinigen fallen zu sehen!

die Kugeln aus den Reihen der Feinde gaben mir die Todeswunde, ich sank neben dem Verräther nieder, doch nicht durch ihn!«

Stanislaus schwieg hier, fast erschöpft. Nach einigen Minuten fuhr er fort: »Mein Bruder, grüße auch Jella, — sage ihr, sie solle nicht zweifeln, daß sie nur einmal unter dem Einfluß einer Selbsttäuschung gestanden und zwar damals, als sie glaubte, mich zu lieben! — Was sie später gefühlt, das sei die wahre, ewige Liebe, — sage ihr, ich habe viel um sie gelitten, aber ich habe ihr weniger gezürnt, wie um sie getrauert; — litt sie doch nicht minder als ich! — Jetzt sei Gott Richter zwischen ihr und mir geworden, er habe die schmerzliche Entscheidung über unser Schicksal auf sich genommen!«

»Aber,« fuhr er nach langem Schweigen, während seine Augen auf Rubens' bleichem, von tödtlichem Schmerz durchzuckten Antlitz ruhten, fort, »nicht wahr, du kannst ihr das nicht sagen? — mein Bruder! — nun, so sage ihr, daß mein letzter Wunsch ihr Glück, mein letzter Gedanke ein Gebet zu Gott für dasselbe sein wird; — dies schließt den Wunsch deines Glückes mit ein, mein theurer Bruder!« fügte er mit unendlicher Gutmüthigkeit hinzu, ohne Rubens anzusehen.

»Stanislaus, du verkennst Jella und mich, wenn du es für möglich hältst, wir könnten mit unseren Erinnerungen in der Art glücklich werden, wie du sie andeutest!« sagte Rubens sanft.

»Doch, doch, mein Bruder, die Zeit hat schon tiefere Wunden geheilt, — und dann, — laßt meinen Tod Euch nicht zu sehr schmerzen, — ich habe stets nur in zwei Gefühlen gelebt, in der Liebe für Jella und in der für mein Vaterland; da es mir nun versagt war, für Jella zu leben, so liegt eine Befriedigung, fast möchte ich sagen

eine Genugthuung für mein patriotisches Gefühl darin, für mein Vaterland sterben zu dürfen! — ich kenne keinen schöneren Tod! — Nur traurig, traurig, daß ich nicht die Ueberzeugung mit hinüber nehmen kann, mein Vaterland werde frei und glücklich werden! — O Gott, so gib dem armen Lande wenigstens den Frieden!«

»Du regst dich mehr auf, als gut ist, beruhige dich, mein theurer Bruder, sprich nicht so viel!« bat Rubens mit einem besorgten Blick auf Stanislaus' fieberglühende Augen und Wangen.

Stanislaus achtete nicht darauf, oder vielmehr, das Fieber behauptete sein Recht; unter seinem Einfluß sprach der Kranke lebhaft weiter, bis seine Rede sich verwirrte und endlich in Phantasien überging.

Kummer- und angstvoll sah Rubens nach Hilfe umher, vermittelst welcher er den Leidenden zu einem geschützteren Asyl bringen könnte, als der Rasen unter freiem Himmel zu bieten vermochte.

Drüben auf dem Schlachtfelde wurde es währenddeß allmälig lebendig, die in der Nähe wohnenden Angehörigen, Freunde und Bekannten der hier Gebliebenen kamen, ihre Liebsten und Nächsten aufzusuchen, ob noch Leben in ihnen sei, — und wenn nicht, so doch den Heimgegangenen eine Friedensstätte in geweihter Erde zu bereiten.

Wagen voll Leichen wurden fortgefahren, Arme trugen ihre Theuren unter heißen Thränen, oder in stummer Verzweiflung auf Bahren von der Wahlstatt; dennoch blieben Tausende und aber Tausende, für die entweder kein Herz in der Welt, oder doch keines in solcher Nähe schlug, als daß es sie hier erreichen könnte, auf dem großen Felde der Ehre und des Blutes liegen, bis ein gemeinsames Grab sie aufnahm.

Eine dieser oben erwähnten zum Dienst der Todten be-

stimmten Bahren nahm Rubens für die Fortschaffung seines Patienten in Anspruch. Aber wohin sollte er ihn bringen lassen? er war ja gänzlich fremd im eigenen Vaterlande und erst in dieser Nacht, bald nach Beendigung der unglücklichen Schlacht hier angekommen. So war denn das nächste Haus, welches nur einigermaßen für die Aufnahme eines so schwer Kranken geeignet schien, das beste; und Rubens bereitete dem theuren Bruder hier ein friedliches Plätzchen zur — Genesung, oder — zum Sterben.

Ein Jahrzehend rauschte seitdem über die Erde hin. Es trug auf seinen Schwingen Freuden und Schmerzen für Völker, Familienkreise und Einzelne einher und nahm sie wieder mit fort.

Das Rad der Zeit rollt nach ewigen, unaufhaltsamen Gesetzen; unbekümmert, ob es Herzen zermalmt und andere aufrichtet, ob es Blumenfluren niederbeugt und erstehen läßt, oder endlich, ob es spur- oder einflußlos über die Erde und ihre Bewohner hinläuft.

Welchen Einfluß übte nun der Lauf eines Jahrzehends über das Schicksal der Personen, welche wir durch diese Erzählung kennen lernten?

Wenden wir uns denn noch einmal zu dem schönen Corfu zurück, um von der lieblichen Waleska Abschied zu nehmen, die sich hier ihren Hausaltar gegründet und segnend daran waltet, während die Liebe eines geliebten Gatten und blühender Kinder ihn täglich neu mit Blumen stiller Freude und reinen Familienglücks bekränzen.

Dann scheiden wir von dem glücklichen Süden und

wenden uns der nordischen Heimat der Hauptpersonen unserer Erzählung zu, die nun wieder ihre Heimat in der vollen Bedeutung des Wortes geworden ist.

Der alte Graf L., den die tiefe Liebe zum theuren Vaterlande und die Sehnsucht nach demselben, die nun einmal im Menschenherzen nimmer sterben können, in der Fremde weder Ruhe, noch Freude finden ließen, hatte eine Aussöhnung mit der Regierung und dem milden Regenten seines Vaterlandes erbeten und erhalten, und in Folge davon die in Gnaden gewährte Erlaubniß der Rückkehr in sein Vaterland.

Seine Gattin und Jella begleiteten ihn dorthin.

Und Stanislaus? — fanden sie ihn hier wieder?

Wenigstens fanden sie sein Grab. — Er hatte, unerachtet Rubens' treuester Hilfe und Pflege, in Folge der in der Schlacht bei O.....a erhaltenen Wunden einen frühen Tod gefunden. Rubens war es nicht vergönnt, den theuren Bruder zu retten, wohl aber, der Trost seiner letzten Stunden zu sein.

Dann blieb Rubens in der Nähe des Grabes seines Bruders, bis sein Oheim mit seiner Familie in die Heimat zurückkam; er übergab ihrer Fürsorge das theure Grab und schied, — denn er war noch nicht so vollkommen Meister seiner Gefühle, daß er hätte bleiben und doch die Anforderungen hätte erfüllen können, die er an sich selbst stellte.

Noch einmal ging er nach Frankfurt. »Sarah,« sagte er, »ich kenne deine anhängliche Liebe für mich; aber doch ist es mir, als wäre es zu viel verlangt, wenn ich dich bäte, du möchtest dies Haus, in dem du fast dein ganzes Leben zugebracht, die dir lieb gewordene Judengasse, Frankfurt, deine Glaubensgenossen, an die verwandtschaftliche und die Bande langer Gewohnheit dich fesseln, du möchtest dies Alles verlassen, um mit mir in ein fremdes Land

zu ziehen, mit mir, der ich nicht einmal mehr deines Glaubens bin.«

»Lieber Herr,« erwiederte Sarah mit großer Ergebenheit, »wenn ich nur bis an mein Lebensende um Euch sein darf, so sind alle meine Wünsche erfüllt, ich werde dann nichts vermissen, selbst nicht das kleine Haus in der Judengasse! ach, es ist ohnehin so todtenstill, seit Herr Ely daraus fortgetragen wurde! — Wo Ihr seid, da wird auch meine Heimat sein! — und was das betrifft, daß Ihr nicht mehr meines Glaubens seid, lieber Herr, wie könnte das einen Unterschied in meinen Gefühlen für Euch machen? ich bin gewiß eine rechtgläubige Jüdin und keine Freundin des Proselytismus; aber Euer Fall war so einzig in seiner Art, daß die allgemeine Stimme es gewiß als einen beklagenswerthen Rückschritt erkannt und gerügt haben würde, wenn ein geborner Christ, der nur durch traurige Verhältnisse seinem Glauben entfremdet worden war, sich demselben nicht zugewendet hätte, sobald er zur Erkenntniß kam!«

Rubens reichte der alten, treuen, aufgeklärten, oder doch wenigstens vorurtheilsfreien Freundin die Hand, sie drückte sie sanft und schweigend zwischen ihren dürren Händen; bald darauf verließen Beide Frankfurt für immer.

Zum zweiten Mal baute Rubens sein Hüttchen am Ufer des Lago maggiore, diesmal, um es nie wieder zu verlassen.

Sarah übernahm die Führung des kleinen Hauswesens; aber sie hatte, obgleich Rubens ihr mit der vorsorglichen Zärtlichkeit eines Sohnes begegnete, keine Freude daran.

»Es ist so todtenstill in unserm schönen, zierlichen Häuschen, — Sie sollen heiraten, lieber Herr,« sagte sie einmal mit wehmüthiger Zuthunlichkeit zu Rubens.

Da erhob dieser seine schönen Augen mit unbeschreiblich rührendem Ausdruck zu ihr; sein edles, bleiches Gesicht überflog ein mattes Roth, der Widerschein innerer Bewegung und mit einer Dankbarkeit und Resignation, die viel ergreifender als jede Klage waren, sagte er: »Gute Sarah, man darf nicht mehr vom Schicksal fordern, als es uns in seiner Güte freiwillig gewährt; ich habe ein Herz gefunden, das ich liebe und das mich liebt, ein Mehreres darf ich nicht hoffen und hoffe es auch nicht!«

Sarah fragte nicht weiter und Rubens blieb unvermält.

Er liebte Jella über Alles auf Erden, aber er hatte es ihr nie gesagt, sie nie um ihre Hand gebeten, davon hielt ihn seine Pietät vor den heiligen, durch ihn wider seinen Willen verletzten Ansprüchen ihres früh verstorbenen Verlobten und vor Jella's Zartgefühl zurück.

Hätte er aber auch um ihre Hand gebeten, sie würde sie ihm aus denselben Gründen verweigert haben, obwohl ihr volles, reiches Herz sein unverlierbares Eigenthum war und blieb.

Aber Rubens sowohl als Jella verschwendeten das göttliche Geschenk des Lebens nicht, indem sie sich müßigen und nutzlosen Träumereien überließen; sie blieben nützliche Glieder in der großen Kette der menschlichen Gesellschaft. Rubens, indem er sich einen Wirkungskreis bildete, in welchem er als Arzt, frommer Christ und guter Mensch segensreich waltete; Jella, indem sie fromm und kindlich das Haus ihrer Eltern zu ihrem Tempeldienst einweihte.

Gibt es einen schöneren, würdigeren Wirkungskreis, als den: Diejenigen, die unsere Kindheit liebend beschützten, in ihrem Alter wieder liebend zu schützen, zu pflegen, ihren Lebensabend zu erhellen, wie sie unseres Lebens Morgen hell und sonnig erhielten, so viel in ihren Kräften stand?

Jella fand in Erfüllung dieser heiligen Pflicht ihres Lebens Zweck und Ziel und einen Halt für ihr oft, ach! so schmerzlich erbebendes Herz.

Darum bedurfte es für sie auch keines Klosters, um den Frieden zu finden; sie fand ihn in sich selbst und ein solcher Friede ist unabhängig von Aeußerlichkeiten. Wohl ihr, wenn sie ihn sich stets bewahrt, wir können ihr nichts Besseres wünschen, als diesen sanften Tröster. Ach, das Glück ist ja ohnehin nur ein ruheloser Wanderer auf Erden, während der Engel des Friedens doch zuweilen hier eine bleibende Stätte fand.

Gedicht von Anastasius Grün.

Eine Begegnung.

Zwei Lager stehn zu Naſby auf der Haide,
Des Königs hier und dort des Parlaments,
Des Sturm's Vorboten wandeln ſchon durch beide
Wie durch die Hallen auch des Firmaments.

Im Lager ſind's die wechſelnden Gefühle,
Geſtört' Gebet, gelöster Liederſchall;
In Lüften ſind's Windſtöße, dumpfe Schwüle,
Der Vögel Angſtflug, irrer Blätterfall.

Ein alter Eichbaum mitten auf der Haide
Streckt rechts und links wie Arme ſein Geäſt;
Der Wind bewegt's; ein Drohen ſcheint's für Beide,
Wenn's nicht ein Winken zum Verſöhnungsfeſt.

Die Nacht bricht an, die Wetterwolken ſinken,
Der Sturm iſt los, die Tropfen fallen ſchwer,
Und immer heft'ger wird des Baumes Winken,
Vereint euch, Schutzbedürft'ge, um mich her!

Die Nacht ist schwarz gleich einem Leichentuche,
Auf dem allein das Kreuz der Blitze ruht,
Der Tropfenfall erschwoll zum Wolkenbruche,
Zu Geißeln dreht der Sturm die Regenflut.

Zwei Krieger flieh'n, gestört im Feindespähen,
Zum Eichbaum unter Schirm des Laubgeflechts;
Die Hast der Flucht, die Nacht ließ sie nicht sehen,
Daß links der Eine kam, der And're rechts.

Des Sturmes Geister trieben so im Bunde
Zum Baum des Friedens zwei der Feinde jetzt,
Wie einst ein überfrommer Herr durch Hunde
Saumsel'ge Christen zum Altar gehetzt.

Erst stehn sie fern; doch Leib an Leib zu gleiten,
Sich zu umklammern drängt sie Sturm und Flut;
Des Einen Reitermantel hüllt den Zweiten
Und jenen schirmt des Andern breiter Hut.

Komm, Blitz des Herrn, von seinem Licht ein Funken,
Und leuchte hell in Beider Angesicht,
Daß sie, erkennend sich, es schauen trunken,
Wie Stuart's Hand in Cromwell's Hand sich flicht!

Vielleicht nicht grauend auseinander eilten
Die Hände, die der Sturm zum Bund gebracht,
Vielleicht, wie ihr Gewand sie schirmend theilten,
Auch thäten sie mit Fetzen ird'scher Macht.

Komm, Blitz des Herrn, ein Pfeil aus seinem Grimme,
Und treffe, schmett're nieder diese Zwei!
Vielleicht daß, wenn verstummt der Feldherrn Stimme,
Der Haß verkühl' und wieder Frieden sei.

Nicht will's der Herr; was reif zum Kampf, soll kämpfen,
Was nicht verschmelzen kann, das bleib' entzweit;
Der Haß will auch sein Blühn, ihr sollt's nicht dämpfen!
Ein Gottesurtheil nur dem Geisterstreit!

Der Sturm verbraust. Die beiden Krieger scheiden.
Im Herzen alten Haß und alten Muth
Ließ ungeschwächt der Schlachten Herr in Beiden,
Die, nicht es ahnend, Herz an Herz geruht.

Wie aus der Scheid' ein blanker Degen, flammte
Der Tag empor. — ihm nach der Schwerter Glanz!
Ein blut'ger Kampf! Aus bittren Wehn doch stammte
Ein löhlich Kind: die Freiheit Engelands.

Der alte Eichbaum mitten auf der Haide
Streckt rechts und links wie Arme sein Geäst;
Er winkt — doch Staub sind längst die Heere beide!
Er winkt nur Todten zum Versöhnungsfest.

Dies Lied von fremdem Land, aus fernen Tagen,
Das wie ein Wandervogel niedersinkt,
Was will es hier? — Versöhnen will's und sagen,
Daß mancher Baum im deutschen Land — noch winkt.

Leidenschaften.

Novelle *)

von

Carl Theodor Vogl.

I.

Die Gassen und Straßen der kleinen Provinzstadt S... sind gewiß schlecht gepflastert, das wird Niemand in Abrede stellen, doch von der empörenden Niederträchtigkeit dieses Straßenpflasters ist kein Mensch besser überzeugt, als der Herr Oberlieutenant Graf von Sandkorn, der am 15. Juni 1843 um die Mittagsstunde in S... einrückte, um hier bei einem seiner Freunde einen vierwöchentlichen Urlaub zu genießen. Denn kaum war der Herr Oberlieutenant eine und eine halbe Stunde in S..., als er schon anfing, seine Stirne zu runzeln und rücksichtslos über die schlechte Wirthschaft der Behörde zu sprechen, welche die Straßen einer Stadt zu Fuchsfallen mache und die die häufig vorkommenden Unglücksfälle von gebrochenen Beinen, umgeworfenen

*) Aus der Coulissenwelt.

Wägen, zerschmetterten Deichseln u. s. w. gar nicht zu rühren scheinen. Der Herr Oberlieutenant wurde bei diesen Aeußerungen sehr warm, und da es einer seiner Vorzüge war, sehr schön fluchen zu können, so ließ er diese Eigenschaft in ihrem vollsten Lichte sehen und bewundern.

Der Herr Oberlieutenant war übrigens ein Mann, dem man schon etwas zu lieb thun konnte. Er war ein hübscher junger Cavalier von ungefähr 25 — 27 Jahren, wohl etwas rauh und ungeschliffen, besaß aber ein warmes, fast zu zärtlich pochendes Herz und galt als der einzige Erbe eines alten Onkels, von dem die Leute sagten, daß er ein sehr großes Vermögen besitze. Der Onkel war aber etwas knauserig und vergaß gänzlich auf den Herrn Oberlieutenant, so oft ihm dieser auch schrieb, er möge seiner eingedenk sein. Und so mußte es alle Welt dem jungen lebenslustigen Manne verzeihen, wenn er anfing Schulden zu machen und ein »möge ihn der Teufel holen« zwischen den Zähnen murmelte, so oft die Rede auf seinen reichen alten Onkel kam.

Nichts macht aber einen Edelmann interessanter, als eine bürgerliche Liebschaft und ein Meer von Schulden; und ein Edelmann, der diese zwei Tugenden sich eigen gemacht, trägt ordentlich den Nimbus der Glorie und der Romantik mit sich auf der Straße herum. Der Herr Oberlieutenant Graf von Sandkorn hatte somit einen großen Theil der Bewunderung für sich, denn wenn er einerseits es gar wohl verstand, den Cavalier zu spielen, aristokratisch zu lächeln und vornehm zu thun, so wußte doch anderseits Jedermann, daß er mehr Schulden hatte, als er aus eigenen Fonds jemals hätte bezahlen können, und daß er nur zu viel auf die Liebe bürgerlicher Mädchen hielt.

Die Liebe und das Spiel waren des Herrn Oberlieutenants zwei schwache Seiten. Zwei hübsche Augen brachten ihn außer sich und ein grüner Pharaotisch übte für ihn die

nämliche Wirkung aus, wie jenes bezaubernde Auge gewisser Schlangen, von denen unsere Reisebüchermacher erzählen.

Es läßt sich aber voraussetzen, daß diese zwei Leidenschaften nicht dazu beitrugen, die Verhältnisse des Grafen nur im Geringsten zu verbessern und der Oberlieutenant befand sich Jahr aus Jahr ein in Umständen, welche er sehr richtig mit dem Ausdruck »verfluchte Tage« bezeichnete.

Was viel dazu beitragen mag, den Charakter des Grafen richtig ins Auge zu fassen, ist die Beliebtheit, deren er sich allenthalben erfreute. Er war einer jener Männer, welche der gemeine Mann eben so liebt, wie die Salondame, welche die feinste Bildung genossen, denn Graf v. Sandkorn verstand es trotz seines freien nonchalanten Lebens sich populär zu machen. Er war ein Mann, von dem man sagen konnte, daß er keine Feinde habe. Er wußte angenehm zu sprechen, verstand es, mit Geist zu lieben und mit jener Grazie zu küssen, welche, wenn sie angeboren ist, entzückt, wenn sie affectirt wird, lächerlich ist. Seine Freunde gewann er durch seine offene Gesinnung, seine Freundinnen durch eine liebenswürdige Heuchelei, seine Vorgesetzten durch einen pünktlichen Gehorsam, der aber nie zur sclavischen Unterwürfigkeit ward, und seine Untergebenen durch tausend kleine Aufmerksamkeiten, welche, geringfügig an und für sich, die Herzen gewinnen und die Gemüther sich eigen machen.

Wir haben die Bekanntschaft des Herrn Oberlieutenants in dem Augenblicke gemacht, als er gerade sehr heftig gegen das Straßenpflaster der Stadt S... eiferte und zwar mit allem Aufwande schöner Verwünschungswörter, welche ihm mehr als jedem Andern zu Gebote standen. Der Oberlieutenant befand sich in diesem Augenblicke in dem elegant möblirten Besuchzimmer seines Freundes des pensionirten Rittmeisters Baron von Funkel, der ihn eingela-

den hatte, einen vierwöchentlichen Urlaub bei ihm zuzubringen.

Der Rittmeister war selbst noch ein junger Mann, der aber bei einem Manöver verunglückt und zum Dienste untauglich geworden war. Er selbst war zu seiner Zeit ein gar lustiger Bruder gewesen und versprach sich von dem Besuche seines Freundes Sandkorn außerordentlich viel Vergnügen. Uebrigens war Funkel ein reicher Mann, der Haus, Hof, Gut und Garten besaß und aus dem Grunde nicht heirathete, weil er an einer Frau kein Behagen fand. Indessen theilte sich seine Schwester mit dem Rittmeister in dessen Besitzungen, machte die Honneurs, führte die Wirthschaft und spielte die Frau vom Hause. Diese Schwester hieß Friederike und war ein gutes, frommes, bescheidenes Mädchen, von der aber Niemand behaupten konnte, daß sie schön sei. Das war für Friederike selbst zwar kein großes Unglück, wohl ein um so größeres aber für den Oberlieutenant, dessen ewige Gewohnheit es war, die Schwestern und Frauen seiner Freunde zu lieben und ihre Börse zu benützen.

Nachdem Graf Sandkorn seiner Unzufriedenheit hinreichend Luft gemacht hatte, fing er an, sich nach den Unterhaltungen zu erkundigen, welche man in S... haben könne. Funkel nannte ihm Landpartien, einen Leseverein, ein Casino, gute Wirthshäuser, Spieltische in Kaffeehäusern und am Ende ein Theater.

»Ah, ein Theater!« meinte der Oberlieutenant, »ein Theater? das ist Etwas! das ist allerdings Etwas! Und gibt es hübsche Damen dabei?«

»Geht an!« meinte der Rittmeister und zuckte mit den Achseln. — »Eine erste Liebhaberin ist da, welche ganz erträglich hübsch, vielleicht sogar schön ist — ich kenne sie nur von der Bühne aus!«

»Eine erste Liebhaberin also? Gut! Weiter! Eine junge Mutter — ist keine da — oder eine Schauspielerin, welche die Königin Elisabeth in der »Maria Stuart« oder die Lady Milford in »Kabale und Liebe« spielt? Ich sage Dir, ich habe immer etwas Pikantes in diesen Rollen gefunden, welche von denen gegeben werden, die nicht mehr ganz jung sind, ohne deshalb alt zu sein und die vielleicht gar nicht mehr hübsch wären, wenn die Toilettenkunst sie nicht schön machte! So eine Dame in den Dreißigerjahren ist eine wahre Anstandsliebe für einen lustigen Oberlieutenant wie ich und ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich gerade bei solchen Frauen am meisten Glück habe!«

Der Rittmeister lachte — der Graf leerte ein Glas Burgunder, das vor ihm stand, sehr rasch, und trat an das Fenster.

Er lehnte sich an die Brüstung und musterte die Vorübergehenden, indem er lustige Glossen darüber machte oder beißende Bemerkungen laut werden ließ. Auch der Zufall, der größtentheils alte Spießbürger oder scheinheilige Damen mit langen Locken und breiten Hüten des Weges führte, war dieser Beschäftigung des Oberlieutenants außerordentlich günstig. Der Rittmeister lehnte abseits von seinem Freunde an einem Tischchen und hörte lächelnd dem Redeflusse seiner sarkastischen Laune zu.

Plötzlich aber war es, als hätte der Oberlieutenant etwas Außerordentliches erblickt. Mit einem kurzen Fluche nämlich trat er einen Augenblick lang vom Fenster zurück und wies mit der Hand nach einer Dame, welche gerade des Weges kam. Der Rittmeister verstand die Bewegung seines Freundes und trat an das Fenster.

»Was fällt Dir auf, mein Freund?« fragte er mit seiner ruhigen Gelassenheit.

»Den Teufel auch! Siehst du die Dame, welche gerade des Weges kommt? Sie schreitet auf uns zu!«

»Ich sehe sie, was weiter?«

»Was weiter? Donnerwetter! Ich will verflucht sein, wie ein ketzerischer Deserteur, wenn das nicht eine Frau meiner Bekanntschaft ist! Kennst du sie?«

Der Rittmeister blickte nun schärfer nach der Dame, welche immer näher heran kam. Er wiegte leicht mit dem Kopfe und sagte:

»Es ist mir fast, als ob ich die Dame wirklich kennen sollte — nur kann ich mich an den Ort nicht erinnern, an dem ich sie zuerst gesehen habe!«

Indessen hatte der Graf seinen Freund vom Fenster weggedrängt und schaute mit aller Anstrengung nach dem Gegenstande seiner Aufmerksamkeit.

»Bei dem Himmel!« rief er ungeduldig, »ich habe noch nie so viel Ursache gehabt, mein kurzes Gesicht zu verdammen, als eben heute!«

Und rasch sich umwendend fuhr er fort:

»Hast du keinen Theaterzettel bei der Hand, he? Gib her, wenn du mich nicht unglücklich machen willst!«

Der Rittmeister holte den Theaterzettel, der ihm als einem Honoratioren des Städtchens täglich in das Haus gebracht wurde. Der Oberlieutenant blickte einen Augenblick lang in denselben, dann zuckte ein Strahl der Freude über sein schönes Gesicht und mit dem Ausrufe:

»Sie ist es! Gott verdamme mich!« griff er nach dem Hute und rannte zur Thüre hinaus. Einen Augenblick später hörte man ihn die Treppe hinunterpoltern, so heftig, als ob das Wohl eines Königreiches an seine Eile geknüpft wäre.

II.

Demoiselle Charlotte Torrau war der Liebling des Theaterbesuchenden Publicums in S... Demoiselle Charlotte war aber auch eine sehr hübsche Bühnenerscheinung, blondes, weiches Haar, regelmäßig schöne Züge und ein außerordentlicher feiner Teint zeichneten sie aus und wenn man noch eine Coketterie dazu rechnet, welche von der Bühne herab sich so natürlich macht und einer Schauspielerin so leicht verziehen wird, so wird man es leicht begreiflich finden, daß die jungen Männer von S... für Demoiselle Torrau schwärmten, was dieser liebenswürdigen Dame um so angenehmer sein mußte, als diese jungen Herren größtentheils Söhne reicher Leute waren. Demoiselle Charlotte war aber ein sehr dankbares Mädchen; sie erschien niemals auf der Bühne, ohne nach rechts und links in das Parterre und in die Logenreihen einen glühenden Blick zu werfen, der in alle Herzen schlug, welche für Blicke empfänglich waren. Diese Herren begeisterten sich dann nur um so mehr für die liebenswürdige Schauspielerin, trafen sich nach dem Theater in dem Gasthause zum »goldenen Kalbe,« tranken Champagner in Biergläsern und ließen Demoiselle Torrau so hoch leben, als eine Dame vom Theater nur immer hoch zu leben vermag. Indessen aber wollte man behaupten, daß es in S... doch Keinen gab, der sich bei Fräulein Charlotte einer vorzüglichen Gunst rühmen konnte, nicht einmal der Sohn des Bürgermeisters, der, was Galanterie und Mode betraf, der bon ton selbst war.

Die obenerwähnten Söhne reicher Leute mochten aber wohl nicht ahnen, welch ein gefährlicher Mann für sie

und ihre Hoffnungen bei Demoiselle Charlotte Torrau in der Person des Herrn Oberlieutenants Grafen von Sandkorn nun plötzlich in S... erschienen war.

Demoiselle Torrau war nämlich früher in derselben Stadt in Engagement gestanden, in welcher Herr Oberlieutenant Graf von Sandkorn in Garnison gelegen war und die Chronique scandaleuse dieser Stadt sprach damals außerordentlich viel von einem Liebesverhältniß des Grafen zu der schönen Schauspielerin, wenn sich auch der Oberlieutenant damals sehr gegen solche Behauptungen aussprach.

Was immer für einer Art das Verhältniß sein mochte, in dem sich der Graf zur Schauspielerin befand, es löste sich plötzlich durch einen Banquerott des Theaterdirectors und eine daraus hervorgehende Lösung der ganzen Gesellschaft. Alle Mitglieder derselben und auch Fräulein Charlotte Torrau waren gezwungen sich ein anderes Engagement zu suchen und das Gerücht, daß der Oberlieutenant an dem Tage der Abreise der hübschen Schauspielerin ein sehr finsteres Gesicht gemacht habe, und Demoiselle Torrau mit nassen Augen in den Wagen gestiegen sei, bis an welchen sie der Graf selbst begleitet hatte, konnte auch nichts anderes sein, als eben ein — Gerücht.

Die klatschsüchtigen Zungen der Garnisonsstadt würden aber gewaltig in Bewegung gekommen sein, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, den Grafen zu beobachten, der nun wie närrisch die Treppe hinuntergestürzt war und der Schauspielerin nacheilte, welche er auch in Mitte der Straße noch einzuholen das Vergnügen hatte.

Fast athemlos war er an ihrer Seite angelangt, indem er rief:

»Lottchen! Teufel auch! Sind Sie es oder sind Sie es nicht? Donnerwetter, was Sie hübsch geworden sind!«

Fräulein Charlotte Torrau mochte nicht wenig erstaunt darüber sein, dermaßen angesprochen zu werden, aber ihr Erstaunen war ein freudiges, als sie mit einem Seitenblicke den Oberlieutenant erkannte, den sie hier am allerwenigsten zu finden hoffte.

»Ach, mein Gott! Herr Graf! Wie kommen Sie hieher?« sagte sie und eine hohe Röthe überflog das hübsche jugendliche Gesicht des Mädchens, das zu wenig Schauspielerin war, um ihr Vergnügen zu verbergen.

Der Graf war ein vollendeter Lügner, denn kaum hatte er den angenehmen Eindruck gemerkt, welchen sein Erscheinen auf Charlotte hervorgebracht hatte, als er augenblicklich den Vortheil zu benützen wußte und dreist entgegnete:

»Wie ich hieher komme? Der Teufel auch! — Auf den Flügeln der Liebe, wie die Dichter sagen, obwohl die Dichter ein Volk sind, das ich nicht am besten leiden mag!«

Charlotte war Weib genug, um einzusehen, daß es besser sei, den Strom der Gefühle, welcher den Oberlieutenant beseelen machte, wenn auch nur auf Augenblicke zu dämpfen, und um Zeit zur Fassung zu gewinnen, benützte sie die Worte des Grafen und sagte:

»Sie lieben die Dichter nicht, Herr Graf, bedenken aber nicht, daß es gar keine Schauspielerinnen gäbe, wenn es keine Dichter gäbe!«

Der Graf war einen Augenblick lang durch diese Entgegnung verblüfft: er war nicht gekommen, um sich mit Charlotten in Dilemmen einzulassen, sondern ihr seine Liebe zu erklären. Mit der ihm eigenthümlichen Leichtigkeit im Umgange mit Frauen erwiederte er:

»Wenn es keine Schauspielerinnen gäbe, würde vielleicht Fräulein Charlotte weniger liebenswürdig sein — Sie haben Recht, es müssen Dichter sein!«

»Also glauben Sie, daß meine Liebenswürdigkeit nur eine Folge der Kunst sei!« erwiederte Charlotte lachend und blickte dem Grafen außerordentlich freundlich in die Augen. »Adolf, Adolf! Ihre Galanterie fängt an zweideutig zu werden!«

»Adolf,« sagte der Graf, und drückte den Arm der Schauspielerin innig gegen seinen Rock. »Mädchen! Ich glaube, die alten Erinnerungen werden in dir lebendig!«

»Ach, die alten Erinnerungen!« seufzte Charlotte.

»Und du seufzest, indem du dies aussprichst?«

»Sollte ich es nicht? Ich denke dich mir als den ungestümen Liebhaber, der mit Küssen gar nicht zu sättigen war!«

»Und das war dir wohl sehr ungangenehm?«

»Ach, das gerade nicht, aber die Eifersucht, mit der du mich quältest, gerade als ob ich deine Frau wäre!«

»Also dürfen nach deinem Glaubensbekenntnisse nur Gatten eifersüchtig sein! Ich habe immer das Umgekehrte geglaubt!«

»So? Und darum hast du dich wohl immer gehütet, mich zu deiner Frau zu machen!«

»Den Teufel auch! Wie könnte ich das? Herrgott! das würde eine schöne Wirthschaft geben — du mußt wissen, Mädchen, daß die Gläubiger den ganzen Tag über nicht von meiner Thüre kommen!«

Das Mädchen lachte und sagte dann:

»Und du hast diese Herren noch nie die Treppen hinunter geworfen?«

»Bei dem Feuer der Hölle! Ob ich das habe! Aber ein Gläubiger ist so zähe wie Rabenfleisch: dreißigmal wirfst du ihn hinunter und sechzigmal kömmt er herauf und wenn er oben ist, läßt er sich das Hinunterwerfen extra bezahlen!«

Die Schauspielerin lachte, daß es sie schüttelte. Sie

fand gewiß die Unterhaltung dieses leichtsinnigen Offiziers angenehmer, als all die süßen Reden des Bürgermeister-Sohnes und all der Söhne reicher Leute in S... Endlich sagte sie:

»Ich möchte wissen, ob du mich auch so behandeln würdest, Adolf, wenn ich einmal an deine Thüre käme, um Schulden einzucassiren?«

Der Offizier blickte mit einer Miene nach der Schauspielerin, in der sich deutlich sein Erstaunen aussprach.

»Bin ich dir vielleicht noch etwas Geld schuldig, Lottchen?« sagte er. »Es ist leicht möglich, daß ich einmal von dir ausgeborgt, als ich in Verlegenheit war und an das Zurückbezahlen vergessen habe — für Schuldposten habe ich gar kein Gedächtniß!«

Das Mädchen lachte nun noch herzlicher als vorhin. Sie mußte sogar ihr weißes Battisttuch vor das Gesicht halten, um nicht aufzufallen. Denn es macht sich nicht besonders hübsch, wenn man am Arm eines jungen Mannes über die Wege geht und so ausgelassen lacht — die Schauspielerin mochte das wissen!

»Adolf,« sagte sie dann, »du bist unverbesserlich; aber gerade dein Leichtsinn macht, daß du so unendlich liebenswürdig bist! Ich bitte dich, höre nie auf leichtsinnig zu sein!«

»Dir zu Gefallen will ich Alles sein!« entgegnete der Oberlieutenant und schaute dem Mädchen voll und liebewarm in das Angesicht.

Der Offizier war nun mit seiner schönen Begleiterin an der Wohnung derselben angelangt und bat sie um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Das Mädchen gab seine Einwilligung und der Graf folgte der Schauspielerin auf ihre Zimmer.

Die Liebenden blieben bis spät Abends beisammen,

beſprachen dies und jenes und unter andern war auch die Rede auf des Oberlieutenants Onkel gekommen, den dieſer in ſehr deutlichen und beſtimmten Wünſchen zur Hölle verdammte. Auch theilte Charlotte ihrem Geliebten den Brief eines Schauſpielers mit, der früher mit ihr in einem Engagement geſtanden war und ſie in dieſem Schreiben aufforderte, ſeine Gattin zu werden. Der Brief war in den Ausdrücken der glühendſten Leidenſchaft abgefaßt und brachte den Oberlieutenant auf den Gedanken, daß der Verfaſſer desſelben ein Narr ſei. Der Graf hütete ſich aber, dieſen Gedanken ſeiner Geliebten gegenüber auszuſprechen, indem er wohl wußte, daß es eine Dame nie zugeben würde, daß man einen Mann, der in ſie verliebt iſt, einen Narren ſchelte. Er machte nur kurz die Bemerkung, Lottchen möge ſich tröſten; hätte er nur ſeinen Onkel beerbt, ſo würde er Niemanden geſtatten, ſie zu heiraten, als ſich ſelbſt. Charlotte lächelte bei dieſen Worten und glaubte daran, denn ſie kannte den Oberlieutenant zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er vollkommen der Mann darin war, ein bürgerliches Mädchen zu heiraten und wenn aus keinem andern Grunde, als um etwas Originelles zu thun.

III.

So vergingen vierzehn Tage — der Oberlieutenant amüſirte ſich theils im Umgange mit Demoiſelle Charlotte Lorrau, theils im Umgange mit einigen gleichgeſtimmten Seelen.

Dies waren aber auch die letzten vierzehn Tage, welche der Oberlieutenant auf eine fröhliche Weiſe verleben ſollte. Denn jetzt trug ſich ein Vorfall zu, welcher den Grafen auf

Zeit seines Lebens traurig und nachdenklich machte, und welcher in seinen Folgen den Beweis lieferte, daß die Liebe des Grafen zur schönen Schauspielerin eine tiefer wurzelnde Neigung war, als er sich selbst vielleicht gestehen mochte.

Man höre was sich ereignete!

Eines Abends saß der Oberlieutenant ganz allein in seinem Zimmer, rauchte aus einer ungeheuren Meerschaumpfeife Tabak und baute sich Luftschlösser, deren Grundlage das Ende seines alten Onkels war, nannte sich im Geiste voraus einen sehr glücklichen Mann und freute sich schon im Stillen des Aergers, den alle seine Freundinnen darüber empfinden mußten, wenn er eine Schauspielerin zu seiner Frau machte. Man sieht daraus, daß der Oberlieutenant mit Demoiselle Charlotte Torrau ganz ehrliche Absichten hatte.

Draußen aber herrschte ein gar stürmisches Wetter. Der Regen schoß in Strömen nieder, der Wind pfiff abscheulich und dazwischen blitzte es zuweilen grell und fabelhaft oder es murrte wie verhaltener Donner. — Der Rittmeister war schon seit gestern abwesend; er hatte eine Tante auf dem Lande besucht und wurde auf heute zurückerwartet, obwohl das stürmische Wetter seine Zurückkunft sehr zweifelhaft machte. Charlotte spielte am heutigen Abende im Haustheater des Bürgermeisters, obwohl der Oberlieutenant anfangs sehr dagegen protestirt hatte und dies um so mehr, als der Herr Bürgermeister so unartig gewesen war, ihn selbst zu der Vorstellung nicht einzuladen. Der Oberlieutenant würde gegen diese Gefälligkeit von Seite seiner Geliebten gewiß noch mehr protestirt haben, wenn er gewußt hätte, daß der Sohn des Bürgermeisters die Sache mit dem Haustheater arrangirt und die Einladung des Grafen hintertrieben hatte.

Und so saß unser Oberlieutenant sehr einsam, sehr

verlassen und sehr nachdenklich auf seinem Zimmer. Er hatte sich zwar für den heutigen Abend einige Freunde zum Whist geladen, aber das unfreundliche Wetter mochte sie vom Erscheinen abgehalten haben — eine Ursache, welche der Oberlieutenant um so sicherer gelten lassen mußte, als sie ihn selbst abhielt, das Haus zu verlassen und auswärts Unterhaltung zu suchen.

Der Oberlieutenant saß schon sehr lange — zwei Stunden vielleicht! Er hatte Alles gedacht, was er gerade zu denken hatte, und fing nachgerade an sich zu langweilen, als ein Bedienter des Hauses erschien, der ihm den Besuch eines Fremden meldete. Dies geschah gerade in dem Augenblicke, als der Oberlieutenant den Entschluß gefaßt hatte, einen großen Stehspiegel zu zertrümmern, um dadurch einen kleinen Hausspectakel und einen Bedientenauflauf zu erzielen. Als ihm aber der Fremde gemeldet wurde, stand er von der Ausführung seines Vorhabens ab und fragte den Bedienten nach dessen Namen. Der Bediente zuckte mit den Achseln und sah gerade aus wie ein Mensch, der das nicht weiß, um was er gefragt wird.

»Nun, sei es wie immer!« rief der Oberlieutenant, »ein Fremder ist am Ende doch besser, als gar Niemand — im Nothfalle werde ich Piquet oder Napoleon mit ihm spielen; laß ihn eintreten!«

Der Bediente verschwand und öffnete eine Secunde darauf dem Besuchenden die Thüre, welche in das Zimmer des Grafen führte. Dieser stand auf und trat ihm entgegen. Der Fremde verbeugte sich.

»Verzeihen Sie mir, Herr Graf!« nahm er das Wort, »wenn ich Sie in später Abendstunde belästige — aber mein Geschäft ist dringend und leidet keinen Aufschub!«

Der Graf dachte nichts anderes, als daß der Fremde damit enden würde, einen fälligen Wechsel aus der Tasche

zu ziehen und ihm denselben zu präsentiren. Wie ein großer Zeichendeuter, der aus der Physiognomie Wahrsagungen ertheilt, grübelte daher der Oberlieutenant in den Mienen des Fremden, fand aber nichts darin, was seine Vermuthung rechtfertigen konnte. Es war ein bleiches, kaltes Gesicht, eingerahmt von einem Kranz buschiger, schwarzer Haare, die wellenartig um des Fremden Schultern lagen. In dem Auge dieses Mannes lag etwas Düsteres, Unheimliches — der Blick war stier, finster, fast drohend. Den Grafen beschlich ein unbehagliches Gefühl.

»Und womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?« fragte er, jede Bewegung des Fremden sorgsam bewachend.

»Mein Name ist Heinrich Elbing — mein Stand: Schauspieler!«

Der Graf verbeugte sich.

»Und Ihr Wunsch, wenn ich bitten darf?«

Der Fremde schien sich einen Augenblick lang zu besinnen, dann flog ein leichtes aber trübes Lächeln über seine Züge und er sagte:

»Mein Wunsch? — Kein anderer, als Sie kennen zu lernen!«

Dem Grafen war dieser Bescheid außerordentlich räthselhaft. Er warf einen Blick nach den Pistolen, welche ihm gegenüber an der Wand hingen, denn er fing an Verdacht zu schöpfen. Dann räusperte er sich, gleichsam als wollte er dem Fremden eine unangenehme Artigkeit sagen und erwiederte:

»Mich kennen zu lernen? Den Teufel auch! Da hätten Sie Ihre Zeit besser verwenden können, mein Herr!«

Der Fremde lächelte wieder, so leicht, so trübe, wie vorhin.

»Glauben Sie?« sagte er, »und doch, wenn ich Sie

mit meinen Verhältniſſen näher bekannt gemacht habe, werden Sie einen ſolchen Wunſch ſehr verzeihlich finden!«

Der Graf konnte noch immer nicht begreifen. Er dachte: »Der Burſche hat etwas gegen mich und meine Börſe im Sinne und will mich nur ſicher machen! Ich werde nun um ſo mehr auf meiner Hut ſein!« Laut aber ſagte er:

»Ich bin neugierig zu hören, mein Herr!«

Gleichzeitig nahm er ſeinen Seſſel wieder ein und bedeutete dem Fremden, das Nämliche zu thun. Dieſer ſetzte ſich dem Grafen vis-à-vis und ſagte:

»Zwei Worte erklären Ihnen mein Hierſein, Herr Graf. Ich bin der Mann, der um Charlotte Torrau's Hand geworben und Ihretwegen ausgeſchlagen wurde!«

Es mußte eine böſe Erinnerung ſein, dieſe Erinnerung an Charlotte Torrau, denn des Fremden Angeſicht wurde bei dieſen Worten noch bleicher, noch düſterer. Er ließ im Geſpräche eine kurze Pauſe eintreten und fuhr dann fort:

»Begreifen Sie nun, Herr Graf?«

Der Oberlieutenant hatte ſich nun recht gut an den Brief, den ihm Charlotte gezeigt, und an den Namen des Schreibers erinnert. Er lächelte und ſagte:

»Ich begreife. Sie ſind gekommen, um ſich mit mir zu ſchlagen?«

Elbing ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe.

»Sie haben mich nicht verſtanden, Herr Graf! Mein Blut iſt nicht ſo heiß, daß es meine Gedanken verwirren könnte. Ich weiß gar wohl, daß Sie, der hochgeborne Mann, ſich nie hergeben würden, um mit einem armen Künſtler den Degen zu kreuzen oder eine Kugel zu wechſeln, und daß, wenn auch Ihre Geſinnung, doch das Geſetz nicht den Zweikampf geſtattet. Ich bin nur gekommen, um den Mann

kennen zu lernen, der Charlottens Liebe genießt, um ihn selbst entweder lieben oder hassen zu lernen!«

Diese letzten Worte waren mit so vieler Bitterkeit, mit einem so scharfen, schneidenden Accente gesprochen, daß es den Grafen fast etwas kalt überlief. Dabei war das starre, unheildrohende Auge des Schauspielers auf ihn gerichtet mit einem Ausdruck unterdrückter Wuth und glühender Erbitterung.

Der Oberlieutenant affectirte jetzt sehr viel Heiterkeit, als er entgegnete:

»Mein Herr! Das Leben ist seltsam und Weiberherzen sind wandelbar — darum muß man sich hüten, sein ganzes Glück in die Liebe einer Dame zu setzen. Halten Sie das so wie ich — heute hier, morgen da, oder wie die Studenten sagen: »Ubi bene, ibi patria!«

Der Graf lachte sehr stark, als er so sprach: er wollte sich durchaus in seine gewöhnliche Lustigkeit hineinlachen, welche er diesem sonderbaren Menschen gegenüber verloren hatte. Der Fremde aber lächelte bitter und entgegnete:

»Ach, ich bin noch ein Neuling in der Kunst des Lebens. Ich habe es noch nicht gelernt, falsch zu sein und Gefühle zu heucheln, die mir nicht eigen sind!«

»Sie haben aber auch noch nicht gelernt, Gefühle zu unterdrücken, die Ihr Dasein verbittern und zerstören müssen!« erwiederte der Graf, etwas verletzt durch die Worte des Schauspielers.

Der Fremde seufzte.

»Ich bin ein unglücklicher Mensch!« sagte er. »Meine Leidenschaften sind gewaltiger als die Kraft meines Geistes, durch welche ich sie zähmen könnte. O! und diese Liebe — sie wird mich tödten!«

Er ließ melancholisch das Haupt sinken und der Graf fing an Mitleid mit ihm zu haben. Wäre es jetzt in sei-

ner Macht gestanden, ich glaube, er hätte ihm Charlotte Torrau in die Arme geführt. Nach einer Weile fuhr der Fremde fort:

»Ich habe Sie gesehen, Herr Graf, ich habe Sie kennen gelernt, mein Wunsch ist erfüllt — werden Sie Charlotte glücklich machen?«

»Den Teufel auch!« erwiederte der Oberlieutenant, »mein Wille ist es wenigstens!«

»Wohl — Ich werde Sie verlassen, Herr Graf! Sie sind gewiß großmüthig genug, mir zu verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie beneide, aber niemals lieben werde!«

Der Graf schüttelte langsam mit dem Kopfe, dann lächelte er und sagte:

»Sie sind ein närrischer Mensch, Herr! Ich wollte nur, Charlotte wäre etwas weniger halsstarrig und nicht so versessen auf mich — bei dem Griffe meines Degens, ich weiß, wen sie mir lieben sollte! Was aber das Verlassen betrifft, werde ich Sie bitten, ein kleines Abendmahl mit mir einzunehmen: ich hoffe, Sie sind nicht so sehr mein Feind, um nicht Mitleid mit meiner Langeweile zu haben und mir nicht zu helfen, die Zeit todt zu schlagen! Es ist fürchterlich, wenn man Langeweile hat und allein ist!«

Elbing willigte gerne in die Einladung des Grafen und dieser bestellte eine reiche Abendtafel. Die beiden Männer sprachen während derselben über dies und jenes: der Oberlieutenant mit der ihm eigenthümlichen Weitschweifigkeit und Nonchalance, der Fremde mit einer gewissen Scheu und einem verschlossenen, schüchternen Wesen. Als die Tafel abgetragen war, schlug der Graf ein Spiel vor und ließ Karten bringen. Der Fremde meinte, er spiele schlecht, der Graf aber erwiederte ihm, wer kein Glück in der Liebe habe, habe immer Glück im Spiele. Der Graf wählte eines je-

ner einfachen, leicht zu lernenden, aber schwer zu vergessenden Hazardspiele, welche der Teufel zum Verderben der Menschen erfunden hat.

Und die beiden Männer spielten!

IV.

Durch die Fenster des Gemaches, welches der Oberlieutenant bewohnte, schaute das erste Sonnenlicht und erblickte die beiden Männer, welche sich immer noch gegenüber saßen und spielten. Zwei Kerzen brannten vor ihnen und vor dem Schauspieler lag eine Menge von Geldmünzen aufgespeichert. Der Offizier war im Verluste — das verkündeten die fieberhaft brennende Wange, das glühende Auge und die Schweißtropfen, welche ihm auf der Stirne standen. In seinem Gesichte lag ein gewisser peinlicher Ueberdruß ausgesprochen, der, wenn er die wahre Stimmung seiner Seele war, nur durch die Hoffnung das Verlorene wieder zu gewinnen, bewältiget werden konnte. Der Schauspieler war ruhig, fast heiter — nicht ein Funke von Aufregung schien ihn zu beherrschen und wenn er in seiner Unterredung mit dem Oberlieutenant behauptet hatte, er verstehe es nicht seine Leidenschaften zu bändigen, so konnte doch dieser Ausspruch nicht von seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung gelten, oder besser gesagt: das Spiel schien nicht seine Leidenschaft zu sein. — Im Gemache herrschte eine ziemliche Stille, nur unterbrochen von dem Ausrufe der Spieler, wenn sie eine Karte bezeichneten oder von den jeweiligen Flüchen des Oberlieutenants. Dieser hatte auch vielleicht nie mehr Ursache gehabt zum Fluchen als im gegenwärtigen Augenblicke, denn abgesehen davon, daß er

einem Spieler gegenüber saß, der so kalt und ruhig spielte, als ob er eine Maschine wäre, hatte er bereits seine ganze Baarschaft und einige hundert Ducaten auf Ehrenwort verloren. Der Rittmeister mußte schöne Augen machen, wenn er heute nach Hause kam und so bedeutende Spielschulden für seinen Freund zu zahlen hatte.

»Sie sind ein Teufelskerl,« sagte der Oberlieutenant, nachdem er eben wieder einen Satz von zwanzig Ducaten verloren hatte, und wischte sich mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirne, »und ich will verdammt sein, wenn Sie nicht Bekanntschaften in der Hölle haben! Schlagen Sie herunter, fünfzig Ducaten auf das Aß von Caro!«

Der Schauspieler lächelte und schlug die Karten.

»Aß von Caro hat verloren, fünfzig Ducaten mehr!«

Und er schrieb die Zahl fünfzig mit Kreide auf den Tisch.

»Richtig, das möge der Satan aushalten!« rief der Oberlieutenant, »zählen Sie zusammen, mein Freund, ich will verflucht sein, wenn die Schuld nicht schon an 500 Ducaten ausmacht!«

Elbing zählte zusammen. Die Spielschuld des Grafen belief sich auf 530 Ducaten.

»Höllisch viel,« bemerkte dieser, der Rittmeister wird verdammt große Augen machen. »Wollen Sie halten, die fünfhundertdreißig Ducaten? Aß von Pique!«

Der Schauspieler nickte. Aß von Pique verlor. Der Graf sprang auf wie wüthend.

»Jetzt habe ich es genug!« rief er, »diese Aß bringen mich in das Verderben; sonst gewinne ich immer auf die Aß, heute aber scheint sie alle vier der Teufel zu reiten!«

Was der Oberlieutenant jetzt gesagt hatte, war eine grundfalsche Behauptung, denn er gewann niemals weder auf Aß noch auf andere Karten.

Der Graf schritt jetzt wohl eine Minute lang in seinem Gemache umher und schlug sich mehrmal mit der Faust vor die Stirne, er dachte an den Rittmeister und an dessen Erstaunen bei der fatalen Eröffnung, welche er ihm zu machen hatte. Ein Zweifel beschlich ihn — sein Freund konnte sich weigern, eine so große Summe auszuzahlen und er hatte sein Ehrenwort verpfändet, ein kalter Schauer drängte sich in sein Blut bei diesem Gedanken.

Der Schauspieler war ruhig sitzen geblieben und hatte mit anscheinender Gleichgiltigkeit die Bewegungen des Grafen beobachtet. In seiner Seele aber tauchte ein riesiger Gedanke auf und mit trunkener Hast klammerte sich sein ganzes tiefinnerstes Sein an denselben. Sein Glück schien ihm heute zu lächeln — wohl, er wollte es in seinem ganzen Wesen fassen und auf die Gefahr hin, Alles zu verlieren, den Versuch wagen, Alles zu gewinnen. Und rasch, wie dieser Gedanke gekommen, bildete er ihn zum Entschluß aus.

»Herr Graf,« sagte er, »es wird Morgen, es ist Zeit, daß wir unser Spiel beenden. Sie schulden mir 1060 Ducaten auf Ehrenwort und zahlbar bei der Ankunft des Herrn Rittmeisters, Ihres sehr genauen Freundes!«

Der Schauspieler hätte den Moment nicht besser wählen können, um sein Vorhaben auszuführen und er schien wahrlich in der Seele des Oberlieutenants gelesen zu haben, dem diese Worte wie ein leiser Spott klangen, wie ein Aufmerksammachen darauf, daß der Rittmeister anstehen könnte, eine so bedeutende Schuld zu bezahlen.

»Wohl, ich weiß das,« erwiederte der Oberlieutenant und heftete sein Auge auf das Gesicht des Fremden. Es war starr, unbeweglich, gleichgiltig.

»Und Sie wollen nicht mehr spielen, Herr Graf?« fragte nun der Schauspieler mit einer gewissen unsicheren Stimme.

»Gut, kommen Sie,« entgegnete der Graf und trat wieder an den Tisch, »ich will die hölliſchen Geſinnungen dieſer Karten auf die Probe ſtellen; Sie werden 1000 Ducaten halten! Schlagen Sie herunter! Pique-Bube?«

Der Schauſpieler mußte die Worte des Grafen ganz deutlich gehört haben, aber er traf durchaus keine Anſtalten, denſelben Folge zu leiſten. Er miſchte die Karten und blickte vor ſich hin. Der Graf fuhr fort:

»Nun Freund, wollen Sie nicht heruntерſchlagen?«

»Verzeihen Sie, mein Herr Graf,« erwiederte nun der Schauſpieler, »wenn ich es nicht thue. Ich bin ein armer Künſtler und habe hier eine Summe Geldes gewonnen, welche ich mir durch meine Kunſt in langer Zeit nicht zu verdienen vermag. Warum ſoll ich das wankelmüthige Glück der Karten zu oft und zu unbeſcheiden verſuchen? — Bis jetzt waren ſie mir hold, ſie können anfangen mir zu zürnen und was bleibt mir dann von allen dem, was ich gewonnen? Nichts als der quälende Vorwurf, daß ich es beſeſſen und leichtſinnig wieder verſchleudert habe! Und zu dem,« fuhr er fort und zuckte leicht mit den Achſeln, »Sie ſpielen nur auf Ehrenwort mit mir!«

Der Graf zitterte vor Zorn beim Anhören dieſer Worte aus dem Munde des Schauſpielers. Dieſer Menſch, den er ſo gütig behandelt, den er zur Abendtafel geladen, mit dem er umgegangen war wie mit ſeines Gleichen — dieſer Menſch wagte es nun alſo mit ihm zu ſprechen, ihn daran zu erinnern, daß er nichts mehr beſitze, was noch von ihm zu gewinnen wäre und gleichſam an der Heiligkeit ſeines verpfändeten Ehrenwortes zu zweifeln. Wir wiſſen nicht, was der Graf in ſeiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung Alles zu thun im Stande geweſen wäre, wenn ihn der Schauſpieler in ſeinen Plänen und Abſichten nicht unterbrochen hätte.

»Sie mögen mir verzeihen,« sagte er, »wenn ich also zu Ihnen gesprochen — es geschah deshalb, weil ich Ihnen einen Vorschlag zu machen habe, einen Vorschlag, der Sie vielleicht überraschen wird!«

Der Graf nickte mit dem Kopfe — ein Zeichen, daß der Schauspieler sprechen möge. Dieser fuhr fort:

»Herr Graf,« sagte er, »ich liebe das Gold, es ist der Gott des Lebens, es ist die Wünschelruthe für alle Schätze des Lebens, es ist der Zaubertalisman, dessen Besitz Glückseligkeit macht. Und es wird schwer erworben — sehr schwer! Aber ich weiß Etwas, das ich noch mehr liebe als das Gold, etwas, das mir mehr gilt als das Leben und alle Güter desselben, etwas, dessen Besitz allein die Ruhe und das Glück meines Daseins bedingt. Sollten Sie nicht errathen haben, was ich meine, Herr Graf? Ich meine Charlotte Torrau!«

»Charlotte Torrau,« murmelte der Oberlieutenant. »Was wollen Sie mit Charlotte?«

»Ich will Ihnen damit andeuten, daß Sie Charlottens Liebe besitzen, wie ich Ihr Gold besitze, Herr Graf! Lassen Sie uns wagen — Sie wagen Charlotte Torrau, ich wage mein gewonnenes Gold! Wir spielen darum!«

Mit einem lauten »Ha!« fuhr der Graf zurück. Der Schauspieler fuhr fort:

»Bis jetzt sind Ihnen die Karten unglücklich gefallen, mir aber glücklich — vielleicht ist jetzt der Zeitpunct erschienen, in welchem sich das Blatt wenden wird — immer kann man nicht unglücklich sein. Muth, Herr Graf, wagen Sie, und damit Sie sehen, daß ich kein Knauser bin, so wollen wir so spielen: Gewinne ich, so ist Charlotte mein und Sie sind der Schuld von 1060 Ducaten quitt; verliere ich, so erhalten Sie nebst Ihrem Ehrenworte auch das zu-

rück, was Sie an Baarem an mich verloren haben. Wagen Sie, Herr Graf. Es ist ein Zeichen von Seelengröße, Alles auf einen Wurf zu wagen!«

Der Graf war in peinlicher Versuchung — die Bedingungen, welche ihm der Schauspieler gestellt hatte, waren lockend, er selbst, was konnte er dabei verlieren? Nichts, denn am Ende hing ja die Entscheidung immer noch von Charlotten selbst ab, er gehörte so gut ihr, wie sie ihm und wenn er sie leichtsinnig auf eine Karte setzte, so konnte doch sie ihn als ihr Eigenthum reclamiren und der Schauspieler war betrogen. Und einen Menschen hinter das Licht zu führen, der so knauserig mit ihm gehandelt hatte, das erklärte der Oberlieutenant für eine Kriegslist, für ein ganz und gar erlaubtes Stratagem. Andererseits aber bedachte er, was Charlotte selbst zu dem Vorfall sagen würde, wenn sie ihn erführe und daß er ihr zu Ohren käme, war er sicher, besonders in dem Falle, wenn er verlieren sollte. Indessen beschloß er zu wagen. Er setzte sich.

»Ihr Vorschlag gefällt mir,« sagte er, »nur möchte ich Sie bitten, mir zu erklären, was für den Fall zu geschehen hat, daß ich verliere?«

»Sie erklären mir schriftlich, daß Sie Fräulein Charlotte Torrau an mich verspielt haben.«

Der Offizier nickte mit dem Kopfe. Der Schauspieler schlug die Karte herunter.

»Welche Karte?«

»Treffkönig!«

»Treffkönig — verloren! Charlotte ist mein! Man soll Damen nie an Könige wagen — man verliert immer dabei!«

Mit diesen Worten stand der Schauspieler auf und holte Athem aus tiefer Brust. Der Offizier aber saß wie zur Bildsäule geworden und starrte immerfort den Treffkönig an,

der vor ihm auf dem Tische lag und besonders angenehm zu lächeln schien.

Nach einer Weile fühlte er sich von rückwärts auf die Schulter geklopft. Wie aus bösen Träumen fuhr er auf und erblickte den Schauspieler mit freudeglühendem Auge, der ihn in kurzen Worten um die versprochene schriftliche Erklärung bat.

Dieser verließ mit derselben das Haus und der Oberlieutenant warf sich in ein Fauteuil und schlief einen kurzen unruhigen Schlummer.

Am Abende dieses Tages wurde ihm folgendes Schreiben von Charlottens Hand zugestellt:

»Euer Hochgeboren!«

»Daß Sie aufgehört haben mich zu lieben, hätte ich »Ihnen verzeihen können, daß Sie mich aber als eine Waare »betrachten, welche man verkaufen oder verspielen kann, ist »eine Beleidigung, die ich rächen würde, wenn ich ein Mann »wäre. Als eine schwache Frau aber kann ich meinem Rache»gefühle nur dadurch Luft machen, indem ich Ihnen sage, »daß ich Sie verachte.

»Versuchen Sie es niemals mehr, sich mir zu nahen. »Sie würden sich einer Behandlung aussetzen, welche Sie, »so unangenehm sie auch wäre, dulden müßten, weil sie »Ihnen von einem Mädchen widerfahren.

»Charlotte Torrau.«

Als der Graf diesen Brief zu Ende gelesen, war sein Erstes, daß er vom Sessel aufsprang und eine lange Reihe schön geordneter Fluchwörter ausstieß, dann befahl er sei-

nem Diener, seine Uniform auszubürsten und die Knöpfe daran zu putzen; er beschloß, Demoiselle Charlotte trotz ihrer Warnung einen Besuch abzustatten. Die Ueberlegung einiger Augenblicke brachte ihn indeß von diesem Vorhaben ab, denn er sah ein, daß er sich durch einen solchen Schritt nur selbst compromittiren würde, indem er Charlotten doch nie mehr sich selbst zueignen durfte. Sein Betragen zu entschuldigen war unnütze Mühe, denn eine Untreue können Damen verzeihen, aber eine Verletzung der Galanterie, einen Verstoß gegen die Achtung, welche man ihnen schuldig ist, verzeihen Sie niemals.

Als der Graf zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nichts anzufangen wäre als zu schweigen und es der Zeit und dem Geschicke zu überlassen, seine Uebereilung und seine Thorheit wieder gut zu machen, gab er seinem Bedienten den Befehl, seine Uniform wieder in den Kasten zu hängen und alles zusammenzupacken, indem er in einigen Tagen reisen werde.

Als jedoch der Rittmeister wieder zurückkam, so wußte er den Oberlieutenant zu bewegen, noch acht Tage sein Gast zu bleiben. Er würde es nicht gethan haben, hätte er die Ereignisse voraussehen können, welche diese acht Tage in ihrem Schooße bargen.

V.

Am Morgen des zweiten Tages nach diesem Vorfalle saß der Schauspieldirector von S... in seinem Zimmer und war im Begriffe, die Rollen für die »Räuber auf Maria Culm« auszutheilen, welches rührende Ritterschauspiel in den nächsten Tagen gegeben werden sollte. Der Director war

in einen verschossenen Schlafrock von Seidenbrocat gehüllt und hatte ein Gesicht, das wie beschriebenes Pergament aussah. Kummer, Sorgen, Nachdenken und wie all jene Dinge heißen, welche ein Gesicht runzelig machen und den Menschen früh zum Altern bringen, sprachen sich in den Mienen des Directors aus. Hinter seinem rechten Ohre stack eine Feder und an dem Zeigefinger seiner linken Hand prunkte ein massiver Siegelring von Gold — vielleicht falschem Gold. Aber er gab Ansehen und das war genug, denn man solt nicht glauben, wie vornehm und wichtig ein massiver Goldsiegelring zu kleiden vermag. Der Schauspieldirector von S... hielt in diesem Augenblicke folgendes Selbstgespräch:

»Ich bin wahrlich ein unglücklicher Mann! Große Gagen — kleiner Theaterbesuch — unzufriedenes Publicum — wenn ich nur wüßte, was ich mit dieser Rolle machen sollte? Dem Fillini kann ich sie nicht geben, der macht aus jedem Helden einen Spitzbuben und aus jedem Spitzbuben einen servilen Zeitungsredacteur oder Theatersecretär. Und der Bruno will besonders ordentlich dargestellt werden. Ich muß die Rolle rein für mich behalten — ach, diese Gagen, es ist horrend, erste Liebhaberin 80 Thaler, erster Liebhaber 60 Thaler, dem ersten Vater und seinen Intriguanten zusammen 57 Thaler 8 Groschen — es ist entsetzlich und jetzt will man auch noch eine Oper, als ob die Primadonnen aus dem Aermel zu schütteln wären! Es ist nicht zum Aufkommen. Ach, da hab' ich die Berta — wer mir nur die Berta spielen wird? Die Torrau ist jeden Abend krank, hat Migräne und die Werner ist zu alt, man will keine alte Frau als erste Liebhaberin sehen und wenn sie noch so brav spielt. Hier würde man sogar die Rachel auspfeifen. — Am Ende komme ich in die Lage, auch

die Rollen der ersten Liebhaberin selbst zu spielen! Verdammt!«

Wir wissen nicht, wie lange diese schöne Selbstunterredung des Herrn Directors noch gedauert hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke der Theaterdiener eingetreten wäre, um einen Herrn zu melden. Wenn man, wie das Sprichwort sagt, von dem Costüme und dem Benehmen eines Bedienten auf die Verhältnisse seines Herrn zu schließen berechtiget ist, so befand sich das Theater und dessen Director in S... gewiß nicht in den glänzendsten Umständen. Es war eine alte abgebleichte Figur mit grauem Haar und struppigem Bart, trüben Augen und schmutzig gekleidet. Er trug, obwohl man gegenwärtig im Monat Juli stand, einen blauen, sehr abgeschmackt und unmodern verfertigten Bournuß, weiße Hosen und bedeutend zerrissene Stiefel. Wegen dieser Stiefel wurde der Theaterdiener in Geisterrollen verwendet, weil er darin so leise aufzutreten vermochte, daß es ihm unmöglich war, seinen eigenen Schritt zu hören. In seinem Benehmen gegen den Director lag etwas Keckes, Herausforderndes und Absprechendes, was sich nur jene Herrn von ihren Bedienten gefallen lassen, welche denselben ihren Lohn nicht zu bezahlen vermögen oder in die verfluchte Lage kommen, von denselben Geld auszuborgen.

Der Director ließ einige Secunden vergehen, ehe er die Meldung des Theaterdieners berücksichtigte. Dieser lehnte sich indessen sehr vornehm an einen Kleiderkasten, schlug die Arme übereinander und fing an, leise zu pfeifen.

»Und was ist der Herr?« sagte endlich der Director, durch diese Frage die angenehme Unterhaltung des Theaterdieners unterbrechend.

»Ein Künstler, sagt er,« erwiederte der Gefragte.

»Ein Bettler vermuthlich,« bemerkte der Director barsch.

»Das hieße so viel als ein Dummkopf, denn nur Narren und Unwissende können in unser Haus betteln kommen!«

»Lucas!«

»Nun?«

»Ich meine, es würde dir gar nicht schaden, wenn du in deinen Aeußerungen etwas weniger keck sein würdest!«

Der Theaterdiener ließ ein so höhnisches Lächeln auf seine Züge treten, daß ihn selbst Mephisto darum beneidet haben würde. Dies Lächeln ließ ahnen, daß Lucas ein vorzügliches Talent haben mußte, jene Bedienten zu spielen, welche ihre eigenen Herrn foppen. Nachdem Lucas auf diese erbauliche Art seinen Gefühlen Luft gemacht hatte, geruhte er folgendermaßen zu sprechen:

»Und was soll ich dem Künstler sagen?«

»Daß wir kein Geld in der Cassa, große Auslagen und wenige Einnahmen haben und daß es uns leid sei, im gegenwärtigen Augenblicke für einen Kunstgenossen nichts thun zu können.«

»Das würde ich ihm allerdings gesagt haben, wenn er ein Bettler wäre, aber er ist ein Mann, der sich auf Gastrollen meldet!«

»Gastrollen? das ist auch so viel wie Bettelei!« sagte der Director, »ich habe an meinen eigenen Mitgliedern zu viel!«

»Er bringt Empfehlungsbriefe von W...«

»Was geht mich W... an? Wenn man mich überhaupt nur mit Empfehlungsbriefen verschonen wollte! Ich schreibe ja auch niemals Empfehlungsbriefe!«

»Aber vorgelassen muß er doch werden!« bemerkte Lucas, mehr trotzig, als einem Herrn an seinem Diener angenehm sein konnte. Der Director schien aber dies gar nicht zu beachten, denn er blätterte in den vor ihm liegen-

den Papieren und warf nur leicht ein »Warum?« hin. Der Theaterdiener fuhr gewaltig auf. Mit dem rauhen Accente eines Menschen, der so eben eine Ohrfeige bekommen, erwiderte er:

»Warum? Ich weiß nur nicht, wie Sie so albern fragen können? Man sieht doch, daß aus Ihnen nie etwas Rechtes werden wird und daß es eine Entwürdigung seiner selbst ist, wenn man länger in Ihren Diensten steht! Warum? Warum? des Anstandes halber muß er vorgelassen werden, damit er nicht an andern Orten unsere Direction herabsetze. Warum? Es ist entsetzlich, wie mancher Mensch beschränkt ist!«

Nachdem Herr Lucas also gesprochen, näherte er sich der Thüre und entfernte sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit; dadurch entging er der Unannehmlichkeit, einem ihm nachgeschleuderten Wasserglase ausweichen zu müssen, welches der erboßte Director dazu bestimmt hatte, am Kopfe des Theaterdieners zu zerschellen.

Der Director hatte noch nicht Zeit gefunden, sich in die gehörige Contenance zu setzen, als schon die Thüre aufging und der angekündigte Künstler eintrat. Er war ein schlank gewachsener junger Mann mit einem leidenschaftlichen Auge und blassen leidenden Zügen. Frau Ida Hahn-Hahn würde entzückt gewesen sein, diesem jungen Menschen zu begegnen. Er verbeugte sich leicht vor dem Director und übergab ihm ein Schreiben, welches derselbe mit großer Andacht zu lesen begann.

»Also, Sie heißen Heinrich Elbing und wünschen hier Gastrollen zu geben?« sagte der Director, indem er den Brief wieder zusammenfaltete und auf den Tisch hinlegte.

»Zu dienen,« erwiederte der Künstler.

»Erste Helden und Salonliebhaber, das heißt ich meine

junge Grafen und Marquise, welche ihrer Gefühle wegen sehr unglücklich sind und hübschen Bürgermädchen die Cour machen?«

»Ja wohl und ich schmeichle mir, besonders die jungen Herrn gut zu spielen, welche ihrer Gefühle wegen sehr unglücklich sind.«

»Gut — recht gut! Sie beabsichtigen eine blonde Perrücke zu tragen, wenn Sie in solchen Rollen auftreten?«

»Um Vergebung,« erwiderte Elbing, leicht lächelnd, »aber ich glaube, mein eigenes Haar ist zu schön, als daß ich es unter einer Perrücke verbergen sollte!«

»So — so, meinen Sie? — Aber Sie pflegen doch gewisse Blicke in das Publicum zu werfen, welche von den Damen begierig aufgefangen werden, und jenes feine, schmachtende Benehmen zur Schau zu tragen, das einen so großen Eindruck auf weibliche Gemüther macht? Hahaha! O ich weiß, wie man gefällt!«

»Von allen dem hab' ich nichts gelernt,« antwortete Elbing stolz, »ich habe nur gelernt meine Rolle studieren und in ihren Geist dringen!«

»Richtig, sehr richtig, Sie sind also das, was man in der modernen Kritik einen Künstler durch Natur nennt — nicht ein Künstler durch Kunst?«

»Ich weiß nicht, was das sagen will,« antwortete Elbing, »aber aufrichtig gesagt, ich habe mich nie viel um die Kritik und deren Ausdrücke bekümmert; ich halte sie für das tödtende Element in der Kunst!«

Der Director machte sehr große Augen, dergleichen Behauptung fand er kühn und anmaßend, er selbst aber war nie kühn und anmaßend gewesen. Er blickte den Schauspieler mit jener vollen Bewunderung an, welche ein Mensch dem andern niemals versagt, wenn dieser seine eigenen Wege

geht und aus seinen Gesinnungen kein Geheimniß macht. Er sagte:

»Sie scheinen mir ein tüchtiger Geist zu sein und wenn ich etwas bedaure, so ist es nur das Eine, daß mir meine Verhältnisse nicht gestatten, Ihrem Wunsche nachzukommen und Ihnen Beschäftigung zu geben. Sie kennen unser Publicum nicht. Die ersten Novitäten läßt es spurlos vorübergehen, es ist ein Publicum ohne allen Geist, ohne allen Geschmack, welches bei Lustspielen sich langweilt und bei schönen Trauerspielen vor Lachen platzen möchte!«

»Es ist, wie eben jedes Publicum ist!« antwortete der Schauspieler und zuckte mit den Achseln; — »indessen kann ich Ihnen sagen, daß meine Bedingungen äußerst bescheiden sind!«

»Unmöglich! Für diesen Fall ist es mir wirklich ganz und gar unmöglich — meine Casse ist so zerrüttet —«

»Ich spiele aber ohne Honorar, mein Herr Director, und behalte mir nur das Recht vor, die Rollen zu wählen, in denen ich auftreten will!«

Die Verwunderung des Theaterdirectors ging nun in Enthusiasmus über und mit einer Rührung, welche einer Versöhnungsscene entwendet zu sein schien, sagte er, die Hand des Schauspielers ergreifend:

»Herr, Sie sind ein großer Künstler!«

VI.

Einige Tage nach dieser Unterredung prangten eines Morgens an allen Gassen- und Straßenecken von S. riesig große Anschlagzettel, welche für den heutigen Abend eine außerordentliche Vorstellung versprachen. Alle Leute, welche

des Weges gingen, blieben stehen und lasen den großen Theaterzettel. Dieser Zettel verkündete mit Riesenlettern das Gastspiel des Herrn Heinrich Elbing, des berühmten deutschen Künstlers, und um den Lesern dieser Ankündigung einen kleinen Begriff von der Berühmtheit des großen deutschen Künstlers zu machen, war ein äußerst bausbäckiger Engel auf dem Zettel angebracht, welcher sich sehr anzustrengen schien, in eine Posaune zu stoßen. Weiters verkündete dieser Zettel, daß Herr Heinrich Elbing heute sein Gastspiel beginnen werde und zwar als Othello im gleichnamigen Trauerspiele von William Shakespeare. Nun folgte der eigentliche Theaterzettel: »Othello, der Mohr von Venedig« oder »Liebe, Rache, Eifersucht und Reue,« großes, romantisches Volksschauspiel mit Tableaux und Tänzen u. s. w. Der Director gab bei dieser Vorstellung den alten Dogen, Herr Fillini den Jago, Fräulein Torrau die Desdemona und Madame Werner die Zofe der Desdemona. Die Rollen waren somit in besten Händen und man versprach sich allenthalben den genußreichsten Abend. Auch hatte es der Director keineswegs gespart, dem Publicum von S... einige besonders rührende Worte an das Herz zu legen, welche in Form einer Einladung zu der heutigen Vorstellung auf den Zettel gedruckt waren und sehr viel von den Aufopferungen sprachen, welche es den Director gekostet hatte, diesen berühmten Künstler zu einem Gastspiele zu gewinnen.

Den ganzen Tag über wurde in S... von nichts als von der heute stattzufindenden Theatervorstellung gesprochen — alle Gemüther waren in Gährung. Alles nahm sich vor, den Othello zu sehen, der so eifersüchtig war und seine unschuldige Frau erstach, — gänzlich im Contraste mit den Ehemännern unserer Zeit, welche aufhören eifersüchtig zu sein, sobald sie angefangen haben, verheirathet

zu fein. Auch im Hause des Rittmeisters war die Rede von dem heutigen Theaterabende; Friedericke behauptete, sie müsse dieses Trauerspiel sehen und wenn sie in das Theater kriechen müsse. Der Rittmeister, der vor mehreren Jahren einen Professor hatte davon sprechen hören, erklärte es für das beste Werk Shakespeare's und der Oberlieutenant schnitt außerordentlich grimmige Gesichter und sagte, jene Komödie sei eine langweilige Arbeit. Nun entspann sich eine äußerst lebhafte Debatte zwischen Friedericke und dem Oberlieutenant, welche damit endete, daß Friedericke den Grafen einen abscheulichen Menschen nannte und den Grafen zur Erklärung bestimmte, daß die Damen alle zu viel in Büchern lesen. Indessen hatte Friedericke den Oberlieutenant doch so in die Enge getrieben, daß er endlich das Versprechen gab, das heutige Schauspiel zu besuchen, ein Versprechen, welches ihm um so weniger schwer fiel, als es den guten Oberlieutenant innerlich gewaltig drängte, seine geliebte, verlassene und verrathene Charlotte einmal wieder zu sehen. Nur, wie er den Anblick seines Feindes, des kalten Räubers seines Glückes, des höhnischen Versuchers ertragen würde — das wußte der Graf noch nicht.

Am Abende dieses Tages, eine Viertelstunde vor dem Beginne der Vorstellung meldete der Secretär dem Director, »daß das Haus in allen seinen Räumen überfüllt sei.« Es gibt nichts, was ein Theaterdirector lieber hört, was ihn angenehmer überrascht, als diese einfachen Worte. Als daher der Secretär seinem Director diese liebliche Meldung gethan hatte, so trat auch augenblicklich ein besonders freundlicher Ausdruck von Zufriedenheit auf das pergamentfarbige Gesicht dieses Herrn. Wissend aber, daß Untergebene jederzeit die gute Laune eines Vorgesetzten benützen und in solchen Momenten glücklicher Stimmung ihre Bitten anbringen, zu-

gleich auch befürchtend, der Secretär möchte diesen gegenwärtigen Augenblick wählen, um seine rückständige Gage oder einen Vorschuß u. dgl. zu fordern, verwandelte der Herr Director sein freundliches Gesicht augenblicklich in ein bitterböses und fing an sehr bedenklich mit den Achseln zu zucken.

»Also doch gefüllt? Es ist gut und ich habe es vonnöthen, Donnerwetter, Secretär, was glauben Sie, wie viel ich im Rückstande bin? Sie können es mir gar nicht glauben, 248 Thaler, 14 Groschen und 2 Pfennige, und das ohne die Gagen! — Also glauben Sie, daß unser Künstler doch einige Häuser machen wird! Sehen Sie ihn an — ein schmucker Mohr, ein prächtiger Kerl, voll Geist!«

Der Theaterdirector wies bei diesen Worten nach Heinrich Elbing, der unfern von ihm hinter den Coulissen auf und nieder schritt und das Zeichen zum Auftreten erwartete.

»Ich denke, er wird einige Häuser machen,« erwiderte der Secretär, »und wenn er heute gefällt, so will ich mein Ehrenwort verpfänden, daß er Ihnen von unendlichem Nutzen sein wird!«

Der Schauspieldirector zu S... war ein zu alter, erfahrner Practicus, um auf das Ehrenwort eines Theatersecretärs etwas zu geben; er wußte, daß ein Theatersecretär gar kein Ehrenwort hat, und daß er jedesmal, so oft er sein Ehrenwort gibt, nur einen schlechten Witz macht. Indeß schien doch diesmal die Wahrscheinlichkeit für die Behauptung des Secretärs zu sprechen und der Theaterdirector war damit vollkommen zufrieden. Er klopfte den Secretär sehr liebreich auf die Achsel, nannte ihn seinen besten Freund und versprach seiner jederzeit zu gedenken — eine Scene, welche sich um so rührender gestaltete, als der Director in

das Costüme eines Dogen von Venedig gehüllt und einen sehr ehrwürdigen, aber sehr falschen Bart trug.

Eben hatte der Theaterdirector seine schöne Rede an den Secretär vollendet, als ein donnerndes Bravorufen und ein stürmisches Händegeklatsche laut wurde — das Publicum hatte Herrn Heinrich Elbing empfangen, der auf die Bühne gekommen war. Der Director ließ nun den Secretär stehen und eilte nach vorwärts, um sein Spiel in der Nähe zu sehen und beurtheilen zu können.

Der Fremde war wirklich ein ausgezeichneter Schauspieler. Schon in der ersten Scene riß er zu einer wahren Begeisterung hin und fast jedes seiner Worte wurde mit einem anhaltenden Beifallssturme begrüßt. Der Director zitterte, etwas weniger laute Bewunderung wäre ihm um Vieles lieber gewesen, denn er fürchtete, der Fremde würde nun stolz werden und wenn ein Schauspieler einmal angefangen stolz zu werden und sich selbst groß zu fühlen, so ist dies eben nicht sehr vortheilhaft für die Cassen jener Theaterdirectoren, welche er auf seiner Kunstreise beehrt.

Indessen mußte sich doch auch unser Director gestehen, daß Heinrich Elbing ein tüchtig gebildeter Künstler sei; und mit einer Resignation, welche dem Kleide, das er gegenwärtig trug, alle Ehre machte, beschloß er nöthigenfalls ihm ein mäßiges Honorar zu bewilligen.

Während unser Heinrich Elbing stürmisch empfangen worden war und mit jedem Worte, jeder Bewegung sich neuen Beifall errang, saß Demoiselle Charlotte Torrau in der Damen-Garderobe und weinte vor Zorn, Verdruß und Aerger. Seit dem Tage, an welchem der Oberlieutenant ihr das Schrecklichste angethan, was ein Mann einer Dame anzuthun im Stande ist, war sie nicht mehr heiter gewesen und nur mit vieler Mühe war es dem Director gelungen, sie zu bewegen, seinen Vorstellungen, Bitten, Ermahnungen

und Drohungen Gehör zu geben und in der Rolle der Desdemona aufzutreten. Wenn man bedenkt, daß das Mädchen diesen Heinrich Elbing bitter haßte, so muß man gestehen, daß die Selbstüberwindung Charlottens wirklich außerordentlich war, indem sie sich herbeiließ in einem Schauspiele als Desdemona aufzutreten, in welchem Elbing den Othello spielte. Jetzt aber bereute sie es, ihr Wort gegeben zu haben und dies um so mehr, als sie wußte, daß der Oberlieutenant mit dem Rittmeister und dessen Schwester anwesend war. Aber schon war es zu spät, zurückzutreten und sie beschloß daher, — freilich ein Entschluß, der unter Thränen gefaßt wurde — muthig auszuhalten bis an das Ende. Einige Augenblicke später wurde sie in die offene Scene gerufen.

Auch Charlotte wurde mit einem stürmischen Jubel empfangen; sie war, wie wir bereits erwähnt haben, schön, seit Langem der Liebling des Theaterpublicums in S... und man versprach sich von dem talentvollen Mädchen eine ausgezeichnete Leistung für den heutigen Abend. Charlotte sah aber heute besonders lieblich aus, in Gang, Haltung und Geberde lag etwas Befangenes, das an ihr nie sonst zu bemerken war, und somit als Folge ihres Studiums erschien — ihr Auge war wie vom Weinen geröthet, ihr Haar lag aufgelöst um den blendend weißen Nacken, die Wangen waren bleich, als ob sie der Schmerz mit seinem verfärbenden Hauche angeweht hätte. Eine gewisse leidenschaftliche Resignation, eine feierliche Wehmuth lag wie ein rührender Schleier um ihre Erscheinung. Es war eher Shakespeare's Julie, die jetzt erschienen war. Das Publicum aber ist nicht so strenge in seiner Beurtheilung, dem Publicum gegenüber gilt Schönheit mehr als alle Kunstvorzüge und Charlotte war heute wirklich so herr-

lich schön, daß der Applaus gar nimmer enden zu wollen schien.

Gleich bei ihrem Auftreten hatte Charlotte einen Blick nach der Loge geworfen, in welcher der Oberlieutenant sich befand. Er lehnte die Arme gekreuzt an einer Säule und schien sehr nachdenkend. Seine Hand bewegte sich nicht, sein Mund ließ kein Wort der Ermunterung und des Beifalls ertönen, wie es doch immer sonst seine Sitte gewesen, aber über sein Antlitz schienen schwarze Schatten zu jagen, vielleicht die Schatten seiner düsteren Gedanken. Der lustige Offizier schien alle Lustigkeit verloren zu haben und ein trüber Frost schien in sein Leben gekommen zu sein. Als Charlotte seinem Auge begegnete, stieß sie unwillkürlich einen tiefen Seufzer aus, denn das Mädchen fühlte nur zu sehr, wie viel sie an der Liebe dieses Mannes verloren hatte.

Indessen nahm das Schauspiel seinen Verlauf mit immer mehr sich steigerndem Jubel. Othello, Desdemona, der Doge und Jago wurden unzählige Male gerufen und es gab Leute, welche behaupteten, nie in ihrem Leben hätten sie den »Othello« so naturwahr aufführen sehen. So nahte die große Scene des 5. Actes, in welcher Othello den bekannten schönen Monolog spricht, welcher der Ermordung seiner Geliebten vorausgeht. Alles war gespannt und als jetzt Othello auftrat und seine Blicke nach dem Bette warf, in welchem Desdemona ruhig schlummerte, herrschte eine tiefe feierliche Stille unter dem Publicum.

Othello trat vor und sprach den berühmten Monolog — nun zog er seinen Degen und nahte sich dem Lager seiner Gattin. Jetzt schien er zu stoßen — über Aller Rücken lief es kalt — da tönte ein greller herz- und ohrzerreißender Schrei durch die Menge. Einen Augenblick später sah man Desdemona, welche von ihrem Lager entsetzt aufgesprungen war, vorwärts wanken und in der Mitte der

Bühne ohnmächtig niedersinken. Ein Blutstrom quoll aus einer Wunde an der Brust und befleckte das weiße Kleid, welches sie trug und den Platz, auf den sie niedergesunken war. Der verrätherische Mohr hatte den Degen von sich geschleudert und stand, ein teuflisches Lächeln auf den Zügen und mit verschränkten Armen vor seinem todtgetroffenen Opfer. Einen Augenblick später war er verschwunden.

Man kann sich die heillose Verwirrung denken, welche jetzt entstand. Das Publicum lärmte und schrie — Einige hatten sich vom Parterre aus auf die Bühne geschwungen, um der verwundeten Charlotte beizustehen und Hilfe zu leisten, Andere drängten dem Ausgange zu, um von rückwärts auf die Bühne zu kommen, wieder Andere fürchteten neues Unheil und suchten das Theatergebäude zu verlassen, und durch dies Drängen und Stoßen hindurch ließen sich nimmer ruhende Stimmen vernehmen, welche die Festhaltung des Mörders verlangten. Man schimpfte über die schlechten Anstalten, über den Theaterdirector und die Sicherheitswache. — Kurz, es war ein gräßliches Schauspiel, bei dem man nicht mehr wußte, wer Schauspieler, wer Zuseher war.

Den Bemühungen des Oberlieutenants, welcher einer der Ersten gewesen war, die sich auf die Bühne gedrängt, gelang es endlich, Charlotten in das dem Theater zunächst liegende Wohngebäude eines Magistratsbeamten zu bringen, dessen Bekanntschaft er während seines Aufenthaltes in S... gemacht hatte.

Mit fürchterlichem Geschrei aber folgte das Volk dem Zuge und stellte sich, als Charlotte in das Haus gebracht worden war, an das Thor desselben, um den Ausgang des Ereignisses hier abzuwarten.

Bei Charlotte kam jedoch alle Hilfe zu spät. Eine Stunde nach dem unglücklichen Ereignisse war sie todt. In

rührenden Worten hatte sie Abschied von dem Grafen genommen, der sich als den Urheber ihres Todes anklagte und die ersten Thränen vergoß, deren er sich in seinem Leben erinnern konnte.

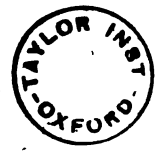
Der Oberlieutenant blieb nur so lange in S... bis der Leichnam des unglücklichen Mädchens zur Erde bestattet worden war — dann verließ er den Rittmeister und dessen Schwester und zog wieder in seine Garnison. Von diesem Augenblicke an war die Lustigkeit des Offiziers und seine heitere Lebensanschauung für immer verloren. Selbst in späteren Jahren, als sein alter Onkel wirklich gestorben und er der Erbe seines großartigen Vermögens geworden war, blieb er ernst, verschlossen und schweigsam. Vielleicht mag es einer schönen Dame vorbehalten sein, den bösen Geist zu bannen, welcher das Leben des Oberlieutenants, der noch immer Militärdienste thut, beherrscht. Schöne Frauen vermögen ja so Vieles!

Das unselige Ereigniß in S... hatte zur traurigen Folge, daß kein Mensch mehr das Theater daselbst besuchte und der Director somit gezwungen war, abzudanken. Nachdem die Untersuchung hinsichtlich des Mordes von Charlotte Torrau geschlossen war und der Director von Seite der Gerichte die Erlaubniß erhalten, hinzugehen, wohin es ihm beliebte, soll er in Begleitung seines gehorsamen Dieners Lucas auf Kunstreisen gegangen sein, von denen er noch immer nicht zurückgekehrt zu sein scheint.

Heinrich Elbing aber war und blieb verschwunden. Im ersten Gedränge war es ihm gelungen, zu entkommen und der Himmel mag wissen, was aus ihm geworden ist.

Gedicht von Oscar v. Redwitz.

Waldromanze.



Es ritt zum grünen Wald hinaus
Ein Ritter ſtolz und fein;
Da lehnt holdminnig unter'm Haus
Des Förſters Töchterlein.

„Willkomm, du ſüßes Kind, willkomm!
Du zartes, ſchlankes Reh!
Dein ſeidnes Haar, dein Aeuglein fromm,
Macht längſt das Herz mir weh.“

„„Ach hoher Herr, erſchreckt mich nicht!
Ich bin ein ſchüchtern Kind;
So friedensreich, ſo arm und ſchlicht
Wie Waldesblumen ſind.““

Vom Finger er ein Ringlein zieht,
Er hat ihr's angethan —
Das Mägdlein in die Blumen kniet,
Und ſieht ihn fragend an.

„Du Waldes-Blum', vertrau' mir nur
Wie Thau und Sonnenſchein!
Und ſollt' ich brechen je den Schwur,
Soll Gott mein Rächer ſein!"

Da flüſtert traurig Blum' und Schleh
Das Bächlein rieſelt drein:
„Ade arm Schweſterlein, ade!
Gott wird ſein Rächer ſein!"

Gedicht von Ad. Hirschberg.

Der Traum der Bettlerin.

Der Winter webt das Todtenkleid
Der sterbenden Natur,
Und schmücket mit Krystallgeschmeid
Die blüthenleere Flur.

Und als Ersatz für Frühlingsluft
Und duft'gen Blumenkranz
Reiht Perlen er an ihre Brust
Und hellen Demantglanz.

Doch ach! nicht weckt die starre Pracht
Natur vom süßen Traum;
Ihr Herz, das nur dem Frühling lacht,
Hat für nichts andres Raum.

Der Liebe ist sie ja verwandt,
Die, kalt für äußern Werth,
Nur durch das Herz, das sie verstand,
Geschmückt wird und verklärt.

Die, wenn den Herzensfrühling ihr
Der Sturm der Zeit verweht,
Nicht angelockt durch eitle Zier,
Still trauernd schlafen geht.

So ward zur Leiche die Natur
Durch Frühlingsliebesschmerz,
Und jene Flitter hangen nur
Um ein gebrochnes Herz.

D'rum weht so eisig kalt die Luft
Um Anger, Feld und Hain;
Wie Schauer einer Todtengruft
Durchrüttelt's Mark und Bein.

Es friert der Schnee, der niederflockt
Und starrt krystallenhell,
Und in der Erde Adern stockt
Ihr strömend Blut: der Quell.

Und um dem Froste zu entflieh'n
Eilt Jeder und hüllt sich ein;
Nur eine kranke Bettlerin
Sitzt dort auf nacktem Stein.

Mit ihrem spärlichen Gewand
Hält sie ihr Söhnlein warm
Und schlingt ums Kind — als Liebesband —
Den treuen Mutterarm.

So sitzt sie viele Stunden lang
Vergebens dort am Thor;
Kein Mensch, den ihres Elends Drang
Zum Mitgefühl beschwor.

Wohl Viele wandeln ein und aus;
Doch zieh'n sie schweigsam fort
Und es verhallt im Sturmgebraus
Des Weibes flehend Wort.

Sie weiß sich nimmer Trost und Rath,
Des Hungers Qual ist hart!
Sie bebt und wanket todesmatt
Im Innersten erstarrt.

Es sinkt ihr müdes Haupt herab
Bis auf den kalten Stein,
Der mehr Trost als die Welt ihr gab;
Denn — auf ihm schläft sie ein. —

Der milde Schlaf! Er bettet sie
Auf weichem Eiderflaum,
Und einer andern Welt Magie
Rollt vor ihr auf — der Traum. —

Sie ist die Bettlerin nicht mehr,
Verschwunden Stein und Thor;
Zu hohem Glanz hob sie der Herr,
Zu Rang und Macht empor.

Sie wohnt in reichgeschmücktem Saal,
Es rauscht ihr seiden Kleid
Und durch die Locken glänzt ein Strahl
Von blitzendem Geschmeid.

Wie ist ihr da so wunderlich,
So seltsam nur zu Muth!
Sie blickt erstaunt herum um sich:
„All' dies mein eignes Gut?!“

Doch wie sie schauet ringsumher,
Wird plötzlich sie gewahr:
Sie hat ihr Söhnlein nimmermehr,
Das doch ihr Liebstes war.

Und wie im Wahnsinn fährt sie auf,
Was schiert sie Gold und Pracht,
Sie stürzt dahin in raschem Lauf
Und — ist vom Traum erwacht.

Und wie sie schlägt das Aug' empor,
Ist's noch derselbe Ort,
Derselbe Stein, dasselbe Thor,
Der Kummer nur ist fort.

Denn ihres Mutterglücks bewußt,
Vergißt sie Noth und Harm;
Sie hält ja ihre einz'ge Lust,
Ihr Kind, in ihrem Arm.

Sieh, da spazirt zum Zeitvertreib
Vorbei ein reicher Mann.
Der staunt, wie doch ein Bettelweib
So selig lächeln kann.

Ziffer 12.

Von

Franz Stelzhammer.

Ich hatte einen jungen Freund, der das Leben mit einer solchen poetischen Leichtigkeit faßte und nahm, daß, wer ihn in seinen häufigen Belegenheiten und Pechlagen sah, und nicht näher kannte, denselben nachgerade für einen Leichtsinnigen erklären mußte; ja, es war auch diese Erklärungsweise, sage: Meinung, von ihm bereits so gang und gäbe, daß es fast ein Wagniß war, mit ihm vertrauteren Umgang zu pflegen.

Ich wagte es.

Und wenn ich mich der vielen angenehmen, ja erhabenen Stunden erinnere, die mir oft bei der lebhaften Schilderung seiner Erlebnisse und Abenteuer vergingen, die mit seinen feurigen Phantasiebildern fortgeflogen, in seinen oft von dem schärfsten Urtheile begleiteten Charakteristiken untergegangen, bei seinen, wenn auch noch so bizarren, doch immer anziehenden Behauptungen und Maximen dahin geflossen sind, ja, wenn ich mich all' dessen lebhaft erinnere, so freu' ich mich sogar meines Wagnisses als einer kleinen

Heldenthat vor den Andern. Und wenn ich darauf noch mehr wage, d. h. wenn ich mich erkühne, eines von seinen Begegnissen, und zwar eines mehr phantastischer Gattung ihm nachzuerzählen, so kann ich vielleicht unter Einem der allgemeinen Meinung Rechnung tragen, zugleich aber mich und meinen Freund ein wenig herausputzen und rechtfertigen.

Mein junger Freund war hochstudirt und, wie schon gesagt, ein erfindungsreicher poetischer Kopf, mit einem bis zum Eigensinn und Stolze ausgebildeten Selbstgefühl, das Alles nur von sich selbst verlangte und consequenter Weise dann auch Alles sich selbst zuschrieb. Der Zufall — behauptete er in diesem Selbstgefühl — gehört den Rathlosen, so wie den Dummen das Glück, wir und unsersgleichen haben nur ein Geschick, und die freilich zarten Fäden zu dessen Lenkung liegen wieder in unseren Händen selbst. Als lieblichsten Gegensatz zu diesem Stolze, gleichsam als etwas Weiches zu dieser Härte gegen sich selbst, trug er ein Herz voll der reinsten Pietät gegen seine bereits gestorbenen Eltern.

»Wiederfinden,« sprach er einmal, »ich brauche sie nicht erst wieder zu finden, ich habe sie noch nie verloren. — Höre ich auch mit den Ohren des Leibes die Mutter nicht mehr beten und lobsingen, sehe ich auch den Vater nicht mehr schaffen und ordnen mit den Augen des Leibes; Nachts, wenn diese gröberen Sinne ruhen und sich stärken für das gröbere materielle Leben am morgigen Tage — Nachts mit den feineren Sinnen des Geistes sieh' und hör' und hab' und genieß' ich sie immer, ja der Vater — gleichwie die Mutter noch stets für mich betet, der Vater läßt es sich nicht nehmen, fortwährend für mich zu denken und zu sorgen, wie er es gethan hat im leiblichen Leben.«

Ich wollte mich eben wundern, er ließ mir aber nicht Zeit und sprach: »Hören Sie:«

»Ich war vor zwei Jahren in G... bei einem Onkel, dem

k. k. Lotto-Inspector und Besitzer des Hauses Nr. 705, auf vorübergehenden Besuch. Der Onkel hatte mich anfangs nicht eben ganz unfreundlich aufgenommen, aber nach etlichen Tagen, wie das schon öfter der Fall gewesen, konnte ich ihm durch eine gewagte Behauptung wieder so gründlich zuwider werden, daß ich fortgehen oder dableiben konnte, wie und wann ich wollte, bei ihm ausbleiben aber konnte ich jedenfalls gleich jetzt.

Ich blieb auch aus, von G... fort aber ging ich noch nicht. Mir war's, ich hätte zu thun, wenn auch nichts anderes, so hätt' ich doch einige verblaßte Jugenderinnerungen aufzufrischen, genug, ich hatte zu thun und blieb.

Es war aber damals unglücklicher Weise mein Kopf noch voller, mein Herz noch reicher als meine Börse und schon beim ersten dieser Versuche zu rechnen, mußt' ich gewahren, daß ich mich verrechne; fataler Casus das! — Ich war nahe daran, mich ein klein wenig zu betrüben.

Allein, was laß ich zagen Held
Gleich sinken Herz und Muth,
Fehlt mir auch eitel Geld,
Hab ich doch edles Gut!

Ich hatte eine goldene Uhr in der Tasche stecken, es war zwar das durch ausdrücklichen »Letzten Willen« des Vaters auf mich übergegangene Erbstück, allein Noth bricht Eisen, und dann kann ich mir so für bessere Zeiten die Wiedereinlösung derselben ausbedingen — also ohne Angst und Sorge, mit der Gefahr hat's keine Gefahr! Darauf nahm ich mein Abendmahl nach alter, ursprünglicher Art: in doppelter Gestalt — Brot und Wein, und war guter, guter Dinge, wie Einer, dem nichts fehlt. Ich hätte sogar ein wenig Lust gehabt, meine Tischfreunde, die mir die Zeit über so sanft und geduldig ihren Nutzgenuß gestattet

hatten, zum Abschied aus schuldiger Dankbarkeit mit einem kleinen »Best« zu regaliren; allein sie sahen allbereits ohne mein Zuthun so satt und selig aus, daß es von mir reiner Luxus gewesen wäre, und Luxus, sagt mein Onkel, der k. k. Lotto-Inspector und Besitzer des Hauses Nr. 705, Luxus — sagt er — ist eine Thorheit, also — bleiben lassen! Aber daß ich mich trotz seiner Unfreundlichkeit in der wehmüthigen Stunde des Abschiedes so rein moralisch seiner erinnerte, das freute mich für ihn selber ungemein, und um meinen Freunden ein äußeres Zeichen zu geben, zog ich ganz geräuschlos und für meine edlen Tischfreunde ohne alle Störung die »chinesische Mauer« um mich mit der einzigen Klumse für die Kellnerin und regalirte mich mit einer Flasche Luttenberger, von dem ich wohl wußte, daß er den Zutraulichen in die Nerven zu gehen pflegt, aber das thut nichts, er soll's, ich habe eine Menge Nerven, an die noch Zeitlebens auch sonst nichts gegangen war — sie sollen sich nur wacker wehren!

Wie lang ich innerhalb dieser meiner »chinesischen Mauer« gewesen bin, weiß ich nicht, aber als ich endlich höchst freiwillig daraus hervorzutreten beschloß, waren meine edlen Tischgenossen allbereits fort und wenn mich mein Ohr nicht täuschte, so war der Laut, den ich vernahm, keine Flöte, sondern es war das Schnarchen irgend eines schlafenden Menschenkindes, ganz schmucklos, ganz unraffinirte Natur und unschuldige Einfalt.

»Heda!« rief ich.

»Schon da!« gab es zur Antwort; und gegen mich weinseliges taumelte ein traumseliges Individuum und auf meinen nur hingehauchten Wunsch: »Ich möchte thun, was du thatest!« führte es mich in mein Schlafgemach. Ei, was der Wein für feurige Augen macht! Oder wird die Schrift

an meiner Thür plötzlich licht und lebendig, die schwarze Oelfarbe siedend?

Das Individuum mußte es auch bemerken — Nummer 12! rief es; ja, das ist mein Zimmer — beschied ich und nickte unwillkürlich dazu mit dem Kopfe.

»Numer 12!« brummte das Individuum im Weggehen, und als ich dem Nummer nachsah — richtig, brannte und wimmelte auch Nummer 12 inwendig an der Thür.

»Gute Nacht, Nummer 12!« brummte das Individuum.

»Gute Nacht,« sprach ich und mußte unverwandt die wimmelnden Ziffer betrachten.

Gute Nacht, Nummer 12! brummte ich dann auch und — entschlief. Vor dem gänzlichen Einsinken in den Schlaf hatte ich noch einen »guten Gedanken,« das weiß ich, welchen aber, das weiß ich nicht mehr. Schade! — — — —!

Es ward Morgen. Ich erwachte. Ob ich gut geschlafen habe? Wer zweifelt. Ich habe geträumt, angenehm geträumt, das fühlte ich. Ich suchte eben, wie jedes Mal, beim Erwachen nach dem gehabten Traum. Ich konnte ihn nicht gleich finden. Da nahm ein durch den offenen Fensterflügel reflectirter Sonnenstrahl meine Aufmerksamkeit in Anspruch — ich folgte seinem Flattern. Sieh da, die Nummer 12 brannte mir aus seinem Lichte entgegen. — 12, ja ganz richtig, 12 Louisdor sagte sie, und was ich eben vergeblich gesucht hatte — mein Traum war gefunden. — Aber ich muß ihn schon nur kurz erzählen! Mir träumte: die dicke Wirthin, die ich nach landesüblicher Sitte gleich mit den anderen Gästen »Frau Mutter« nannte — die war zu mir in das Zimmer getreten und sagte: Herr Peregrin Siebengut, Ihr Herr Vater ist da gewesen und hat mir für Sie zur Bestreitung der Zeche 12 Louisdor eingehändigt, dabei machte sie ein Gesicht, als wenn sie sagen

wollte, daß es wohl genüge, aber auch nicht viel davon übrig bleiben würde. Ich wäre gern anderer Meinung gewesen und wollte ihr's durch Nachrechnen beweisen, da mir aber das Rechnen nie gut thut, so mußt' ich auch jetzt allsogleich des süßen Morgenschlummers verlustig gehen und jämmerlich erwachen. Hm! sagte ich, als ich mich des Traumes recht lebhaft erinnert hatte, hm, hm. Da pochte es an meine Thür. Herein! Der Postbote war es mit etwas Wichtigem, ich mußte den Empfang bestätigen. Nur dero werthen — sagte er und — den 12. — 12. fragte ich fast ärgerlich, aber das ewige — 12. Ja, ja, Herr Peregrin, der 12. ist heut — großer Glückstag dieser 12. — Ziehung der großen Güterlotterie, wer das rechte Ziffer wüßt' und hätte! — Sehr vergnügten Morgen! Herr Peregrin! —

Wer das rechte Ziffer wüßt' und hätte, mußte ich unwillkürlich wiederholen, als der plauderhafte Bote fort war.

Wüßt' und hätte — das wäre ein Leichtes, rief ich, ich wüßt' es wohl und könnte es also auch haben, mein k. k. Herr Lotto-Inspector, mein süßester Herr Onkel — 12 ist der Treffer, wer wetten mag um die Hälfte des Treffers! — 12 ist die Glücksziffer, aber ich setze und wette nicht — für mich sorgen zwei Väter, ich brauche den Zufall nicht, will auch nicht, daß der Besitzer des Hauses Nr. 705 characterlos werde: mir Morgens grolle und Abends wohlwolle und hofiere. —

Ziffer 12! — Ich weiß es, aber ich mag es nicht wissen! Und nie kam ich mir größer vor als in diesem Augenblick cynischer Weltverachtung und stoischer Entsagung.

»Worauf ich nach solchem etwa — erst noch zu sagen, gar zu bethenern hätte, daß Zahl 12 wirklich und richtig traf; daß die einfältige Ziffer Nachmittags in allerwelts Munde war; und daß man mich — war's etwa doch, daß ich

gegen den Boten oder gegen Eins der ab- und zulaufenden Dienerschaft ein schnelles Wort, eine kecke Aeußerung hätte fallen lassen? — ja, daß man mich mit der schönen Zahl in Verbindung brachte; daß Abends sogar der k. k. Herr Onkel einen Expressen schickte mit der freundlichen und dringlichen Frage: ob —? — und es würde schwer gehalten haben, mich von diesem allerschmählichsten Verdachte zu reinigen; wenn es nicht gar so leicht gewesen wäre; — mußte ich denn nicht — weil ich nun einmal von Glück und Zufall, so wie auch vom k. k. Herrn Onkel nichts haben wollte, mußte ich denn nicht meine Uhr »verkeilen?!« Und da hielt ich denn mit mir folgenden Rathschlag: Die Uhr ist vom Vater auf mich, seinen geraden Descendenten, übergegangen, da es aber scheint, daß diese Uhr den Beruf nicht habe, fernerhin in gerader Linie abzusteigen, so will ich wenigstens versuchen, dieselbe innerhalb unseres Familienkreises nebenan auf den ehrwürdigen Stammbaum aufzuhängen und aufzubewahren, heißt: ich will dem leiblichen Vatersbruder, meinem k. k. Herrn Onkel und Lotto-Inspectors, das Verkaufsrecht einräumen.

Gedacht, gethan.

Eben war auch noch der Expresse vom Onkel da, ganz das geeignete Suget, das man mit Gut betrauen und mit dieser Zumuthung befrachten könnte.

Und was glaubt ihr, daß geschehen?

Ach, das Unglaublichste, das bis zum Entsetzen Schönste, das Mirakuloseste!

Mein k. k. Herr Onkel und Lotto-Inspector schickte mir mit der genau auszurichtenden Botschaft: »Er, Christoft, Benno Siebengut, sei dabei gewesen, wie mein Vater, sein sel. Herr Bruder, die Uhr zu Geneve in der Schweiz gekauft habe und erinnere sich auch noch genau des

Schillings, der hier ohne einen Heller Abzug mir im Verschluß beigehe.«

»Es sei auch so geschehen und besonders für mich besser, da mir mit dem Gelde wohl schwerlich geschehe, was mir mit dem Uhrwerke hätte geschehen können, nämlich: daß es mir auf länger oder kürzer stehen bleibe.«

Aber was kümmerte mich der stumpfe Witz meines Onkels. Ich riß nur flink den Verschluß auf und — jetzt kommt das Mirakulose, das bis zum Wahnsinnigwerden Entzückende! — im Verschlusse lagen schön gestößelt — 12 Louisdor.

Mein Traum, mein Traum! schrie ich, Vater, Vater, rief und rang ich, dann — mußte ich heftig — aber so lache doch, Freund! bitte dich, lache! — Ist das denn nicht zum Todtlachen? scherzte er mit rührend weicher Stimme, und lachte dann selbst hellauf, aber beide Augen schwammen tief im Wasser.

Gedichte von Joh. Gabr. Seidl.

1.

Männerschwur.

Schön Gretchen schlich betrübt umher,
That kläglich, athmete so schwer;
Die Mutter sah ihr's deutlich an,
Daß Lieb' allein so athmen kann.

„Kind," sprach sie, „was bedrängt dich so?
Seit langem bist du nicht mehr froh;
Ich weiß, du liebst, ich weiß auch wen!
Warum betrübst du dich um den?

„Dein Hans ist gar ein braves Blut,
Er ist dir recht vom Herzengut,
Ist dir auch treu —" — „„Wie, Mutter, treu?""
Bricht Gretchen los und schluchzt dabei.

„„Treu? — Nun ja wohl — er schwur mir's ja,
Er war mir's auch, so weit ich sah;
Doch wo ich grad nicht hingeseh'n,
Mocht's um die Treu' wohl schlimmer steh'n.

„„Ach hört nur! Als ich, Hand in Hand
Mit ihm so jüngst vorm Dorfe stand,
Da fiel's wie Ahnung mir auf's Herz,
Und bittend sprach ich wie zum Scherz:

„„Geh', lieber Hans, gesteh' mir's ein,
Willst du wohl immer treu mir seyn?““
„Ja!“ — „„Nein, Nein, Nein — schwör' du mir's nur,
So recht mit einem festen Schwur!““ —

Er sprach: „Siehst du den Kirchthurm hier?
Bei diesem Thurme schwör' ich dir!
Eh' stehst, sammt Wetterhahn und Knopf,
Du ihn verkehrt steh'n auf dem Kopf;

„Eh' sollst du alle Häuser seh'n
Verkehrt auf ihren Dächern steh'n,
Als Hans dem Gretchen untreu wird!
Nun, Gretchen, bist du überführt?“

Ich sagte: „„Ja! — Ich dachte mir,
Ei solch ein Thurm steht sicher hier,
Und solch ein Dach ist fest! — Ja, ja,
Das gilt! — Doch denkt Euch, was geschah!?

„„Gradüber unserm Dorfe steh'
Ich jüngst am spiegelhellen See,
Und blick' auf's Wasser sinnend hin —
Ach, Mutter, denkt, was sah ich drin?

„„Auf einer Wolke, die sich klar
Im Wasser malt, steht offenbar
Der Kirchthurm hier sammt Hahn und Knopf
Verkehrt — ich sag's Euch — auf dem Kopf.

„„Und Haus und Hütt' auch fern und nah
Steh'n auf den Köpfen alle da —
Ich blicke weg, seh' wieder hin —
Doch ach! verkehrt bleibt alles drin!

„„Ich weiß, mir fiel's nur sonst nicht auf, —
Hans aber dachte sicher drauf,
Drum' wählt' er sich's zu seinem Schwur —
O gar so falsch sind Männer nur!““

Schön Gretchen weint, die Mutter meint:
„Weißt du, was mir am klügsten scheint?
Daß Hans nicht untreu werden kann,
Geb' ich ihn Sonntags dir zum Mann.“

Ein Junggesell — ei nun, der denkt:
Die Treu' ist Zugab', ist verschenkt!
Ein Ehmann denkt: Die Treu' ist Pflicht;
Und die — verletzt ein Mann doch nicht.

2.

Das Amt der Priesterin.

„Fluch über Alcibiades!
Demeters heil'ge Dunkelheit,
Demeters ernste Schauernacht,
Hat seine Sünderlipp' entweiht!

Fluch über ihn, ihr Bürger, Fluch!
Ein schlechter Bürger ist der Mann,
Der Hohn den ew'gen Göttern spricht;
Flucht, Bürger, Flucht!« —
Die Bürger fluchen ihm.

»Fluch über Alcibiades!
Der reichen Segenspenderin,
Der Welternährerin, in Krieg
Und Frieden Großen, sprach er Hohn.
Fluch über ihn, ihr Krieger, Fluch!
Ein feiger Krieger ist der Mann,
Der nicht auf Götterschirm vertraut;
Flucht, Krieger, flucht!«
Die Krieger fluchen ihm.

»Fluch über Alcibiades!
Ihr, die der Musen Brust gesäugt,
Ob ihr des Wortes, ob des Stein's,
Ob der Bewegung, ob des Klang's,
Ob ihr der Farben Meister seid,
Flucht ihm, ihr Musensöhne, flucht!
Die Kunst verhöhnt, wer Götter höhnt:
Denn im Olympos fußt die Kunst.
Flucht dem Barbaren, flucht!« —
Und alle fluchen ihm.

»Nun aber wend' ich mich zu dir,
Demeters ernste Priesterin!
Die Göttin, der du opfernd dienst,
Hat er entheiligt! Fluch ihm, Fluch!
Tritt hin, rühr' an sein gottlos Haupt,
Zwei Locken raub' ihm, streue sie,

Verwünschung murmelnd, in die Glut,
Daß Dis, der schwärzlich thronende,
Daß der Erinnen Schlangenchor,
Daß es der Moiren drei gewahrt!
Tritt hin, berühr' ihn, sprich ihm Fluch!«

Der Richter spricht's; — die Priesterin,
Die charisvolle, geht und tritt
Zum Sünder, der entgeistert steht,
Und legt die Hand ihm auf das Haupt,
Und blickt ihm lang in's Aug' und spricht:
»Nicht fluchen — segnen ist mein Amt!« —

Der Richter staunt,
Der Sünder weint,
Das Volk verzeiht!

Gedichte von J. F. Castelli.

Auf der Eisenbahn.

O Dampf! was hast durch deine Macht
Du Großes schon hervorgebracht!
Seit dich die Menschen zwingen,
Erhält die neue matte Zeit
Durch dich mehr Kraft und Schnelligkeit
Und mehr wird noch gelingen.

Mit Dampfe wird man Häuser bau'n,
Dem Dampfe sich als Arzt vertrau'n,
Mit Dampf die Luft bereisen,
Mit Dampfe malen wunderbar,
Mit Dampfe dichten auch sogar,
Den Dampf vielleicht auch speisen.

Vielleicht, daß es auch arrivirt,
Daß man allein mit Dampf regiert
In raffinirten Staaten,
Und daß man Krieg führt nur mit Dampf,
Dann braucht man auch zu einem Kampf
Nur lauter Dampfsoldaten.

Kann sein, es kommt einst gar so weit,
Daß man auch jeden Rechtesstreit
Mit Dampfe kann austragen,
Wie glücklich wär' die Welt sodann,
Da sie der Advocaten kann
Auf immer sich entschlagen.

Statt griechisch und Latein' nach Brauch
Geschichte, Mathematik auch
In succum zu vertiren,
Darf der Student dann ganz allein
Mit allem Fleiß dem Dampf sich weih'n,
Und diesen nur studiren.

Wenn's nur geschieht, daß man recht bald
Mit Dampf auch seine Schulden zahlt,
Denn ach, das Ding erschwert sich
Es wird das liebe baare Geld
Tagtäglich wen'ger in der Welt,
Der Dampf jedoch vermehrt sich.

Doch weil, bis dieses arrivirt,
Noch lange Zeit verfließen wird
Und viel wird sein zu kämpfen,
So rath' ich, daß auf jeden Fall,
Vorerst die Leidenschaften all',
Ein jeder such' zu dämpfen.

Sanct Odilo.

(Legende.)

Seht Ihr den lieblichen Knaben wohl?
Seine Wangen sind blaß, sein Aeuglein ist hohl.
In Jahren, wo wachsen soll jegliche Kraft,
Vertrocknet in ihm schon des Lebens Saft,
Aus jenen Mienen grinset der Schmerz,
Kann den Körper nicht tragen mehr himmelwärts,
Gleich Thieren kriecht er entnervt und stumm
Im stillen Leiden am Boden herum.

Einst als ihn die Wärterin in's Freie trägt
Und dort auf bemooſetes Erdreich legt,
Da geht sie dann fort und läßt ihn allein
Im wärmenden, heilenden Sonnenschein,
Und eine Capelle steht nebenan;
Die schaut das Knäblein vergnüglich an;
Denn es schimmern die farbigen Fenſterlein
Weil d'rauf sich spiegelt der Sonnenschein;
Und immer schaut er mit trunkenem Sinn,
Es zieht den Knaben mit Macht dahin,
Er wälzet sich mühsam hin zur Capelle
Und kriecht sogar auch über die Schwelle;
Und jetzo an dem heiligen Ort
Umfängt ihn labende Kühlung dort,
Er blickt umher so gut als er kann
Und über dem Altar sieht er sodann
Ein herrliches Muttergottesbild,

D'rauf schläfert die Jungfrau gar sanft und mild
Das Jesukindlein zur Ruhe ein
Und auf die Gruppe fällt Sonnenschein.

Und wie der Knabe das Bild erschaut,
Da wird er traurig und weinet laut
Und ruft: „Ach! das ist ein glückliches Kind,
„Es ruht in den Armen der Mutter so lind,
„Sie thut ihm so schön und sie deckt es gut zu,
„Damit es nichts störe in seiner Rüh'.
„O Mütterchen lieb, o Mütterchen fein,
„Erbarme dich, gute Mutter, auch mein,
„Ich bin ein armer, ein kranker Knabe,
„Noth thut mir's, daß ich auch Pflege habe!"

Und kaum sprach der Kleine die Worte aus,
Da war's ihm als steig' aus dem Rahmen heraus
Die milde, die himmlische Muttergestalt
Und nahe sich ihm und berühr' ihn alsbald
Mit sanfter Hand, und streck' ihm die Glieder
Auf ein gutes, gar weiches Bettelein nieder,
Und flöß' in die Wunden ihm Balsam hinein
Und in ihren Armen da schlaf' er jetzt ein.

Und als er aus seinem Schlummer erwacht,
Da war es in der Capelle Nacht,
Er hatte wirklich geschlafen lang
Und es graute ihm schier und es ward ihm bang,
Alsbald aber fühlt' er ein kräftiges Regen,
Er konnte aufstehen und sich bewegen,
Den Kopf, der zur Erde gebeugt war zuvor,
Jetzt kühn erhoben zum Himmel empor.

Da wußt' er vor Freude kein Ziel und kein Ende
Und betend faltete er die Hände
Und dankte der Gottesmutter und ging
Nach Haus, wo erstaunt ihn sein Vater empfing.

Von dieser gottgesegneten Stund'
War der Knabe immerdar frisch und gesund,
Und durch sein ganzes folgendes Leben
Mit Inbrunst der heiligen Mutter ergeben;
Sie schenkte ihm Kraft und Geistesstärke,
Mit ihrer Hilf' that er Wunderwerke.

Erzählung für Dämmerſtunden.

Aus dem Engliſchen

von

Joſephine von Remekházy.

So weit ich ſelbſt an folgenden Begebenheiten betheiligt bin, kann ich für die Echtheit der Erzählung bürgen. — Obgleich ich, weit entfernt — übernatürlichen Dingen unbedingt Glauben zu ſchenken, mich eher den Zweiflern anſchließe, iſt es mir doch unmöglich, das Ereigniß, deſſen Zeuge ich vor dreißig Jahren in Edingburgh geweſen, zu bezweifeln. Die Zeit hat indeſſen meine Stirne gefurcht und mein Haar bedeutend gelichtet, aber die lebhafte Erinnerung der kleinſten Umſtände jener Begebenheit iſt mir ungeſchwächt geblieben.

Es war im Winter 1798, als mein Vater mit ſeinem Regimente in Irland war, wo der in dieſem ausgebrochene Aufſtand von unſern Truppen bekämpft wurde. Zu dieſer Zeit war die bejahrte Wärterin, welche mich und meinen jüngſten Bruder in der Kindheit gepflegt, viel bei uns, und die ganze Familie liebte ſie, ihrer treuen Anhäng-

lichkeit wegen. Ihr Mann war Sergeant in General Bourgoyne's Armee gewesen, und bei dem Angriff zu Valencia von Alcantara getödtet worden, als das brittische Heer die portugiesische Grenze überschritt, um das Vordringen der Spanier auf Alemtejo zu hindern; dieser Umstand möchte die Sympathie meiner Mutter für sie vergrößern. Ich erinnere mich deutlich ihrer Gestalt; ihrer zierlich gefältelten Haube mit scharlachrothem Bande, ihrer weiß befranzten Schürze und ihres roth gesäumten Rockes. Dies alles ist mir so gegenwärtig, als hätt' ich sie gestern gesehen und obgleich sie damals sechzig Jahre zählte, hatte Hannah all' die Lebhaftigkeit und die heitere Laune von sechzehn behalten. Ihre Kraft war beinah ungeschwächt und da sie durch Arbeit und Wachen nur wenig ermüdet wurde, pflegte sie sich als Krankenpflegerin zu verdingen, da sie von vielen Familien gesucht und geschätzt wurde.

Der Winter nahte seinem Ende, und wir warteten ängstlich der Rückkehr des Vaters, welche um diese Zeit erfolgen sollte, als unsere alte Hannah, wie wir sie zu nennen pflegten, kam, um uns zu sagen, daß sie die Pflege eines jungen Mannes, welcher sehr gefährlich krank sei, übernommen habe. Er wohne in einer Straße der alten Stadt — denn damals wuchs noch Gras und Getreide, wo jetzt prachtvolle Gassen der neuen Stadt prangen. Sie sagte auch, daß ein Arzt, der immer viel Güte für sie gehabt, sie dem Kranken empfehle, welcher jedoch in einem höchst kritischen Zustande sei. Auch war die Art der Wartung höchst eigenthümlich. Sie sollte jeden Abend um acht Uhr hingehen, die Wärterin abzulösen, welche den Tag dort zubrachte, und den Kranken, ohne die höchste Nothwendigkeit, durchaus nicht ansprechen, und überhaupt nicht das leiseste Geräusch verursachen, um ihn ja nicht zu stören. Noch wußte sie weder den Namen noch die Wohnung des

jungen Mannes. Es schien etwas Ungewöhnliches in Allem dem, und meine Mutter forderte sie auf, uns bald wissen zu lassen, wie es ihr ginge. Aber sechs Wochen verflossen, und wir hörten und sahen nichts von ihr.

Meine Mutter ließ endlich fragen, und der Bediente, den sie geschickt, kam mit der Nachricht, daß die arme Hannah gefährlich erkrankt und im Bette sei, bald nachdem wir sie zum letzten Male gesehen. Sie war jedoch bedeutend besser und wollte uns am nächsten Tage besuchen. Sie kam; aber ach — wie verändert in so kurzer Zeit! Gebeugt und abgemagert, vermochte sie kaum ohne Unterstützung zu gehen. Die Wangen waren eingefallen, und die glanzlosen Augen tief in den Höhlen eingesunken. Wir erschracken bei ihrem Anblicke; es schien, daß diese sechs Wochen stärker gewirkt, als es Jahre des Kummers und der Krankheit hätten thun können. Aber unser Staunen über die Wirkung schwand, als wir die Ursache dieser Veränderung erfuhren. Auch schwankten wir keinen Augenblick ihrem Berichte Glauben zu schenken, da wir aus langer Erfahrung wußten, daß sie nie Unwahrheit sprach.

An dem zuerst bestimmten Abend führte der Arzt sie in die Wohnung ihres Kranken, eine der engen Straßen, nah' an der Abtei. Es war eines der großen, alten Häuser, welche für die Ewigkeit gebaut scheinen und bei welchen der Erbauer mehr die Festigkeit und Bequemlichkeit, als Schönheit und Eleganz berücksichtigte. Hohe, steinerne Stufen führten an das Thor, und eine finstere, breite mit eisernem Geländer versehene Treppe an das Zimmer des Kranken. Dies war ein hohes, getäfeltes Gemach mit einem, ellentief in der Mauer angebrachten Fenster, welches die Aussicht auf einen ganz verwilderten Garten bot, dessen Gras, Ranken und Unkraut beinahe die Höhe der Mauer erreichten, welche ihn umschloß. In der einen Ecke stand

ein viereckiges Bett, in welchem der junge Mann lag. Es war mit Behängen von verblichenen venetianischen Tapeten umgeben und hatte so den Umfang eines mittelgroßen Zimmers. In der andern Ecke, dem Fuße des Bettes gegenüber war ein Camin von ungeheuren, steinernen Pfeilern getragen, aber ohne Rost; einige Stücke Torf lagen auf dem geräumigen Herde aufgeschichtet. Es war kein anderer Eingang da als die Thür, durch welche sie gekommen, und kein Geräthe, als einige niedere Stühle und ein Tisch neben dem Fenster, welcher mit Arzneien und Getränken bedeckt war. Das Eichenholz, mit welchem die Mauern und die Stubendecke getäfelt waren, hatte die Zeit so schwarz als möglich gefärbt, und das ganze Gemach, nach Anordnung des Arztes dunkel gehalten, war so düster, daß der Schimmer eines einzelnen Lichtes am Camine die dichte Dunkelheit nicht zu durchdringen vermochte und einen unheimlichen Schein um sich verbreitete. Während der Arzt leise mit dem Kranken sprach, versuchte Hannah von der anderen Wärterin, welche ihren Hut aufsetzte und sich in ihren Mantel wickelte, denn es war Winter und bitter kalt, einige Auskunft zu erhalten. Sie konnte aber wenig von ihr erfahren, obgleich letztere den Kranken schon einige Zeit pflegte, sie wußte nur, daß er ein Student von Oxford sei, ohne seinen Namen zu kennen. Nie hatte — sie selbst und der Arzt ausgenommen — Jemand die Schwelle überschritten, oder nach ihm gefragt; noch hatte sie irgend Jemanden im Hause überhaupt erblickt, weßwegen sie es für gänzlich unbewohnt hielt. Der Arzt und sie entfernten sich, nachdem sie einige Anordnungen hinterlassen. Hannah schloß die Thür ab, fröstelnd vor Kälte und dem eisigen Luftzuge in dem weiten, einsamen Raum. Sie eilte ihren Pflichten zu entsprechen, dann sich fester in ihr Gewand hüllend, setzte sie sich an den Camin, fachte das Feuer frisch an, und be-

gann in einem Bande von Mr. Alexander Pedon's Prophezeiungen, welchen sie mitgebracht, zu lesen. Kein Laut war hörbar, als dann und wann das Brausen des Windes, welcher die dürren Bäume des Gartens schüttelte oder das Picken der »Todtenuhr« in dem alten Getäfel.

So mochten eine oder zwei Stunden vergangen sein, und aus der Regungslosigkeit des Kranken schloß sie, daß er schlafen müsse. Sie stand auf, nahm das Licht, und schlich leise über den glatten Eichenboden an das Bett, um ihn zu beobachten. Vorsichtig öffnete sie die Vorhänge, aber wie erschrack sie, als sie ihn beim Scheine des Lichtes wachend fand. Sie versuchte es, sich zu entschuldigen und ihre Dienste anzubieten, aber Beides war unnöthig. Er bewegte kein Glied, keine Muskel und antwortete nicht mit dem leisesten Hauche. Regungslos auf dem Rücken liegend, starrten seine hellen blauen Augen sie gläsern an. Die Unterlippe war herab gesunken, die Wangen eingefallen, und die langen, weißen Zähne ragten schreckhaft zwischen den geöffneten Lippen hervor. Die langen, sehnigen, eingeschrumpften Hände lagen auf der Bettdecke, mehr den Klauen eines Raubvogels als Menschenfingern ähnlich. Hannah fühlte sich bei dem Anblicke sehr unbehaglich und kehrte nur dann etwas beruhigt an den Camin zu ihrem Buche zurück, als eine leise Bewegung der Augenlieder, welchen der Schimmer des Lichtes zu stark schien, sie überzeugte, daß er noch lebe, was sie halb zu bezweifeln geneigt war. — Da man ihr anbefohlen, ihn ja nicht zu stören und er erst am Morgen Arznei bekommen sollte, hatte sie eigentlich nichts zu thun, und brachte daher die nächsten zwei Stunden mit Mr. Pedon's Beistand und dem zeitweiligen Anfachen des Torffeuers hin, als sie ungefähr um Mitternacht bemerkte, daß der junge Mann schwer athme und sich, dem bangen Stöhnen nach, übler fühle. Da er aber weder rief

noch sprach, wähnte sie, daß er schlafe. Sie stand auf um nachzusehen, als sie, höchst erstaunt, eine Dame an seiner Seite am Haupte des Bettes in einem Stuhle sitzen sah. Obgleich einigermaßen betroffen, erschrack sie keineswegs und wollte nach einer Verbeugung ihren Weg zu dem Kranken fortsetzen, als die Dame den Arm erhob, und mit der weiß behandschuhten Hand ihr winkte, zu ihrem Sitze zurück zu kehren.

Sie setzte sich also wie früher, und begann darüber nachzudenken, wie die Fremde herein gekommen sein mochte. Es ist wahr, sie hatte nicht nach der Thür gesehen, und diese konnte unbemerkt geöffnet worden sein. Aber es war eine so kalte Nacht und so späte Stunde; dies war auffallend. Sie drehte sich ruhig um, und betrachtete den Besuch. Die Dame trug einen schwarzen Schleier über dem Hut; das Gesicht war dem Kranken zugewendet, und so konnte sie in dem dunklen Zimmer die Züge nicht sehen. Aber sie gewahrte, daß die Formen des Kopfes und Nackens ungewöhnlich anmuthig und elegant waren. Weiter konnte sie nichts unterscheiden; denn die damalige Mode war der Entfaltung der Gestalt nicht so günstig wie die jetzige und überdem war sie in einen grünseidenen Mantel gehüllt. Sie dachte also es müsse eine sehr vertraute Freundin sein, obgleich die andere Wärterin ihr gesagt, daß nie Besuche kämen. Jedenfalls wollte sie beobachten, ob die Besucherin sich so leise entfernen würde als sie gekommen, und zu diesem Zwecke rückte sie ihren Stuhl so, daß sie die Thür im Auge behielt, legte ihr Buch auf die Kniee und heftete die Augen fest auf die grüne Dame. In dieser Stellung blieb sie geraume Zeit, ohne daß die leiseste Veränderung eintrat. Die Fremde saß schweigend, ihr Gesicht dem des Kranken zugewendet, während er stöhnte, seufzte und so schwer athmete, als drücke ihn der Alp. Hannah erhob

sich zum zweiten Mal, um ihm eine Labung zu reichen oder ihm durch Aufheben im Bette Hilfe zu leisten, und zum zweiten Male deutete ihr die geheimnißvolle Besucherin an, ruhig zu bleiben. Wider ihren Willen und doch unfähig zu widerstehen, nahm sie wieder ihren Platz ein. Aber das Wachen wurde ihr peinlich; sie saß so lange und so still, daß sie endlich einige Augenblicke die Augen schloß, und als sie wieder aufblickte, war die Dame fort. Der junge Mann war ruhiger und nachdem sie ihm ein Getränk gereicht, fiel er in einen sanften Schlummer, aus welchem er noch nicht erwacht war, als ihre Collegin Morgens kam, um ihren Platz einzunehmen und sie selbst in ihre Wohnung zurückkehrte, als es Tag geworden.

Den nächsten Abend kam sie etwas später zu Erfüllung ihres Dienstes und fand ihre Gefährtin schon angekleidet und ungeduldig ihrer wartend. Sie leuchtete ihr bis an die Treppe und hörte sie noch das Hausthor schließen. Als sie in das Zimmer zurück ging, löschte ihr ein Luftzug an der Thür das Licht aus. Sie zündete es am Caminfeuer, welches sie neu anfachte, wieder an; nahm ihren früheren Sitz ein, und begann wieder Pedon's Prophezeiungen zu lesen. Die Nacht war stürmisch. Hagel schlug an das Fenster und der Wind heulte in dem geräumigen Schlott des Camins, während das Rasseln der Fensterladen und das Schütteln entfernter Thürme, ein düsteres Echo in den einsamen, unheimlichen Räumen hervorrief. Hannah fühlte sich weit unbehaglicher als vergangene Nacht; das Pfeifen des Sturmes durch die Bäume machte sie unwillkürlich schaudern und als es ihr dünkte, als würde eine Thür heftig zugeschlagen, entfiel ihr das Buch und sie betete andächtig um des Himmels Schutz. Auch beschloß sie die Beschäftigung in diesem Hause aufzugeben und zwar gleich am nächsten Morgen, als sie plötzlich die schwe-

ren Athemzüge und das ängstliche Stöhnen des Kranken vernahm. Den Kopf erhebend erblickte sie dieselbe Dame im grünen Gewande, genau in derselben Stellung wie vergangene Nacht. »Das ist außerordentlich,« war ihr erster Gedanke; doch augenblicklich überlegte sie, daß es doch eine Bewohnerin des Hauses sein müsse; denn, welches menschliche Wesen würde sich in solcher Nacht und zu solcher Stunde hinaus wagen? — Aber ihr Anzug; — es war keiner, welchen man in einer Winternacht auf der Straße trug, noch war es eine Hauskleidung. Es war ein damals modischer Sommeranzug. Sie stand auf und verbeugte sich und sprach die Dame höflich an, erhielt jedoch keine andere Antwort als den Wink der Hand, welcher sie wie früher zurück wies.

Endlich aber schienen die Aufregung und das Leiden ihres Pflegbefohlenen auf einen Punct erhöht, daß Hannah es unvereinbar mit ihrer Pflicht hielt, ihn der Fremden zu überlassen, und dabei müßig zu bleiben. Sie näherte sich also dem Bette, trotz dem wiederholten Winken der Dame, welche bei ihrer Annäherung den Schleier dichter über das Gesicht zog und sich zu dem Tische am Fenster begab. Aber Hannah entsetzte sich, als sie das Bett erreichte, bei dem Anblicke des Kranken. Große Tropfen kalten Schweißes rollten über seine bleiche Stirne; die aschfarbenen Lippen bebten und während er ihr winkte sich zu entfernen, folgten die stieren Augen der Gestalt im grünen Mantel. Sie sah, daß es vergebens sei, ihm beistehen zu wollen; denn ungeduldig stieß er jeden Versuch zurück, und sie ging also wieder an ihren Platz, etwas ärgerlich ihren guten Willen zurück gewiesen zu sehen. — Nun beschloß sie aber — ohne an etwas Uebernatürliches zu denken — den Rückzug der Dame zu beobachten, und ob sie im Hause wohne oder sich durch das Hausthor entfernen würde.

Sie hielt an sich, um nicht die Augen zu schließen; doch obgleich sie sich nicht erinnern konnte ihren Blick auch nur eine Secunde abgewendet zu haben, war der Besuch dennoch plötzlich verschwunden. Es schien als habe sie statt der Augen nur die Gedanken einen Augenblick abgewendet, und dies war genug. Wie in der vorhergehenden Nacht wurde der Kranke ruhiger und genoß eines ununterbrochenen Schlummers, bis das Morgenlicht anbrach, welches hell im Schnee erglänzte und die Frau brachte, welche Hannahs Stelle am Bette des Jammers ersetzte.

Sie aber beeilte sich, in das Haus des Arztes zu gehen, welcher sie gemiethet, um ihm zu sagen, daß sie diese Pflege aufgäbe. Sie fühlte sich so beklommen bei dem Gedanken, dahin zurückzukehren, wie sie es nie gewesen. Immer hatte sie in ähnlichen Verhältnissen doch eine Gefährtin gehabt oder war doch mindestens in einem bewohnten Hause. Auch beschlich sie ein unheimliches Gefühl bei dem nächtlichen Besuche. Sie fand den Arzt aber nicht zu Hause, und man bestimmte ihr eine Stunde, in welcher sie wieder kommen sollte. Indessen ging sie schlafen, und als sie erwachte, war die bestimmte Stunde bereits vorüber. Nun blieb ihr nichts übrig, als diese Nacht nochmals hin zu gehen und ihr Vorhaben morgen auszuführen. Mit schwerem Herzen betrat sie wieder das düstere Gemach, in welchem sie den Arzt fand, der mit Bedauern ihren Entschluß vernahm. Er erstaunte jedoch, als sie ihm von den sonderbaren Besuchen der fremden Dame erzählte. Er betrachtete die Sache selbst als eine ganz gewöhnliche und glaubte es müsse eine Verwandte oder zärtliche Freundin des Kranken sein, von dessen Verhältnissen er nichts wußte. Er nahm Abschied und Hannah setzte sich in ihren Stuhl, der Ankunft ihrer schönen Freundin harrend. Da der Besuch immer erst in später Nacht erfolgte, trachtete sie, sich bis dahin mit etwas

Anderem zu beschäftigen. Aber umsonst; sie konnte nur an diesen Einen, geheimnißvollen Gegenstand denken, und die Augen an das braune Getäfel geheftet, schauderte sie bei dem leisesten Schritt, welcher in der tiefen, durch den Schnee auf der Straße erhöhten Stille, hörbar wurde. Aber ihre Wachsamkeit blieb wiederholt vergebens. Als sie aus Ermüdung gähnend, mit einem tiefen Seufzer den Kopf hob, begegneten ihre Augen dem grünen Gewand der unerwünschten Gefährtin. Ueber sich selbst ärgerlich und entschlossen, sich keiner Nachlässigkeit schuldig zu machen, wollte sie das Entkommen der Fremden unmöglich machen. Doch eine sonderbare Scheu übermannte sie, so bald sie sich dem geheimnißvollen Wesen näherte, und als die Dame sich wie gestern in die andere Ecke zurück zog, als Hannah an das Bett trat, fand sie nicht den Muth ihr zu folgen. Dieselbe Scene gräßlichen Leidens wiederholte sich bei dem unglücklichen Kranken. Er stöhnte und ächzte, daß ihr das Herz erstarrte. Seine leichenähnlichen Züge, convulsivisch verzerrt, trugen das Gepräge des furchtbarsten Entsetzens, während die Augen aus den eingesunkenen Höhlen heraus zu dringen schienen. Sie sprach, er antwortete nicht; sie berührte ihn, er war eisig kalt und schien sich nichts bewußt als der unheimlichen Gestalt, welcher er nachstarrte.

Ich habe meine Mutter oft sagen hören, daß Hannah ein Weib von ungewöhnlichem Muthe gewesen; diesmal aber war sie vor Angst außer sich. Sie glaubte den jungen Mann im Verscheiden und war im Begriff das Zimmer zu verlassen, um weitere Hilfe zu suchen, als sie die Dame an das Bett des Sterbenden zurückkehren und sich über ihn beugen sah, während seine Leiden sich herzzerschneidend, namenlos steigerten, dann bewegte sie sich stolz nach der Thür. Nun war der Augenblick gekommen. Hannah

schritt mit ihr zugleich vor, legte die eine Hand auf die Klinke, und mit der andern versuchte sie den Schleier der Fremden zu heben. In der nächsten Secunde sank sie besinnungslos zu Boden. Ein Blick in das Gesicht der Unbekannten hatte ihr gezeigt, daß ein lebloser Kopf den Hut füllte. Die leeren Augenhöhlen, die nackten Zähne waren Alles, was sie unter den Falten des Schleiers erblicken konnte.

Am Morgen des nächsten Tages fand die andere Wärterin die arme, alte Frau kalt und betäubt am Boden nahe bei der Thür liegen und als sie nach dem Bette sah, fand sie den Leidenden todt und starr, als hätte schon vor einigen Stunden der Geist die sterbliche Hülle abgeschüttelt. Die eine Hand war über die Augen gehalten, als habe er sich vor einem grauenhaften Anblick schützen wollen, die Andere hielt die Bettdecke krampfhaft fest.

Die Ueberreste des geheimnißvollen Studenten wurden im Friedhofe von Alt-Calton begraben und ich erinnere mich, eh' der neue Weg dazwischen gemacht wurde, öfter sein Grab gesehen zu haben. Aber nie gelang es mir seinen Namen zu erfahren oder in welcher Beziehung das Gespenst zu ihm gestanden, und wie es kam, daß er sich so verlassen in Edinburgh befand. Ich habe anfangs dieser Erzählung gesagt, daß ich für die Wahrhaftigkeit derselben bürgen könne und das ist, so fern ich die arme, alte Frau selbst mit erschreckender Genauigkeit all' die Einzelheiten, welche ich berichtet, wenige Wochen vor ihrem Tode erzählen hörte. Sei es wie immer, es kostete ihr Leben, denn sie konnte sich von der Wirkung des Entsetzens nicht mehr erholen und schwand sichtlich von Tag zu Tag bis zu ihrem Tode, welcher zwei Monate nach jener grauenhaften Begebenheit erfolgte.

Ich für meinen Theil glaube Alles, was sie erzählte. Mein Vater, welcher im Frühjahr zurückkehrte, behauptete zwar, es sei Alles nur ein Traum, oder Spiel der Einbildungskraft gewesen, aber das consequente Zusammtreffen aller Umstände macht es mir unmöglich seine Meinung zu theilen.

Gedicht von Franz Grillparzer.

Wanderſcene.

Es geht ein Mann mit raſchem Schritt —
Nun freilich geht ſein Schatten mit —
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn
Und all ſein Streben iſt nach vorn.
Ein Strom will hemmen ſeinen Muth,
Er ſtürzt hinein und theilt die Flut;
Am andern Ufer ſteigt er auf,
Setzt fort den unbezwung'nen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß Jedem bangt;
Ein Sprung — und hieher, unverletzt,
Hat er den Abgrund überſetzt.
Was Andern ſchwer, iſt ihm ein Spiel,
Als Sieger ſteht er ſchon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Gedicht von J. Scheda.

Das Schützenkreuz am Traunsee.

Mit dem Hahnenruf, ist die Sonne bergauf,
Prüft munter der Schütze der Flinte Lauf.
Ihn zieht's zu den duftenden Höhen hinaus,
Nicht Weib, nicht Kind läßt zurück er im Haus,
Doch fern, wo die Siegesbachalpe grünt,
Ist das rosigste Mädchen ihm freundlich gesinnt.
Wohl ist sein Gewerbe sündhaft und schlecht,
Hat zum Dieb sich an Reich und Kaiser erfrecht,
Hat sich manche der stattlichsten Gemsen geholt,
Ob ihm auch der Jäger und Himmel grollt.
Doch was seines kühnen Muthes Gewinn,
Das drückt ihm nicht lange den leichten Sinn,
Gilt's ein Wagstück, ist unser Schütze dabei,
Sonst hält er gar viel auf Wort und auf Treu.

Durch Busch und Wald, über Berg und Schlucht
Der Schütze die Fährte des Wildes sucht.
Heut ist ihm der Zufall ein tückischer Freund,
Ermüdend die Sonne bergnieder scheint,

Die Dämmerung hoch und höher steigt,
Und kein Wild den spähenden Blicken sich zeigt.
Doch horch! — jetzt ein Rauschen von Tritten geweckt,
Die Zweige knistern, der Busch sich regt.
Herab die Flinte und leise ans Ohr —
Es theilt sich der Busch — ein Jäger tritt vor. —
Der Schütze hat ihn nicht recht erblickt,
Glaubt ein Wild zu ersehen, hat losgedrückt.
Laut kracht der Schuß, es blitzt seine Glut,
Hin kollert im Grase des Jägers Hut.
Und ein wildes Halloh wird plötzlich laut,
Der Schütze ein Dutzend Jäger erschaut,
Wie Pilze wachsen vom Boden sie auf,
Gerichtet auf ihn ihrer Flinten Lauf.
Hier ist jede Wehre vergebens versucht,
Nichts rettet Dich, Schütze, als schleunige Flucht.
Der schnell die Flinte übergehenkt,
Wie die Gems über dräuende Klüfte sprengt,
Mit donnernden Flüchen, drohend und schwer
Die wilden Verfolger hinter ihm her. —
Wohl hätten den Flüchtigen sie nimmer erreicht,
Doch plötzlich der Boden neben ihm weicht,
Und ein weiter, dampfender Krater zu schau'n,
Liegt vor ihm der See im Nebelgraun. —
Der Schütze steht — wild rollend sprüh'n
Seine Augen ein düst'res, unheimliches Glüh'n,
In's innerste Mark der Seele sich stiehlt
Ein kalter Schauder, den nie er gefühlt. —
Doch wie sein Aug' durch den Nebel starrt,
Jenseits er ein schimmerndes Lichtlein gewahrt.
Das glänzt von der Hütte des Liebchens her,
Ein Stern der Liebe, so mild und hehr.

Da dehnt sich die Brust gewaltig und weit,
Da pocht ihm das Herz in Seligkeit —
Und ein Sprung in die Flut — die Verfolger steh'n, —
„Fahr' hin in die Tiefe, auf Nimmerseh'n!“ —
Doch ihr hat der Schütze sich schnell entrafft,
Und theilet die Fluten mit riesiger Kraft,
Das Auge starr auf das Lichtlein gewandt,
Das ihm ein Bote der Liebe gesandt;
Doch was ihm das Herz so mächtig erfrischt,
Vor seinen Augen plötzlich erlischt. —
Durchschwommen zwei Drittheil des Sees er hat,
Da werden die Hände allmälich matt,
Da zieht es wie Blei ihn tiefer hinab,
Da glaubt er zu sinken ins kühle Grab,
Da schickt er empor ein warm Gebet,
Das Segen auf's Haupt seines Liebchens erfleht. —
Doch wie er zu sinken und sterben wähnt,
Das Lichtlein am nahen Ufer aufbrennt.
Da ist wie der Blitz im Dunkel der Nacht
Der entschwundene Muth in der Seel' ihm erwacht,
Da strömt durch das Herz ihm wonnige Glut,
Da theilt mit der letzten Kraft er die Flut,
Da ringt und strebt er mit sehnender Hast,
Bis endlich die Hand einen Fels erfaßt,
Und krampfhaft der Arm sich um ihn schlingt,
Und er ohnmächtig zur Erde sinkt. —

Eh' d'rauf ein Jahr noch vorübergeht,
An jenem Fels sich ein Kreuz erhöht;
Die Fluten des Traunsees wogen an ihn,
Hoch blicket der Sonnenstein d'räber hin.
Das Schützenkreuz wird es noch heut genannt,

Denn der Schütze weiht' es dem rettenden Strand.
Hat dankbar gewendet sein Herz zu Gott,
Der ihn beschützt in der Todesnoth,
Hat im Leben nie mehr einen Schuß gethan,
Hat sein Wort dem Liebchen gelöset als Mann;
Denn was noch kein Schwimmer ihm nachgemacht,
Die Sehnsucht der Liebe hat's siegend vollbracht. —

Gedichte von W. v. Metzerich.

Die erste und letzte Täuschung.

I.

Beim Erntefeste, strahlend hell,
Verherrlichend als Krone,
Streut Luft wie Gnade Mirabell'
Von ihres Zaubers Throne.

Und freundlich nimmt und heißt sie gut
Des Landvolks Huldigungen;
Da kommt ein Knabe, frohgemuth,
Zu ihr herangesprungen.

Bewundernd blickt er süß und frei
Sie an, wie Kinder pflegen,
Verneigt sich dann und streckt dabei
Ein Sträußchen ihr entgegen.

Doch weh! der schönen Stirne Licht
Umzieht des Unmuths Wolke,
„Weg!“ herrscht sie, „weg mir vom Gesicht
„Mit diesem Bettelvolke!“

Das arme Kind erblaßt und flieht,
Die Blumen läßt es fallen,
Und eine große Thräne sieht
Man seinem Aug' entwallen.

Wohl ruft bewegt mit sanfter'm Blick
Die Stolze: „Komm nur, Kleiner!“
Doch kehrt der Flüchtling nicht zurück,
Und bald vergißt sie seiner.

Und sie vergißt, — das Kind wohl nicht;
Die erste Täuschung — trifft es;
Der erste Dorn ist's, der es sticht,
Der erste Tropfen Giftes.

Und in der Thräne, still und groß,
Dem Kindesaug' entflossen,
Hat wohl ein ganzes Menschenloos
Sich unvermerkt erschlossen.

II.

Vor der Zelle offnem Fenster
Schaut ein Mönch in's Weite hin.
Alles ruht; nur noch wie Träume
Sieht er es vorüberzieh'n.

Lerchen sind's. Des Mönches Züge
Ueberweht ein heller Schein
Und er nickt den Vöglein Grüße —
Sieh! da flattert eins herein;

Naht so harmlos, pickt vertraulich
Von des Vesperbrotes Rest,
Und umzwitschert ihn, als habe
Es auch ihn zum Frühlingsfest.

Da erfaßt's ihn, ach! so mächtig;
Und er lockt mit süßem Wort,
Streckt die Hand, um es zu haschen,
Nach dem Thierlein ... da ist's fort!

Jubeln noch aus voller Kehle
Hört er's durch die Lüfte hin,
Sieht's zum Sitze seiner Lieben
Nach dem grünen Felde flieh'n.

Und vom Auge, das dem Flüchtling
Nach wohl starrt, so weit es kann,
Leis' und zitternd eine Thräne
Auf des Mönches Wange rann.

Nur Mahal.

Von

J. J. Kannusch.

„Lieb' und Haß ist, Huld und Hohn, hingegangen in den Wind.“
Friedr. Rückert.

I.

Das „Schlangenkind.“

Es war in Turkistan; das Jahr 1586.

Der Mond schien hell. Zuweilen zogen Wolken über ihn hin. Eben war aus dem kleinen Grabmal dort der erste heilige Spruch des Fakhiers durch die Nacht erklungen, und vom mohamedanischen Minaret tönte der Ruf: „Allaho-Ackbar!“ — da hob Tschaja-Ayaß, vor der Thüre einer ärmlichen Hütte, sein Weib auf das kleine Pferdchen, und schritt es selbst am Zaume führend, zu Fuße voran: sein Glück in Hindustan zu suchen. Seit der berühmte Baber auf dem Thron Dehli's saß, das er wunderbar durch's Schwert erobert, zog alle Turkistaner die Abenteuerlust nach dem schönen, fernen Land.

Ayaß war von edler Abkunft. Die vielen Herrscherwechsel hatten das Geschlecht herabgebracht. Etwas von dem Glück, deß die Väter sich einst erfreuten, ward noch dem Enkel zu Theil: eine gute Erziehung und der ritterliche Muth seines Stammes. Der Muth des jungen, unternehmenden Mannes schwellte seine Brust. Er besaß die Kunde: Geschriebenes zu lesen und zu zeichnen. Er kannte die Dichter seines Vaterlandes und dichtete selbst. Er verstand die Waffen zu brauchen, und ein Roß zu tummeln. Früh lernte er die Liebe kennen. Ein schönes, gutes Mädchen ward seine Herrin, seiner Seele Spiegel. Aber arm wie er, erfuhren Beide früh genug die Noth des Lebens. Unmöglich schien es ihm, im Vaterlande sich aufzuschwingen. Er wollte sein Glück in Indien versuchen. Er verließ für immer Freunde und Verwandte, kehrte seinem Vaterland den Rücken. Ein mageres Pferd, eine kleine Summe Gold, der Einlös seiner Habe, waren vor der Hand Alles, außer der Hoffnung und dem Muth, worauf seine Zukunft fußte. Der sogenannte Zufall sollte das Glück bringen, und er brachte es, wie es nun die armen Menschen haben können.

Tage kamen und gingen. Das Gold schmolz zusammen. Sein schwaches, junges Weib, gesegneten Leibes überdies, fühlte schwer das Drangsal der langen Fahrt. Schon ward die Milde guter Menschen in Anspruch genommen. Da betraten sie die unbebauten menschenleeren Berge. Hier schied sich Turkistan von den Ländern des Hauses Timur in Indien. Bald fehlte Obdach und Nahrung. Hinter ihnen lag Elend, dem sie entflohen. Vorwärts drohte der Tod. Einmal führte sie der Weg eine geraume Strecke an einem ganz aus zerbröckeltem Schiefer bestehenden Berge hin. Jeder Regen sendet dort einen Lawinensturz von Gerölle in die lautlose Tiefe, bis ein neuer scheinbarer Fußpfad sich bildet. Der Weg, gerade breit genug für ein Pferd, bietet oft Stellen, die dem

Reisenden zu überschreiten unmöglich scheinen. Betritt er ihn, so fühlt er den Boden unter jedem Schritte weichen. Man sieht die Steine, die der Fuß kaum erst berührte, unter der gehobenen Ferse rieselnd in die Tiefe kollern. Zuweilen glitscht der Reiter mit der weichenden Schicht einige Schuh tief hinab, und das Roß muß seine ganze Kraft aufbieten, weiter zu schreiten; während das erschreckte Auge den Abgrund mißt, in welchem einige tausend Fuß unter dem treulosen Pfad der wilde Strom dahin schäumt, das sichere Grab des stürzenden Wanderers.

Drei Tage waren ohne Nahrung dahin geschwunden und noch immer kein Dorf im Gebirg! Nichts als die kreischenden Vögel hoch in der Luft und rund um die Felsenklippen. Eben berieth sich Tschaja-Ayaß mit seinem Weibe: »was zu thun?« als der erste Bote der nahen Entbindung, ein schneidender Schmerz, die zarten Glieder durchzuckte. Ein Vorwurf traf die Seele des Mannes, das bescheidene Glück der Heimat, das die Genügsamkeit der Armuth wohl geboten hätte, gegen die thörichte Eitelkeit fraglicher Größe und ungewissen Reichthums eintauschen zu wollen, um hier fern von jeder Menschenhilfe elend und unbeklagt zu verschmachten! Einige Augenblicke, und das Weib genas eines Töchterchens, eines lieblichen Wesens. Die Eltern verweilten mehre Stunden da, wo das Kind geboren war, ob nicht reisende Himmelsboten des einsamen Weges kämen. Aber selten verirrt sich ein menschlicher Fuß in solche Einöde. Keine athmende Menschenbrust, die ein fühlendes Herz barg, in dem weiten Gebirgsland, während des ganzen langen Tages.

Schon sank die Sonne. Der Abgrund füllte sich mit schwarzer Nacht. Finsterniß lagerte zwischen den Schluchten. Der Tiger und der Schakal verließen nun bald ihre Verstecke, und doch setzten Mann und Frau noch ihre Hoffnung

auf einen leuchtenden Morgen voll goldenen Lichtes. In dieser Noth hob der Mann die junge Mutter nochmals auf das ermüdete Rößlein. Er selbst, zum Tod ermattet, hält mühevoll mit seiner zitternden Hand die erschöpfte Frau aufrecht im Sattel. Sie drückt das Kind ihrer Liebe an ihre bebende Brust.

Aber Mutterliebe lag im Kampfe mit menschlicher Ohnmacht. Bald trug die Mutter das Kind in ihren Armen, bald der Vater, bis Beide auf das Aeußerste erschöpft nur zu wählen hatten, entweder auf den furchtbar gefährlichen Nachtwegen alle drei gemeinsam in den Abgrund zu stürzen oder das Kind in der Einöde zurückzulassen.

Als die Nacht kam, war die Wahl entschieden. Die unglücklichen Eltern legten ihr Kind in ein Gebüsch und setzten trostloser als zuvor langsam ihren Weg fort.

Eine Meile war zurückgelegt. Immer noch fand das rückgewendete Auge die Richtung, nach welcher das Kind liegen mußte. Da krümmte sich der Pfad, und barg die Aussicht. Jetzt ergriff Verzweiflung die Mutter. Sie sank von Schmerz überwältigt vom Pferde. Mit dem wiederholten Jammerruf: »Mein Kind, mein Kind!« verließen sie die Sinne. Ayaß versuchte, was an ihm war, die Ohnmächtige zu beleben. Darauf tappte er sich zurück, das Kind zu holen, damit sie alle drei zusammen stürben. Schon hat er die Stelle erreicht, Schrecken befällt ihn. Er steht wie gelähmt. Eine schwarze Schlange umschlingt das Kind, züngelt mit offenem Rachen über dem kleinen Häuptlein! Ayaß sieht das Kind erwürgt. Mit einem lauten Schrei rennt er los auf das Thier. Die Schlange, erschreckt, wickelt sich ab, und verschwindet in der Höhlung ihres Baumlagers. Rasch ergreift der Vater sein Kind und schleppt sich mühevoll zur Mutter zurück, die glücklich ist, ihr Kind zu haben.

Da kamen Reisende, wahre Himmelsboten! des Weges; hören den wunderbaren Vorfall, erquicken die Wanderer, und mit ihrer Hilfe erreichen sie Lahor.

So erzählt Matimed Khan von Dehli in seinem »Jehanghiri Nama« die Begebenheit von Nur-Mahal dem »Schlangenkinde.«

II.

Die Sonne der Frauen.

Damals herrschte zu Lahor Mohammed Akber der Große. Ein tapferer Mann, heldenmüthig, von edlem Geiste, ein gerechter und milder Fürst. Ihm zur Seite stand Asiph Khan, ein mächtiger Herr des stolzen Mongolenhofes. An ihn, seinen Vetter im entfernten Grade, wendete sich Ayaß. Asiph Khan gewährte ihm seinen Schutz und ernannte ihn zu seinem Geheimschreiber. Bald fand Ayaß Gelegenheit, sich auszuzeichnen und erhielt vom Kaiser den Befehl über tausend Reiter. Kurz darauf ward er zum Hofmeister ernannt, erhielt den Titel: »Actimad ud Daula« und stieg bis zur Würde des Oberschatzmeisters von Indien. Der noch vor Kurzem arme Verlassene war nun einer der Vornehmsten im Lande. Die Schätze Indiens standen zu seiner Verfügung.

Das Schlangenkind der Wüste war ein reizend schönes Mädchen geworden, berühmt in Delhi ob ihrer blendend weißen Haut. Sie hieß: Mihr ul Niß a, die Sonne der Frauen. Sie kannte die Schrift und schrieb eine zierliche Hand. Selbst Dichterin: klang ihre Rede wie Silbertöne. Aber sie wußte, daß sie schön war und Jedermann sah es, sie wolle gefallen. Und sie gefiel mit Recht, durch Geist und Anmuth.

Actimad ud Daula gab ein Fest. Es galt dem Prinzen Selim, Akber's Sohn. Als die große Zahl der Gäste sich verlor und die sich nahe standen, nur einen engen Kreis mehr bildeten, erschienen zuletzt die Frauen des Hauses verschleiert in dem Saal. Selim sah Ayaß's Tochter. Er sah und sprach sie; sah ihre Gestalt und sie erschien ihm einzig schön: Ihre Züge machten Eindruck auf sein Auge, ihr geistreiches Gespräch auf sein Herz. Mihr ul Nißa legte es darauf an, den Prinzen zu fesseln. Wie zufällig ließ sie den Schleier fallen. Das reizende Antlitz voll holder Verwirrung bezauberte ihn. Ihr Loos war gefallen. Selim hörte nur Ayaß's Tochter. Ihre süßen Töne, ihre lieben Worte allein schmeichelten seinem Ohr. Ein unaussprechlicher Ausdruck lag in jedem Klange, der von ihren holden Lippen floß: Aber Mihr ul Nißa ist verlobt, verlobt an Schehr Afkan, einen turkistan'schen Edelmann, am Hof des Kaisers.

Selim bat am nächsten Morgen seinen Vater, ihm des Edelmanns Verlobte zum Weib zu geben. Der gerechte Akber schlug die Gewährung ab. Der heiße Selim wendete sich an Schehr Afkan selbst. Er verschwendete Bitten, daß Jener seinen Ansprüchen entsage. Aber Schehr Afkan lehnte ab, und Mihr ul Nißa ward das Weib eines der tapfersten Männer im Heere des Großmogols. Akber grollte nicht dem kühnen Edelmann, und Selim zeigte keine Bitterkeit. Aber es gab genug dienstwillige Omrah's, die sich schon jetzt der aufgehenden Sonne zuwandten und Schehr Afkan es fühlen ließen, daß er Mann war, zu weigern. Entrüstet verließ Schehr Afkan Akberabad, zog mit der schönen Mihr ul Nißa nach dem reichen Bangala, dessen Statthalter ihm das Gebiet von Burdwan zu verwalten gab.

III.

Der Tigerkampf.

Akber starb und Selim bestieg den Thron. Er nannte sich Jehanghir, das Licht des Glaubens; Mohammed, der Eroberer der Welt. Die Geschichte nennt ihn unter den größten Kaisern Indiens, gerecht und menschlich, tapfer und liebenswerth. Prachtliebend war er Kaschmir's Verherrlicher. Er hatte die »Sonne der Frauen« nicht vergessen. Darum berief er Schehr Afkan an seinen Hof.

Schehr Afkan war ein berühmter Kämpfer, stark und muthvoll. Er hieß eigentlich Asta Jilla. Schon als Jüngling in Persien unter Schah Ismael ausgezeichnet, betrat er Indien bereits mit dem Ruf eines großen Namens. Ein Löwe, den er erlegte, veranlaßte seine Freunde ihn Schehr Afkan, Ueberwältiger des Löwen, zu nennen. Unter diesem Namen war er einer der Tapfersten in jedem Gefechte unter Akber's Herrschaft, der selbst ein Held, unbändigen Muth, der ihn beseelte, auch an Andern liebte und keine Gelegenheit versäumte, Schehr Afkan auszuzeichnen.

Als Schehr Afkan im Hoflager zu Dehli eintraf, empfing ihn Jehanghir mit großer Huld, ihn mit neuen Ehrenstellen überhäufend. Die offene Seele Schehr Afkan's, fremd jedem Mißtrauen, empfing dankbar die Zeichen der Gunst des Fürsten. Er glaubte, Jehanghir habe vorlängst Selim's flüchtige Neigung vergessen! Jehanghir war Herr aber Tyrann. Nicht mit Gewalt konnte er Mihr ul Nißa in sein Zenana führen. Schehr Afkan war Herr in seinem Hause und freiwillig konnte

dieser, auch wenn er gewollt hätte, sein Weib nicht verschenken, denn allgemeine Verachtung ruht auf dem indischen Mann, der eine Frau aus seinem Serail entfernt. Darum auch wimmeln die Zenana's der Könige von Weibern, denn nur einmal geschaut vom Mann, darf das Weib die Gemächer, die es betrat, nicht mehr verlassen.

Schehr Afkan war von nun an stets im Gefolge des neuen Kaisers.

Einmal war große Jagd. Unzählige Jäger auf Elephanten! Ein Heer von Treibern. Man fand die Spur eines ungeheuren Tigerthiers. Ein weiter Kreis umstellte das Waldgebüsch. Das Raubthier lag lauernd im Dickicht des hohen Grases.

Jehanghir blickte fragend auf sein Gefolge.

»Wer von euch wagt es, den Tiger anzugreifen, ganz allein, im ehrenvollen Zweikampf?«

Man suchte sich mit den Augen und schwieg. Wen sollte es gelüsten, dem kaiserlichen Einfall zu genügen? Zuletzt blickten Aller Augen auf Schehr Afkan. Er aber ließ es unbemerkt.

Als auch der Unerschrockenste schwieg, traten zuletzt drei Omrah's aus dem Hofstaat. Sie zogen den Ruhm dem Leben vor! beugten sich vor dem Kaiser, und nach dem Salam baten sie um Erlaubniß den Kampf zu bestehen.

Da erwachte Schehr Afkan's Stolz. Er hatte darauf gerechnet, daß Keiner zum Wagstück sich melden würde. Dann aber wollte er allein der Held des Tages sein, zu unternehmen, deß' sich Keiner unterwand! Nun aber wollten wirklich drei den Kampf bestehen, und es quälte ihn, zu denken, man könne Furcht bei ihm voraussetzen. Ein Augenblick Zögerns noch, und er ritt vor seinen Gebieter, und sprach:

»Nicht gleicher Kampf ist's. Waffen zu brauchen gegen

waffenloses Thier! nicht mannhaft, den schwertlosen Gegner mit dem Schwert zu bekämpfen. Auch der Mensch empfing Muskeln und Sehnen wie das wilde Thier, und statt der stärkeren Klauen und Zähne erhielt er — Verstand, die Blößen des Feindes zu erspähen! Darum, Herr! gestatte deinem Knecht vor dir in den gleichen Kampf zu gehen, mit dem Thiere der Wüste.«

Der Fürst schwieg. Die Omrah's riefen:

»Das ist nicht Muth, sondern Tollheit! Ein Tiger kann nur mit geschmiedeten Waffen bezwungen werden.«

Da warf Schehr Afkan die Waffen weg und rief:

»Das Gegentheil will ich beweisen!«

Jehanghir, was immer auch seine Brust durchwogte, mahnte den tapferen Mann doch ernstlich ab. Aber Schehr Afkan's Ehrgeiz litt es nicht, nun nachzugeben. Er bat und bat, bis der Kaiser zugab, den gleichen Kampf!

Und nun schritt der Kühne, allein, ohne Waffen, dem hohen Grase zu. Als er nahe war, regt es sich d'rinnen, und bewegt sich unruhig, raschelnd und knackend. Plötzlich mit Gebrüll fährt's empor, richtet sich auf, rollt glutrothe Augenräder, und heraus springt das gewaltige Thier, und in einem Satz über den Gegner, denn der, darauf gefaßt, lag lang am Boden. Der Sprung ging über ihn weg. Jetzt Afkan auf, wie Stahlfeder, wendet sich, faßt rasch des Gethiers Schweif mit beiden Händen, schwingt mit furchtbarer Macht das Ungethüm um sich herum, und wirft's, mit dem Aufwand der vollsten Mannskraft, rücklings zu Boden, daß dumpf der Grasboden dröhnt! Nicht so schnell erholt sich das betäubte Ungeheuer, und schon ist mit raschem Sprung der Löwensieger an des Tiegers Kehle, greift mit der Rechten in die unteren, mit der Linken in die oberen Zähne, öffnet so den weiten, rothen, glutwarmen

Rachen, die Kinnladen auseinander zu reißen! Aber vor Wuth und Schmerz krümmt sich die gräuliche Tigerkatze unter ihm zu einem Knäuel zusammen, so daß die vier Branken unter Schehr Afkan zu liegen kommen; greift mit den vorderen Tatzen in seine Arme, und stemmt sich mit den Hinterbeinen an des Gegners Schenkel. Schehr Afkan, in die Höhe geschoben, verliert den Boden unter den Füßen. Doch weiß er noch zu wollen, die Gruppe rollt so, zum allgemeinen Entsetzen, mitten in den Kreis der Zuschauer, zu den Füßen des Kaisers.

Einen Augenblick lag der Knäuel still vor dem erstaunten Blick Jehanghir's. Plötzlich wand sich langsam der Sieger unter dem Thier hervor. Aber er blutete aus vielen tiefen Wunden. Der Tiger aber lag todt da, mit zerrissenen Kinnladen.

Schehr Afkan's Ruhm dieser That erscholl durch ganz Indien. Aber er lag lange krank an seinen Wunden.

IV.

Der Ueberfall.

Als Schehr Afkan wieder vor Jehanghir erschien, ward er von dem Kaiser auf das Huldvollste empfangen.

Nicht lange und ein neuer Vorfall zog neuerdings die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Helden.

Eines Morgens begab er sich in seinem Palankin nach dem königlichen Palast. Aus einer engen Straße tobte ein scheugewordener Elephant hervor. Er rief dem Mahaut zu, auszuweichen! Es war nicht möglich. Das Thier rannte gerade zu auf den Palankin. Erschreckt lassen ihn die Träger

fallen und laufen davon. Zertrümmert liegt die Sänfte am Boden, Schehr Afkan mit ihr. Es gelingt ihm, sich hervorzuarbeiten. Nackt das Schwert! ein Streich und der Rüssel des wilden Kolosses ist hart am Kopf durchhauen. Das Ungethüm stürzt vor Schmerz zu Boden und verblutet.

Bald darauf kehrt Schehr Afkan nach Bengal zurück. Den Höflingen schien es nun Zeit, Jehan-ghir in der Ferne besser zu dienen, als dies in Lahor möglich war. Man wußte wohl, daß der Kaiser »die Sonne der Frauen« nie vergessen habe!

Kuttuh, Bengals Statthalter, dachte sich zu befördern. Vierzig Mörder sollten das Ihrige dazu thun. Schehr Afkan sollte stumm und blind werden. Der Held erfuhr es, kümmerte sich aber wenig darum. Er fühlte sich. Seine Diener schliefen in den äußeren Wohnungen des Hauses; Schehr Afkan allein, wie immer.

Einst in der Nacht (ein alter Mann hatte nur von innen das Thor verriegelt) fanden die Mörder Eingang in das Haus. Ein treuloses Fenster ließ sie ein. Schon standen sie im Schlafgemach. Schehr Afkan schlief. Die Dolche der Mörder näherten sich schon der Brust des edlen Helden. Empört von dem traurigen Anblick, rief einer von ihnen, ein alter Mann, laut genug:

»Pfui der Schande! Vierzig gegen einen Schläfer!«

Das laute Gefühl des Rechtes war der Engel Schehr Afkan's. Er riß sich empor und das gute Schwert rasch ergriffen, sprang er mit den Worten:

»Gesprochen wie ein Mann!« in eine Ecke des Saales den Rücken deckend und begann den Kampf. Wenige Minuten und Zwanzig lagen blutend am Boden. Die Andern flohen. Sein Retter blieb zurück. Schehr Afkan dankte und beschenkte ihn reichlich. Nur Eines frug er:

»Wer dingte euch?«

Und als er's wußte, befahl er ihm, was geſcheh'n zu erzählen.

Als Schehr Afkan öffentlich erſchien, wurden die Straßen zu eng für das Volke das den Kämpfer zu ſchauen verlangte. Doch dünkte ihm gewiß, daß vom Subadar zu Tanda ſein Leben gefährdet werde. Schehr Afkan kehrte nach Burdwan.

V.

Todeskampf.

Nicht lange und der Subadar kam nach Burdwan. Er beſichtigte die Provinzen der Statthalterſchaft. Seiner Pflicht gemäß mußte ihn Schehr Afkan bewillkommnen. Er ritt ihm mit zwei Reitern entgegen. Kuttub war zuvorkommend und freundlich. Sie ritten eine Zeit lang einander zur Seite, beſprechen Land und Volk.

Plötzlich hielt der Subadar, um abzuſitzen und ſeinen Staats-Elephanten zu beſteigen, in Burdwan ſeinem Rang gemäßen Einzug zu halten. Ein Lanzenreiter ſtach das Roß Schehr Afkan's, als ſteh' es dem Herrn im Wege und trieb es vor ſich. Das Pferd ſchlug aus und bäumte. Schehr Afkan wandte das zornige Thier und bedrohte den Lanzknecht. Der warf ſich nieder vor ihm und flehte Gnade. Schehr Afkan ſah wohl was es war, der Schimpf war ausgedacht. Das ertrug er nicht. Augenblicklich ſprengt er Kuttub entgegen, haut die Stricke, die den Thurm auf dem Rücken des Elephanten halten, auseinander. Gewaltig reißt er das Amari zu Boden, ſpaltet mit einem Hieb den Kopf des Subadar.

Jetzt auf's Gefolge! Arba Khan aus Kaſchemir, ein Oberbefehlshaber über fünftauſend Roſſe, fiel zuerſt von

seiner Hand. Jeder Streich koſtete ein Leben. Die Truppen flohen. Aber in der Entfernung hielten ſie an, ſchoſſen Pfeile und ſandten Kugeln auf ihn. Sein Roß ſtürzte todt dahin.

Schehr Afkan, aus vielen Wunden blutend, richtet ſich auf, heißt ſie Feiglinge und fordert jeden Einzelnen zum Kampfe. Keiner wagt es, die Ladung anzunehmen.

Schehr Afkan fühlt ſein Ende. Er ſinkt zu Boden, hebt ſich, wendet das Antlitz nach Mekka, der heiligen Stadt, greift in den Staub und füllt ſich die Hand ſtatt Waſſers vom heiligen Ganges und ſchüttet den Staub mitten im Geſauſe der Kugeln ſich über den Scheitel, den Geiſt im Haupte zu reinigen und die dahinfahrende Seele zu ſegnen vor dem Tode des Leibes nach dem Geſetz des heiligen Propheten. Die bleiche, ſterbende Lippe ſpricht noch leiſe das Gebet zum Vater der Menſchen, dann ſinkt er, von zweimal drei Kugeln getroffen, entſeelt auf das Heldenantlitz nieder.

So endete der tapfere Schehr Afkan, der Bewältiger des Herrn der Wüſte, der Tiegerſieger im Gleichkampf, der ſchönen Mihr ul Nißa Gemal.

»Die Sonne der Frauen« war Witwe.

VI.

Einſames Zenana.

Hatte Jehanghir Antheil an des Helden Fall? Wer kann es ſagen? Wer beweiſen, ob der Subadar eigenem Entſchluß oder geheimer Weiſung folgte? Kuttub war todt. Auf jeden Fall war, wenn gleich von gerechtem Zorn erfüllt, diesmal Schehr Afkan der An-

greifer. Nur Eins konnte Jehanghir's Unschuld beweisen, wenn er Mihr ul Nißa nie mehr sah. Aber das war mehr als man erwarten konnte.

Einer der vornehmsten Hauptleute in der Suba Bengals verlor keine Zeit, für Jehanghir zu handeln. Fürchtend, daß Mihr ul Nißa, wenn die Nachricht von Schehr Afkan's Tod sie erreichte, sich vorschnell das Leben nehme, betrat er das Haus Schehr Afkan's in Burdwan. Aber Mihr ul Nißa schien gefaßt, ja sie vernachlässigte sogar alle äußeren Zeichen der Witwentrauer, in Indien so gewöhnlich, und verletzte den Anstand, indem sie erklärte: »so handle sie dem Willen des Gatten gemäß!« Schehr Afkan habe ihr geboten, sich, falls er aus dem Leben schiede, Jehanghir's Willen zu ergeben. Das Gedächtniß seiner Thaten würde dann leben, habe er geäußert, im Ruhm ihres Namens, wenn ihr Schicksal an des Kaisers Geschick gekettet, Schehr Afkan's Witwe zu Indiens Herrscherfrau erheben würde.

Mihr ul Nißa erschien im Triumph in Dehli. Jehanghir befahl, die »Sonne der Frauen« habe nicht in das Haus Aktimad ud Daula's, sondern in das Zenana des Kaisers einzutreten.

Jehanghir fühlte seinen Antheil an dem Tod des Helden; Mihr ul Nißa sich geschmeichelt die erste Sultana zu sein und etwa hatte der Ehrgeiz schon zumal seinen Theil daran gehabt, als die erste Begegnung Selim's in dem Hause des Vaters Statt fand.

Aber Mihr ul Nißa's Stolz oder Liebe erlitt eine tiefe Kränkung. Zwar Rokia Sultana, die Mutter des Kaisers, empfing sie freundlich, aber Jehanghir befahl, ihr die geringste Wohnung des Zenana einzuräumen und verbot, daß sie sich daraus entferne. Auch Akber's Sohn hielt streng an dem Gesetz. Ihm galt kein Ansehen der Per-

ſon. Zu Gerechtigkeit und Nothwendigkeit bedarf der König keiner Augen, war ſein Wahlſpruch. Schehr Afkan's Tod, voreilig herbeigeführt, konnte ihn und Mihr ul Nißa ſtraffällig erſcheinen laſſen. Schwer traf die Sonne der Frauen ſolche Demüthigung. Jetzt betrauerte ſie ernſtlich des hohen Helden Tod. Sie gefiel ſich in ihrem Schmerz. Des Kaiſers anſcheinende Verachtung wandelte ihre Trauer in Verzweiflung. Aber die Zeit brachte Faſſung in ihr Gemüth. Die Lebenshoffnung wuchs, damit die Luſt zu leben. Rokia Sultana beſuchte ſie, und ſchien ihr hold. Die Mutter ſelber lud zuletzt Jehanghir ein, die Arme doch einmal zu ſehen. Aber er wandte, wahr oder verſtellt, das Haupt, wann Mihr ul Nißa's Namen genannt ward.

Der Gehalt der Witwe Schehr Afkan's reichte gerade hin, ihren Haushalt zu führen. Ueberfluß aber und die gewohnten Zierlichkeiten des Lebens fehlten ihr. Aber ihr Geiſt fand Mittel den Mangel zu erſetzen. Erfindungsgabe und Geſchmack halfen dem ab, was ihr ſo ſchmählich ſchien zu tragen. Sie begann Shawle und Sari zu ſticken, Seidenſtoffe mit ſchönen Zeichnungen zu zieren. Die Dienerinnen mußten ihre Kunſtfertigkeiten beiſteuern. Die Sclavinnen trugen dann die ſchönen Arbeiten in des Kaiſers Zenana herum, von Thür zu Thüre oder außerhalb dem Kaiſerpalaſt in die Wohnungen der Omrah's. Und die feinen Putzwaaren fanden ſo großen Beifall, daß ſie ſtets zu hohen Preiſen verkauft wurden. Mihr ul Nißa erhielt bedeutende Summen, beſonders wenn ſolche Waaren in das Zenana Aktimad ud Daula's gelangten. Ihre Umgebung ward glänzender. Ihre Dienerinnen prunkten in koſtbaren Gewanden. Sie ſelber ſaß im einfachen Kleide. Zuletzt ſtrahlten die Gemächer von Pracht. Mihr ul Nißa blos durch ihre Schönheit und Anmuth. So ſchwanden vier Jahre. Nie ſah ſie Jehanghir.

VII.

Ein seltner Augenblick.

Neugier führte zuletzt aus, was Liebesqual nicht vermochte. Vielleicht auch bot Neugier willkommenen Vorwand.

Seit langem wußten die Frauen des kaiserlichen Zenana fast nur von der Pracht und Herrlichkeit in Mihr ul Niß a's Gemächern zu sprechen. Da beschloß der Kaiser sie zu sehen. Niemand wußte darum.

Eines Abends, der Mond leuchtete so schön und mild am sternenfunkelnden Himmel und die Nachtigall sang und die Abendluft wehte so lind, betrat Jehanghir geräuschlos die Schwelle des Frauengelasses Mihr ul Niß a's.

Prachtvolle Ispahaner-Teppiche lagen auf dem Estrich ausgebreitet. Hohe silberne und vergoldete Leuchter standen überall in den Ecken oder den Rundgemächern, wo die Sclavinnen saßen, in Goldstoff und kostbare Shawle gekleidet mit herrlichem Schmuck bedeckt. Flüchtig streifte des Kaisers Blick an ihnen hin, denn er suchte das Herz des Herzens.

Da saß sie auch, endlich, die Geliebte! auf Kissen, mit Multanzeugen bedeckt; das schöne Haupt in die schneeweiße Hand gestützt. Ein Kleid aus dem feinsten Arnika-Mousselin, ohne Gold und Steine, umfloß die reizenden Glieder. Ueppige, dunkle Locken wallten über die schönen vollen Schultern der rührenden Gestalt. Neben ihr lagen die schöngemalten Blätter der lebenswarmen Dichtung. Die Liebesabenteuer von Parwez und Schirin aufgeschlagen. Vielleicht hatte so eben der Ausdruck des verwandten

Schmerzes in der schönen Sage ihre Seele bewegt, denn ihr schön gewölbter Busen hob sich, von warmer Leidenschaft bewegt, wie von tiefem, sehnsuchtsvollem Athmen.

Eben öffnete sie fast unwillkürlich die schönen Wimpern, um mit dem schwärmerischen, thränenschweren Blicke, in der Erinnerung des Geistes, Selim's Bild zurückzurufen, als ihr Auge auf Jehanghir haftete, der wie sie in Liebe aufgelöst, regungslos da stand, die schönste Gestalt zu betrachten, in welcher je ein Engel die Erde betrat.

Von der plötzlichen Erscheinung betroffen, sprang Mihr ul Nißa auf, Täuschung zu zerstören und war sie's, mit ihr sich aufzulösen oder Wirklichkeit zu finden und glücklich zu sein. Entgegen fliegt sie dem Kaiser, streckt ihre Rechte aus und rührt bebend an ein körperliches Bild. Kein Traum ist's, nein ein lebendiges warmathmendes Wesen, Selim! der Kaiser selbst.

Ehrfurchtsvoll tritt sie einige Schritte zurück. Dann berührt sie, wie die Sclavin, mit der Hand den Boden und hebt sie wieder auf zur tiefgebeugten Stirn. Zitternd mit niedergeschlagenen Augen harrt sie des Wortes des Herrn, der nun ihr Schicksal entscheiden wird.

Jehanghir dünkt die Selbstqual genug; genug die Sühne Mihr ul Nißa's. Lange schwelgte sein Blick in den Formen und auf den Zügen des holden Wesens. Dann ließ er sich auf den Kissen des Serai nieder und winkte der Theuren, ihm zur Seite zu sitzen.

»Geliebte meiner Jugend!« ruft er; »Unvergeßliche, ewig Geliebte! sprich, warum umfängt deine holden Glieder nur so einfaches Gewand, während deine Sclavinnen gleich Königinnen strahlen?«

Mihr ul Nißa antwortete mit gesenktem Auge: »Sie sind meine Sclavinnen und ich sorge für sie. Ich

bin die eurige. Der Sklave muß die Kleider tragen, die sein Herr ihm gibt.«

Jehanghir, statt zu antworten, hielt seine glückliche Braut lange in seinen Armen, sie an seine Brust drückend, ihre Augen, ihre Stirne, ihre Lippen mit Küssen überdeckend. Ein einziger seliger Augenblick hüllte lange Jahre erzwungener, durch Pflicht gebotener Trennung in dunkle Vergessenheit.

Am nächsten Morgen erscholl Delhi von tausend Befehlen zur Vermälung des Kaisers mit Mihr ul Nißa. Sie erhielt nun den Namen: Nur Mahal, das Licht des Palastes; und von diesem Augenblick an bis zu Jehanghir's letztem Athemzug war Nur Mahal des mächtigen Kaisers Geliebte, seine Rathgeberin, die unumschränkte Gebieterin des unermeßlichen Reiches. Weisheit und Schönheit gewannen den Sieg über den Eroberer der Welt.

VIII.

Das Licht des Palastes.

Nur Mahal's Vater wurde Vezir, ihre beiden Brüder Omrahs der ersten Classe und hießen Aktimad Khan und Asiph Jah. Bald zogen nahe und ferne Anverwandte aus Turkistan nach Indien, Gnaden vom Hause Ayaß zu heischen und zu empfangen. Alle wurden befriedigt. Nie stieg ein Haus so schnell, bemerkt ein Zeitbuch, aber auch nie so verdient. Jehanghir war glücklich und genoß des Glückes, denn Aktimad ud Daula hielt die Zügel des Reiches mit sicherer Hand.

Noch heute bewundert der Reisende Denkmale aus jenen Tagen. Sie sind die schönsten in Indien. Zu Agra, am

linken Ufer der Jumna, erhebt sich der prachtvolle Bau, den Nur Mahal zuerst für ihren Vater schuf. Aktimad ud Daula starb allgemein beklagt im Jahre 1618. Nu-Mahal war im Innersten betrübt. Das Andenken ihres Schmerzes und ihrer Kindesliebe sollte der Nachwelt erhalten werden, in einem Nur Mahal's Macht angemessenen Gedächtnißmal. Ein Dom von Silber war zuerst die Absicht. Aber der Baumeister meinte, nicht der Stoff, sondern Dauer schaffe das werthvollste Denkmal. Geld wäre wohl Allen werth, aber Geld sammt dem Hause Timur und allem Irdischen schmelze dahin. Die Schätze gehen von Hand zu Hand. Gerathener scheine es, aus edlem Gestein und kostbarer Arbeit ein werthvolles Denkmal zu bereiten, als durch Gold und Silber. Nur Mahal erkannte die Wahrheit des Ausspruches. Marmorblöcke wurden aneinander gefügt, um eine Gartenmauer zu bilden, innerhalb welcher ein prachtvoller Pavillon über die Jumna sich erhob. Mitten darin zwischen Blumenbeeten steigt auf einer Marmorterrasse ein Gebäude empor, geziert mit edlen Steinen, dem Reichthum indischer Herrscher entsprechend. Das Ganze umschließt von Oben ein künstlich durchbrochenes Marmorgeländer. Die Gebeine ruhen in einem Sarkophag von Pietra dura, worüber hoch hinauf ein Dom sich wölbt.

IX.

Uebermuth.

Glänzend war die Zeit der Jugendtage des Kaisers von Hindustan und der schönen und weisen Nur Mahal. Täglich ersann sie neue Beweise ihrer Liebe für den Gemal. Ihr Gefühl für ihn machte sie unerschöpflich in Erfindungen.

Jehanghir's Liebe für die reizende Nur Begum grenzte an Schwärmerei. Bald erhielt sie einen neuen Namen. Sie hieß Nur Jehan, Licht der Welt.

Nach ihres Vaters Tode ward sie der gute Geist des Landes der Hindu. Sie und ihr Bruder Asiph Jah, der nun Vezir, herrschten ohne Beschränkung. Der Kaiser selbst wünschte, daß seine Frau Schahi, Kaiserin, angeredet werde.

Gleichwohl wurde die Mächtige späterhin noch hart geprüft.

Jehanghir's ungemessenes Vertrauen in ihre Weisheit gab ihr und den Ihrigen Regentengewalt. Dadurch, und gefesselt durch ihre Reize, verlor sein Geist die Spannkraft des Gebieters. Nur Jehan herrschte unbeschränkt; that Gewalt an, fügte Unrecht zu, vielleicht mit dem Willen gerecht zu sein, wo sie wollte, weil sie durfte.

So litt Mohabet, einer der tapfersten und weisesten Heerführer Jehanghir's, der treuesten Diener Einer. Verdächtigt, während der glorreichen Eroberungen in dem Dekhan und Bengal, den kaiserlichen Prinzen Parvez begünstigt zu haben, gab ein kleines Versehen seinen Feinden Gelegenheit, ihn zu verleumden. Mohabet hatte Elephantenbeute gemacht und behielt sie, da er ihrer zur Führung des Krieges bedurfte. Gewonnene Elephanten aber wurden stets dem Kaiser zugesendet. Plötzlich wird Mohabet, der Oberbefehlshaber des Heeres, entfernt und Subadar vom Panjab dem Fünfwasserlande getrennt von Lahor.

War Mohabet ein Verräther, so war es unklug ihn so zu behandeln, denn noch war er Befehlshaber und konnte sich als solcher gerade jetzt für Parvez erklären. Aber der Feldherr nahm Abschied von dem Prinzen und begab sich nach dem Hoflager des Kaisers.

Auf der Reise warnten ihn die Freunde nicht zu ver-

trauen. Der Kaiserin erschien er als Feind. Daß ihm Untergang drohe, unterlag keinem Zweifel.

Mohabet sandte Briefe an Jehanghir, bat um sicher Geleit. Schweigen — war Antwort. Und wieder schrieb er.

Mohabet, der sein Leben für Jehanghir wagte in vielen rauhen Schlachten, will es nicht geben in die Hand des boshaften Feindes. Gib mir Geleit, Jehanghir! die Rechtfertigung ist dann meine Sache.

Jehanghir zürnte und sandte Befehl an den Bittenden vor ihm zu erscheinen.

Mohabet gehorchte. Aber fünftausend Rajaputen, Königskinder, treue Hindu, alle erprobte Kriegsgesellen, rauhe Helden, gaben Mohabet dem alten Heldenführer das sichere Geleit.

X.

Strafe.

Am 18. April 1626 brach Jehanghir auf von Lahor, um nach Kabul, dem Schlüssel Indiens, der Alexanderstadt am Parapamisus zu gehen.

Eben hatte er Vizierabad an der Jilum, die große Indusquelle erreicht, als es hieß:

»Mohabet kommt!«

Nur Jehan erschrak, denn er kam nicht allein. Sprach er den Kaiser, so war Mohabet gereinigt.

Mehr noch fürchtete die Schahi die Unbestechlichen, die ihn begleiteten. Im Augenblicke der Entscheidung verließ sie alle Klugheit. Dem Ankommenden ward der Zutritt versagt. Sein Eidam, der als Abgesandter die verweigerten Elephanten und kostbare Geschenke ins Lager brachte, da

Mohabet selbst nicht erscheinen durfte, wurde, als er herabstieg vom Rücken des prächtig geschmückten Reitcolosses, schmachvoll ergriffen, der reichen Gewande beraubt, mit zerrissenen Stücken Zeuges bekleidet, gepeitscht, in verkehrter Haltung einem Esel aufgebunden und so an Mohabet zurückgesendet.

Das Gerücht erreichte Mohabet. Der Jüngling ward gefaßt empfangen. Man hieß ihn nur sich umkleiden. Mohabet, rasch und kühn, wußte was er wollte.

Als beim Anbruch des Tages der größte Theil des Lagers und des Heeres das Wasser überschritten; der Kaiser nur noch mit Wenigen sammt dem Hofstaat diesseits weilte, unterbrach Mohabet plötzlich mit einer raschen Bewegung den Zug, hielt die hölzerne Brücke, die über den Fluß führte, verbrannte sie, ließ zweitausend Rajaputen und den Sohn dort zurück, mit dem Befehl: »Jeden nieder zu hauen, der ans verlassene Ufer zurückkehren wolle.« Er selbst ritt nach des Kaisers Zelt. Lange währte die Verhandlung. Die wackeren Rajaputen und Mohabet selbst, zur Wuth gereizt und im Rachedurst erlittener Schmach, brauchten ihre Waffen.

Am Ende des Kampfes, in welchem zahllose Opfer fielen, blieb der Kaiser Mohabet's Gefangener.

Nur Jehan entkam in der ersten Verwirrung zu Asiph Jah, dem Vizier, der mit dem Heere am andern Ufer stand. Man hielt den Kaiser für todt. Bald aber kam Botschaft, Versöhnung sei mit Mohabet. Der Vizier erhielt die Weisung, weiteren Befehl zu erwarten. Aber dieser mißtraute der Kunde.

Am nächsten Tage ordnete er das Heer, und versuchte den Uebergang. Aber jede Abtheilung, die das diesseitige Ufer erreichte, wurde vernichtet, bis zuletzt eine grö-

here Abtheilung festen Fuß faßte und die Rajaputen, an Zahl geringer, vom Ufer zurücktrieb.

Jetzt galt es am Zelt des Kaisers. Dort tobt die Wuth des Kampfes am heftigsten. Pfeile und Kugeln durchrissen von allen Seiten die leichten Zeltwände. Jehanghir's Krieger deckten den Herrn mit ihren Schildern. Wieder siegte Mohabet. Die Angreifer wurden zurückgewiesen. Kaum Einer erreichte lebend das jenseitige Ufer.

Nur Jehan hatte einen Elephanten bestiegen. Das Töchterchen saß vor ihr. In Mitte der Angreifer ritt sie, mit eigener Hand vier Köcher voll Pfeile versendend. Vier unerschrockene Mahuts wurden vor ihren Augen erschossen, sie selbst am Arme verwundet. Wider den Willen der tapferen Frau ward der Elephant aus der Schlacht geführt, eben als sie im Handgemenge mit den Rajaputen in Gefahr war, gefangen zu werden.

Das Gefecht endete mit der Auflösung des Heeres. Asiph Jah schloß sich in Retas ein. Nur Jehan flüchtete nach Lahor.

Jehanghir, der Regierungssorgen entwöhnt, versöhnt mit Mohabet, regierte durch diesen. Bald fiel Retas die starke Veste. Jehanghir gab Befehl, daß Nur Jehan im Hoflager erscheine. Er zog langsam gegen Kabul.

Asiph Jah wurde von dem Sieger mit Freundschaft empfangen, Nur Jehan bei ihrer Ankunft von Bewaffneten umgeben.

Mohabet trat vor den Kaiser. Auf die Schahi fiel nun die Anklage des Verraths.

Entfremdet habe sie im weiten Hinduſtan den Kaiser den Herzen des Volkes, willkürlich und grausam sei sie verfahren, dort und hier. Stolz und böser Wille aber seien ein öffentliches Uebel, und daß Herrschsucht sie bewege,

dies beweise ihre Empfehlung Schariar's, Jehanghir's jüngsten Sohnes, dessen schwacher Verstand ihr Unentbehrlichkeit verbürge. Mohabet verlange daher, mit Fug und Recht, als Beispiel vor der Welt, die Bestrafung des eitlen Weibes. Dies werde erweisen, daß vor Jehanghir dem Gerechten auch der höchste Rang nicht schütze vor der Strafe. Zuletzt schloß der Kläger:

»Zu dir, o Kaiser der Gläubigen und Herr der Welt! schauen wir auf wie zu den Unsterblichen, denn du bist ein Gleichniß des Allmächtigen, vor dem jeder Rang verschwindet.

Jehanghir war altersschwach. Mit Mühe erinnerte er sich noch, daß er einst kräftig und gerecht war und der Beweis, den er ablegen sollte, er sei es noch, schien willkommen, da er gab, was ihm einst das Theuerste war auf der Erde.

Der Todesbefehl ist ausgefertigt, Nur Jehan soll sterben. Nachdenklich setzte Jehanghir sein kaiserliches Handsiegel auf das kleine Pergamentblatt der Urkunde.

XI.

Rachedurst.

Nur Jehan empfing die Nachricht ihres Todes mit Ergebung und antwortete nur:

»Gefangene Fürsten verlieren mit der Freiheit auch das Recht zu leben!«

Darauf:

»Ich wünsche noch einmal die Hand mit meinen Thränen zu benetzen, die das Siegel zu dem Todesworte drückte.«

Mohabet bewilligte was sie verlangte.

Es war bei Hussein Abdal im Palaste Wah. Drei herrliche Quellen sprudeln in drei großen mit Steinplatten eingefaßten Marmorbecken, welche ihrer Größe wegen eigentlich Teiche heißen sollten. Sie wimmeln von großen Fischen der verschiedensten Art. In den großartigsten Verhältnissen strahlen die mit kunstreicher Stuckadorarbeit verzierten Räume. Die Aussicht auf das Gebirge bietet das herrlichste Bild. Am Fuße einer ausgedehnten Terrasse breitet sich eine Wiese im zartesten Grün des beginnenden Jahres. Ein Flüßchen schlängelt sich durch die wie mit der Wasserwage geebnete Fläche von ungeheurer Ausdehnung, bis zum Fuß der Gebirge, deren erste Reihen im blauen Dunste der Entfernung mit sanften Einbiegungen wie eine grüne Umzäunung die Ebene begrenzen. Wenn das Auge von dieser, den zahllosen hinter einander aufsteigenden Gebirgsreihen folgt, die sämmtlich mit Schnee bedeckt sind und dadurch um so viel näher scheinen, dann kann der berechnende Geist fassen, bis zu welcher Höhe die zackigen Firnen emporragen. Die Ebene, dorf- und baumlos in dieser Richtung, zeigt die großartigsten langgedehnten Linien, im grellen Gegensatz der in den vielfältigsten Formen gestalteten Hochgebirge. Dies war das Naturschauspiel, welches Nur Jehan's Auge zum letzten Mal erblicken sollte, ehe sie, die Schöne, Liebliche vom Leben Abschied nahm.

Nur Jehan stand vor dem Kaiser.

Ihre unzerstörbare Schönheit strahlte mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Thränen, welche über ihre bleichen Wangen rollten. Kein Wort, kein Klagelaut entschlüpfte ihren Lippen. Sie beugte sich tief vor dem Kaiser. Jehanghir brach in heftiges Weinen aus. Die ganze schöne Zeit langer Seligkeiten trat noch einmal in ihrer vollen Gewalt vor seines Geistes Auge.

»Mohabet!« sprach er endlich, »willst du dieser

Frau das Leben schenken, sieh wie die Thränen über ihre Wangen rollen!«

Mohabet antwortete:

»Der Kaiser Delhi's soll nie vergebens wünschen!«

Laut schluchzend lagen sich der Kaiser und die Kaiserin in den Armen.

Mohabet war es sicher nie gewillt Nur Jehan zu tödten. Er mußte sonst des Kaisers Siegel haben, ehe Nur Jehan im Lager erschien und den Befehl vollziehen, ohne sie Jehanghir mehr zu zeigen. Er konnte es wissen, daß ihr Anblick zu verführerisch war, um ihm zu widerstehen und die dem alternden Kaiser inwohnende, an Schwäche grenzende Güte in Berechnung bringen. Seine Absicht war vielleicht, Nur Jehan seine Macht fühlen zu lassen, und durch Schreck zu zähmen.

Mohabet war ein großer Krieger, ein guter Vizier, aber ein schlechter Menschenkenner. Nur Jehan haßte ihn und fürchtete ihn. Das war mehr als er voraussah. Sie athmete Rache vom Wirbel bis zur Zehe, gegen den, der sie so tief erniedrigt hatte, sie den Tod fürchten zu lassen. Sieben Monate that sie sich Gewalt an. Nur hie und da durfte, konnte sie necken. Dann kam ihre Zeit.

Mohabet kehrte mit Jehanghir von Kabul zurück. Es war im Beginn des Jahres 1627.

Müde der Last der Geschäfte, empfing Mohabet von seinem guten Kaiser einen theuren Eid, zu vergeben und zu vergessen, was geschehen und vorbei war. Seine treuen Rajaputen, mit ihm grau geworden im Staub der Schlachten und altersmüde wie er selbst, freuten sich darauf, endlich die heimatlichen Berge wieder zu schauen, die frische freie Bergluft in vollen Zügen zu trinken. Reich beschenkt, entließ er sie, sich zurückziehend zu ersehnter Ruhe.

Der Kaiser hielt seinen Schwur. Dem Todesspruch

über den alten Mohabet, einst vorgelegt, versagte er das Siegel: So viel Kraft war ihm geblieben in der Schwäche, einen Schwur zu halten als heilig. Außerdem aber hatten alle Feinde Mohabet's freie Hand und Spiel.

Eines Morgens erscheint Mohabet bei dem kaiserlichen Freund. Wie er so vor ihm sitzt in vertraulichem Geplauder auf dem Teppich, neigt Jehanghir vorsichtig und still ihm das Haupt zu, und flüstert das leise Wort:

»Nur Jehan hat einem Sclaven den Auftrag gegeben sich hinter meinen Thron zu bergen, um dich zu erschießen, sobald du einmal deinen Salam machen wirst. Ich hörte es nur durch Zufall. Freund, nur vor offener gerichtlicher Verfolgung kann ich dir nützen, dich schützen, aber nimmer vor dem heimlichen Meuchler! Nimm dich in Acht.«

Dem alten Helden war es klar, sein Tod beschloß'ne Sache war.

Eilig ließ er Haus und Schatz, floh verkleidet in der Nacht schnell ohne Aufschub mit einem Diener, das nackte Leben sicher zu retten.

Nur Jehan's Hand lag, nach Morgenlandes Sitte, auf des Feindes Schätzen. Sein Eigen ward das Ihre.

Aber auch das Licht des Palastes mußte einst verlöschen. Nicht fern war die Zeit. Die strahlende Lampe war ein flackerndes Flämmchen.

XII.

Schluß.

Mit den ersten Frühlingstagen unternahm Jehanghir eine Reise nach Kaschmir, gegen die heiße Sommerluft sanftere Kühlung zu tauschen. Aber den Athmungs-

beſchwerden war die friſche ſcharfe Luft der Thalgelände nicht günſtig. Gegen den Schluß der ſchönen Jahreszeit trat früher als gewöhnlich kaltes Wetter ein. Des Kranken Uebel verſchlimmerte ſich. Langſam kehrte der Kaiſer im Palankin nach Indien zurück. Die rauhe Kälte der Gebirgspäſſe wirkte nachtheilig auf die wunde Bruſt. Plötzlich trat eine Lähmung ein und brachte den Tod. In dem kleinen Oertchen Matti verloſch das Licht des Glaubens von Indien am 9. November 1627. Jehanghir zählte erſt achtundfünfzig Jahre. Sein letzter Wille ernannte Schariar zum Nachfolger.

Aſiph Jah, mit Mohabet im Einverſtändniß, entſchied ſich für Schah Jehan, der aber im Dekan war, wohin er nach der Empörung gegen ſeinen Vater ſich zurückgezogen.

Schariar war zu Lahor und nur Dawir Bakſch, Sohn von Jehanghir's Erſtgebornem war im Lager bei des Kaiſers Tod. Aſiph Jah rief ihn zum Kaiſer aus, indeß Nur Jehan ſich für Schariar erklärte. Aber der Vizier hielt die Schweſter in ſeinem Zelt verſchloſſen. Schariar nahm den Schatz von Lahor und zog Aſiph Jah mit einem zahlreichen Heere entgegen. Aber Tapferkeit kann nicht vererbt werden. Schariar ſah ſich aus der Ferne den kurzen verwirrten Kampfknäuel an. Seine vielen Haufen übel geſtellt und berathen, ſchlecht oder vielmehr kaum angeführt, ohne Begeiſterung für Mann oder Sache, wurden zuletzt ſich ſelbſt ein Hinderniß zu ſiegen. Sie geriethen in Verwirrung, bald in Flucht. Der feige Schariar wird mit fortgeriſſen. Nach Lahor gekehrt, verläßt ihn Alles. Die Führer der Heerestheile unterhandeln jeder für ſich. Wenig Tage und Aſiph Jah hält in Lahor ſeinen Einzug. Schariar in der Teykana ſeines Zenana im Kühlungszimmer, dreißig Fuß unter dem Boden des Hauſes verſteckt, wird herausgeholt und geblendet.

Drei Tage nach Asiph Jah erscheint Mohabet mit einem mächtigen Heer für Schah Jehan. Auch jener erklärt sich für diesen, setzt nun selbeigen Dawir Baksch und dessen Bruder gefangen. Darauf übergibt er die Schlüssel des Gefängnisses in ungetreue Hände. Er selbst eilt nach Agra, Schah Jehan entgegen. In derselben Nacht werden die Prinzen erdrosselt.

Nur Jehan brachte man in den kaiserlichen Palast nach Lahor. Sie wußte, ihr Reich war gewesen. Aber in dem Palast, worin sie siebzehn Jahre lang als Kaiserin geherrscht, galt noch ihr Wille als unverbrüchliches Gesetz. Nie verließ Nur Jehan mehr den Bezirk ihres Hauses. Sie beschäftigte ihren Geist mit den Schriften der Weisen und Dichter, und umgab sich mit einer eigenen idealen Welt, umgeben von der Pracht einer reizenden Natur. Mit der Außenwelt hatte sie ein für alle Mal abgeschlossen. Nach vielen Jahren genoß Nur Begum wieder des ganzen Landes Achtung und Liebe. Es war fast wie bei ihrem ersten Auftreten in der Welt. Zweihundertfünfzigtausend Silberstücke waren für ihren ausschließlichen Haushalt ausgesetzt. Dies und ihre Schätze gestatteten ihr, sich mit königlichem Glanze zu umgeben.

Nur Jehan starb im Jahre 1645.

Sie ward in Schah Dera, dem Grabmal Jehanghir's, an der Seite des Kaisers beigesetzt.

Eine Sage läßt sie auch in Hußein-Abdal, einem Gebäude ohne Inschrift, ruhen. Ein riesenhafter Dom erhebt sich, noch heute bewundert man die Ruine. Durch die mächtigen Risse in dem Gewölbe der Kuppel leuchtet und strahlet das goldene Licht, das herrliche Blau, die ziehende Wolke oder es schimmert im Dunkel der Nacht der Himmel hindurch mit den ewigen Sternen, und verleiht dem, den Einsturz drohenden Prachtbau einen großartigen Charakter. Dichtes

Gebüsch umwuchert das Gebäude. Zwei große Cypressen stehen dabei auf erhöhten, mit Steinmauern umfangenen Plätzen. Nur die Einfassung des Thores aus schwarzem glänzenden Marmor zeigt noch den Prachtschmuck von ehemals, das Thor, selbst vielleicht von demselben edlen Gestein, ist geraubt. Merkwürdige Felsen umgeben das Grab. In ungeheuren Blöcken von regelmäßiger Gestalt, bald über einander gethürmt, bald einzeln, wie geometrische Figuren, heben sich dunkel vom Horizonte ab. Das Grab selbst steht auf dem höchsten Punct der Umgegend. Hinter ihm erscheint das weit entfernte, himmelansteigende Hochgebirge, dessen höchste Aufragungen die Schneekuppen des Pir-Panjab sind, die wie endlose Schneeberge thronen.

Hier ruhen Staub bei Staube die Ueberreste der einst durch Schönheit, Geist und Macht so berühmten Nur Begum, des Lichtes der Welt! Gemalin des mächtigen Kaisers Jehanghir von Hindustan.

Gedicht von Otto Prechtler.

Schwingt den Hammer.

Man nennt sie arm — die gute deutsche Presse,
Die Triebkraft deutschen Schaffens scheint geschwächt;
Und doch trifft man zu Leipzig auf der Messe
Vor lauter Katalogen nicht zurecht.
Es drängt sich zu der literar'schen Esse
Das ganze, deutschgeborene Geschlecht,
Und formet — Schilder nicht aus blankem Erze —
Nein — neuen Geist aus — alter Druckerschwärze.

Wir haben Zeit zum geist'gen Wiederkäuen,
Bequem gestreckt auf des Vorhand'nen Pfühl.
Und kommt man auch vom Reden oft in's Schreien:
Ein Jeder will bemerkt sein im Gewühl.
Man wägt das Alte, mäkelt an dem Neuen;
Bestimmt uns Richtung, Grenze, Zweck und Ziel.
Man legt die Art an manchen Baum der Lieder —
Doch keinen Saamen in das Erdreich nieder.

Der commentirt in zwanzig Bänden Göthe,
Ein And'rer zeigt wie Schiller — groß gefehlt.
Der sieht in Gutzkow Deutschlands Morgenröthe,
Indeß ein Pietter sich mit Hebbel quält.
Und an der Spree ein Schwätzen und Gefläte,
Als käm' erst dort Euripides zur Welt.
Der deutsche Geist verflacht sich in Broschüren —
Die Welt, die schon gemacht — zu registriren.

Zur Poesie erfanden sie den Schlüssel —
Doch wer erfand zuerst die Poesie?
Nein! der Verstand mit scharfem Vampyrrüssel
Entseelt das Schöne — doch er schafft es nie.
Er bringt dem Hungernden die gold'ne Schüssel,
Doch fehlt die Frucht — und laben kann nur sie.
Und was die stolze Klarheit nie errungen,
Hat oft der Dichter wie im Traum gesungen.

Aus eig'ner Kraft — halb unbewußt des Lebens
Drängt sich der Dichtung Saame still zum Licht.
Und die Mimose seines Seins und Webens
Sie duldet prüfende Berührung nicht.
Die Treibhausglut der Weisheit wirkt vergebens,
Und wenn es Zeit — gewiß, die Knospe bricht!
Laßt dem Talent das stille schwüle Brüten —
S'ist Frühlingsnacht! — Der Morgen bringt uns Blüthen

Zu schaffen gilt's — der Predigt ist man müde
Und deine Albas, Deutschland, schick' nach Haus.
Das Werdende bedarf erst der Aegide,
Und das Geword'ne spricht von selbst sich aus.

Es rege sich die Kraft im freien Liede,
Sie trete als Gestalt in's Sein hinaus!
Hinweg denn endlich, literar'scher Jammer!
Schafft nur und formt! — und rüstig schwingt
den Hammer!

Gedicht von Julius Kuttor.

Der Zehn-Ringthurm zu Wertheim.

(Volksſage.)

Zu Würzburg iſt der Biſchof
Dem Grafen tief ergrimmt,
Der auf dem Schloß zu Wertheim
Nicht Achtung vor ihm nimmt.

Er ruft mit ſtolzer Miene:
„Des troß'gen Gräfleins Schloß,
Das ſoll zum Maine ſchleifen
Der Biſchofspferde Troß!“

Das hat der Graf vernommen; —
Und auf des Biſchofs Droh'n
Macht man zehn Eiſenringe
Am Thurm an, ihm zum Hohn.

Dem Biſchof läßt verkünden
Der Graf von Wertheim dann:
Er möge eilig kommen,
Treu ſeinem Wort als Mann.

Der Stricke nicht vergeſſend,
Zu ſchleifen ihm das Schloß;
Die Ringe wär'n am Thurme,
Am Ziehen fehlt' es blos.

Mit ſeinen Streitern nahte
Der Biſchof dort am Main;
Der ſtolze Graf von Wertheim
Lud ihn nun ſelber ein.

Er zog aus ſeinem Schloſſe
Mit ſeinen Mannen aus,
Und lieferte dem Biſchof
Dann einen blut'gen Strauß.

Die Biſchofsknechte wurden
Geſchlagen in die Flucht;
Das Grafenſchloß zu ſchleifen
Der Biſchof nicht verſucht.

Die Ringe ſind zu ſchauen
Noch an des Thurmes Wand;
Der Thurm wird d'rum in Wertheim
Zehn-Ringthurm noch genannt.

Gedicht von Friedrich Halm.

Rathſchlag.

Laſſe dir des Lebens Tage,
Menſch, wie liebe Freunde ſein,
Welche Bürden er auch trage,
Jeder tret' willkommen ein!

Jeden grüße fromm ergeben,
Wie der Freund dem Freunde thut,
Und wie Freundeslaunen eben
Trag geduldig ſeine Glut;

Jeder, der dir will entrinnen,
Nehm' von dir ein freundlich Wort,
Nehm' ein löbliches Beginnen
Zur Erinn'rung mit ſich fort!

Jeden, Menſch, entlaß' mit Segen,
Denn, wenn einſt dein Stündlein kam,
Tritt dir jeder ſo entgegen,
Wie er von dir Abſchied nahm.

Was du jedem mitgegeben,
Bringt dann jeder dir zurück,
Sieht dich an, wie im Entschweben
Ihn berührte einst dein Blick.

Lasse, Mensch, des Lebens Tage
Dir wie liebe Freunde sein,
Denn es holt nicht Wunsch noch Klage
Die verlor'nen wieder ein!

Der Teufelsstein zu Mödling.

Eine Volkssage, erzählt

von

Rudolph Lohrer.

I.

Mitten zwischen den üppigen Traubenhügeln, welche das freundliche Dorf Mödling zu einem malerisch schönen Park gestalten, stand im Jahre 1325 am Fuße des steilen Aninger-Berges Robert Helmerich's reinliches Häuschen.

Er hatte in der Zeit seiner kräftigen Jugend unter Oesterreichs biederem Herzog Friedrich dem Schönen als muthiger Krieger gefochten, und am blutigen Tage bei Mühldorf, an welchem Friedrichs siegreiche Waffen denen Ludwig des Strengen von Baiern erlagen, bei der persönlichen obschon fruchtlosen Vertheidigung seines Herrn durch den mächtigen Schlag eines feindlichen Kriegers schwer verwundet — und hiedurch zur ferneren Heerfolge untauglich — das Kriegshandwerk aufgegeben, um an seinem väterlichen Erbe in Mödling, zurückgezogen von dem wir-

ren Getümmel der Welt, sich von dem Ertrage seiner Weinberge und seiner Heerde zu ernähren.

Der Himmel segnete seinen Fleiß; und an dem frohen Tage, an welchem die begeisternde Kunde auch in das blühende Mödlingerthal gelangte, daß besiegt von Friedrichs fast beispielloser Rechtlichkeit, der strenge aber hochherzige Ludwig ihm die Hand zum Frieden bot und Reich und Lager brüderlich mit ihm theilte, feierte Helmerich beglückt das schöne Fest seiner ehelichen Verbindung mit Ludmilla, der tugendhaft und reizenden Tochter des wohlhabenden Mühlenbesitzers Max Laubacher aus dem benachbarten Orte Heiligenkreuz. Es hatten die Herzen dieses Bündniß geschlossen, und beide Gatten genossen in süßem Frieden den heiteren Himmel stillen häuslichen Glückes. Jahre schwanden dem zufriedenen Paare wie Stunden und Helmerich's wolkenloser Himmel spiegelte sich in seinen wonnetrunkenen Augen, als ihm auch Vaterfreude wurde und er einen lächelnden Knaben in seinen vor Freude zitternden Armen hielt. Der kleine muntere Knabe, Hermann, wuchs schlank und nervig an der Hand seines guten Vaters, am Busen der Natur wie die Tannen in den heimatlichen Forsten empor. Früh schon hatte Vater Robert in das empfängliche Herz des Sohnes die unerschütterlichen Grundsätze der Ehre und reiner Sittlichkeit gepflanzt, die durch des Vaters edles Beispiel erstarkt, seinem Charakter eine Haltung und Consequenz verliehen, deren der Mensch in diesem vielbewegten wechselreichen Leben so nöthig bedarf. Er war bestimmt, einst das väterliche Besitzthum als sein Eigen zu erhalten und ein zufriedener einfacher Landmann inmitten dieses stillen Edens zu wirken. Er blieb das einzige Kind seiner Eltern.

Wenn der fruchtbare Herbst die Trauben gereift, und die Weinlese die ländliche Jugend zum frohen Reigen lud,

war es Hermann, der als der beste, hübscheste Tänzer, als der Liebling der weiblichen Dorfjugend galt.

Allein Hermann hatte nur Augen und Bewunderung für Bertha, die schlanke blühende Tochter und einzige Erbin des sehr vermöglichen Krämers Christoph Hilmayer, dessen ansehnliches Haus und Verkaufsgewölbe zunächst der Behausung Helmerich's gelegen war, und dessen Weinberge nachbarlich an des alten Roberts Rebenhügel grenzten. Die beiden Liebesleutchen waren wie für einander geschaffen. Bertha hatte erst durch 17 Lenze die duftenden Rosen ihrer reizenden Heimat gesehen und meistens den Reigen beim Lesefest mit Hermann eröffnet. Aus ihren veilchenblauen großen Augen von seidenen schwarzen Wimpern umschattet, lachte der Unschuld kindlich frommer Sinn. Ihr glänzend schwarzes Haar einfach auf dem Scheitel getheilt, barg sich im festlichen Sonntagsstaat unter dem niedlich kleinen goldgestickten Häubchen; während es ihr sonst in reichen Flechten unter dem leichten Strohhute um den Nacken hing. Höher wogte ihr voller Busen unter dem seidenen Halstuche, das eine einfache goldene Nadel züchtig schloß, wenn sie ihrem Liebling begegnete und laut und mächtig pochte Hermann's Herz, wenn seine freudetrunkenen Blicke auf der zierlichen Gestalt der schönen Jungfrau weilten. Wenn er entglüht von reiner Liebe sie verschämt in seine Arme schloß und brennende Küsse auf die entglühten Wangen drückte, so schwanden ihnen — bewacht von der Unschuld schützendem Genius — in reinster Wonne himmlisch schöne Stunden; und eine selige Zukunft lächelte beiden entgegen.

Zu schüchtern in ihrer beiderseitigen Abhängigkeit hatte weder Hermann noch Bertha es gewagt, ihre Eltern zu Vertrauten ihrer Liebe zu machen, zumal da Hermanns

Vater sich oft schon gegen zu jugendliche Bündnisse ausgesprochen hatte.

Der alte Hilmayer dagegen hatte beim letzten Kirchweihfeste wohl bemerkt, daß Hermann nur mit seiner Tochter tanzte und vernommen, wie sich manche Gäste in seiner Nähe äußerten: Hermann und Bertha wären ein Pärchen wie für einander geschaffen, und als Bertha am folgenden Tage dem Vater seinen Morgentrunk kredenzte, zog er sie auf den gepolsterten Sitz der breiten Wandbank nieder. »Bertha,« sprach er, »fühlst du dich wohl auf die ermüdende Anstrengung des gestrigen Tanzes? Ich gestehe dir, mein Kind, daß mir sehr bange war, du nahmst an jedem Tanze Theil bis ans Ende, und deine Wangen glühten. Wenn nur deine Gesundheit —«

»Seid unbesorgt, mein liebes Väterchen!« sprach froh das Mädchen ihn liebkosend, »der Tanz von gestern hat mich nicht ermüdet,« und (den Sinn dieser Einleitung nicht ahnend) fuhr sie unbefangen fort: »hab' ich doch beinahe ausschließend nur mit Helmerich's Hermann getanzt. Ihr saht es selbst; so leicht wie ein Schmetterling flog er mit mir den Uebrigen voran, und . . .«

»Ja,« fiel der Vater ihr ins Wort, »ja, ja! so schien's auch mir, und dein Gleichniß von den Schmetterlingen finde ich recht bezeichnend. So schweben sie dahin die Jünglinge mit leichten Flügeln bald zu der und bald zu jener Blume, ohne bei einer zu verweilen. Sie nippen nur im Fluge vom Honig der ganzen reichen Blütenflur.«

»Ah Väterchen! das wäre? — das glaubt nur ihr!«

»Ei, das verstehst du nicht! du bist ein Kind! ein braves liebes Kind, doch ohne Klugheit und Erfahrung. — Meinst wohl die Welt sehe auch mit so arglosen Augen wie du? Allein du irrst. Die Mehrzahl ist unerschöpflich und sinnreich in boshaften Deutungen; und daß wir bei deinem

gewählten Beispiele bleiben: der Mädchen Ruf gleicht eines Schmetterlinges Flügel. Der leiseste Hauch einfältiger oder boshafter Mißdeutung verweht den herrlichen Farbenstaub. Der Flecken bleibt; der schöne Farbenschmelz jedoch, der ist für immerdar verloren. Diese ausschließende Annäherung, diese unbefangene Redseligkeit können sich die Hämischen nicht anders erklären, als durch ein vertrautes Verhältniß zwischen euch beiden. Ich weiß es wohl, bei dir und Hermann ist dies nicht der Fall. Er ist ein schmucker, ich glaub' es selbst ein braver Junge. Sein Vater ist ein Biedermann, allein siehe, liebe Bertha! da wir nun einmal in dieser Welt leben, wir auch ihr Urtheil brauchen, und darum selbst den Schein vermeiden müssen, der seiner Wirkung nach der Wirklichkeit ganz gleich kömmt, Gott aber meinen Fleiß gesegnet hat, muß deine Wahl durch die Vernunft geleitet werden. Dich glücklich und geehrt zu wissen, ist mein eifrigster Wunsch. Zur Jungfrau nun gereift, ist die Bestimmung deines Geschlechtes, als Gattin und Hausfrau zu wirken. Meine Lage und die Vorzüge deines Herzens wie deiner Gestalt beschränkt dich nicht in deiner Wahl. Du hast auf reichliche Versorgung Anspruch.«

»Ach Vater! Gold allein ist's nicht, was glücklich macht.«

»Wohl,« gegenredete der Vater, »allein, wenn sich ein Freier meldete, der hübsch und brav und auch die Mittel noch besäße . . .« Bertha wollte ihm entgegnen.

»Nun ja, ich kenne,« fiel ihr Vater lächelnd in die Rede, »deine schwärmerische jugendliche Genügsamkeit. Allein bedenke, wir sind ja keine Lilien des Feldes.«

»Aehnliche Unbesonnenheiten verscheuchen rücksichtswürdige Freier. Darum sei fein bedächtlich in deinem Benehmen gegen Hermann. Ich bin ihm gar nicht abhold, liebes Kind, und wenn er seiner Zeit behaust, sich um

deine freie Hand bewerben würde, und wirklich hoffen könntest mit ihm glücklich zu werden, je nun, ich würde deinen Wünschen feindlich nicht entgegentreten; doch du wirst dich nicht so vorschnell von deines Vaters Herzen reißen.«

Befriedigt durch die milde hoffnungsvolle Wendung des Gespräches und gerührt küßte sie ihn auf die Stirne und entfernte sich mit der Versicherung, seine väterliche Liebe dankbar zu erkennen.

Von nun an beobachteten Hermann und Bertha die größte Vorsicht, und geraume Zeit vermied ein Jedes, sich die Mittheilungen ihrer Väter zu entdecken. Endlich brach Hermann das Schweigen. Bertha erwiederte seine Offenherzigkeit. Man gelobte sich wechselseitige Treue, und tröstete sich mit der lohnenden Zukunft, die ihre Standhaftigkeit am Ende krönen würde, und sie theilten sich die milderen Erklärungen ihrer Väter mit.

So blieb das Verhältniß von Eltern und Nachbarn beinahe rein vergessen; durch den Schleier des Geheimnisses aber für die Liebenden nur noch inniger, gewann es nicht minder an Reinheit; doch der stille Friede, der Roberts Tage im freundlichen Kreise der Seinen zum neidenswerthen Freudenhimmel gestaltete, sollte bald das Loos alles irdischen Glückes erfahren, das so selten ungetrübt den Sterblichen bis zum Grabe wandellos lächelt.

Der erste harte Schlag, der den Redlichen zerstörend traf, war der Verlust seines Weibes. Kein Laut der Klage entschlüpfte seinem Munde, aber sein Herz war verwaist; und wenn er einsam durch die weiten Räume seines sonst so frohen Hauses schritt, trat eine heiße Thräne in sein männliches Auge.

II.

Der Sommer war eingetreten, als sich nach einem schwülen Tage dunkle Gewitterwolken am Himmel thürmten, Blitze zuckten an der verfinsterten Himmelsdecke, wie ein Orkan heulte der Sturmwind durch Wald und Trift; die Fenster klirrten in den Stuben. Der schwarze Mantel der Nacht verhüllte selbst den bleichen Schein jedes einzelnen Sternes, als ein gelblicher Blitz von einem furchtbaren Donner gefolgt auf Helmerich's Haus niederfuhr, und schon im nächsten Augenblicke die Flammen hoch emporschlugen. Der brausende Sturmwind hatte sie in wenigen Augenblicken mit verheerender Hast verbreitet. Die thätigste Anstrengung der zur Rettung schnell herbeigeeilten Nachbarn war fruchtlos. In wenigen Stunden lag Helmerich's Haus in glimmenden Trümmern bis auf den Boden niedergebrannt. Blaß und zitternd blickte Helmerich, der Vater, auf seinen vernichteten Wohlstand. In Schutt und feuriger Asche lagen die Ersparnisse Jahre langen Fleißes begraben. Händeringend stürzte sich Hermann in die feuerflammenden Rauchwolken, das Unentbehrlichste nur mit Gefahr seines Lebens zu retten. Verzweiflungsvoll starrte er in eine hoffnungslose Zukunft, denn mit den Mauern seines Vaterhauses waren auch die schönen Träume seines Glückes in Staub gesunken. Die erlittenen Verletzungen, und noch mehr die Schwere seines Unglückes hatten die letzten Kräfte seines Vaters erschöpft und nach wenigen Tagen schloß sich sein Auge zum Schlafe des Todes, den er als wohlthätigen Retter willkommen geheißen hätte, wenn nicht sein Sohn in einer unthellnehmenden Welt zurückgeblieben wäre. Er segnete ihn noch in den letzten Stunden seiner Erdenleiden und ermunterte ihn zu standhaftem

Muthe und unbeirrtem Vertrauen auf eine ewig waltende Vorsicht.

In thränenloser Verzweiflung stand der nun arme Hermann bei der Leiche seines so sehr geliebten Vaters und drückte auf desselben erstarrte Lippen brennende Scheideküsse. — Alle seine Hoffnungen waren zerstiebt; — seine Liebe ohne lohnende Aussicht und die jammervolle Zukunft stand wie ein drohendes Gespenst vor seinen Augen.

Auf der zerstörten Stätte ehemals friedlichen Wohlstandes, war der Vogt und Richter des Stiftes zum heiligen Kreuze, Herr Cuno, und untersuchte den Werth der Brandstätte und des Vermögens des Verunglückten. Er trug das unverkennbare Gepräge der Verworfenheit und theilnahmloser Härte in seinem abstoßenden widerlichen Aeußern. Geiz und Jähzorn hatten in diesem Antlitze tiefe Furchen gezogen. Wenige mit Grau gemischte röthliche Haare zogen sich um seine Schläfe. Unter buschigen Brauen glänzte in tiefen Höhlen, stechend und tückisch lauernd, ein graues Auge, das andere ging bei einem Streite, den er einer Grausamkeit wegen mit einem Bürger hatte, durch das Papier verloren. Abgemagert wie ein Gerippe, klapperten seine Arme an dem verdorrten Körper niederhängend, und schleichenden Schrittes trat er mit inquisitorischer Sorgfalt einher; den Blick nach allen Seiten wendend zuckte ein schadenfrohes Lächeln um seine zahnlosen Lippen. Von Schätzleuten begleitet ließ er sich in Helmerich's Sorgenstuhl gemächlich nieder, und sich im selben behaglich wiegend, das Schätzungsoperat durchgehend, kündete er gähnend Hermann mit gefühlloser Trockenheit an: Bei der Unzulänglichkeit des Vermögens zum Wiederaufbaue verfüge die Obrigkeit den ungesäumten Verkauf der Brandstätte im Wege der Versteigerung, von deren Ausschlag der Erlös kaum zureichen werde, den erhobenen Betrag der Gerichtsgebüh-

ren, Steuern und Ausstände zu tilgen. Hermann möge daher gleichwohl sich um einen Dienstplatz bewerben, und diese Räume ungesäumt verlassen, widrigens man ihm eine Versorgung in den Reihen der Landsknechte von Amtswegen anweisen werde. Cuno hatte in den glücklichen Tagen von Roberts ehemaligem Wohlstand für seine eben so häßliche als bösartige Tochter Kunigunde um Hermanns Hand geworben, nicht bezweifelnd, daß sich der einfache Landmann durch diese Verbindung hoch geehrt finden werde und diesfalls Hermanns Vater den Antrag gemacht, dem Paare gegen ein unbedeutendes Leibgeding Haus und sämmtliche Gutszubehörungen abzutreten. Als jedoch Hermann mit unbesonnener Freimüthigkeit der Jugend erklärte, daß er über sein Herz nicht mehr verfügen könne, und Hermanns Vater sich mit männlicher Gerabheit dahin aussprach: er könne und wolle sich bei dieser Sache keinen Zwang anmaßen, verzog sich Cuno's Gesicht in ein tückisches Zerrbild und mit scheinbarem Gleichmuthe sprach er achselzuckend: »Auch gut. Meiner Kunigunde wird es nicht an schmucken Freiern fehlen. Ich wünsche euch vom Herzen Glück zur putativen Schwiegertochter; allein nehmt euch in Acht, daß die Hochzeitkuchen bis dort nicht trocken werden.« — »Hat vor der Hand noch keine Eile,« erwiederte Robert. »Meint ihr?« grinzte der Vogt, und ging von dannen. Seit jener Zeit ward Cuno Helmerich's unversöhnlicher Feind und neckte ihn, wo er nur konnte. Die ganze Umgegend haßte Cuno seiner Rachsucht, seines Geizes und seiner Bestechlichkeit halber, aber Jedermann fürchtete ihn auch. Bertha verwendete sich zwar bei ihrem Vater, für Hermann das Anwesen zu erstehen oder selbem Geld zu leihen. Allein der alte Hillmayer gerieth nur über diese Zumuthung in Unwillen. »Laß mich,« sprach er, »mit diesem unbesonnenen Mitleid! Das hieße doch zum Spott der Welt

sein Geld nutzlos vergeuden, und sich den Haß des bösen Vogtes noch muthwillig auf den Hals laden. Kein Wort mehr davon.« Und so wurde der Verkauf vollzogen. Hermann sah sich am nächsten Morgen schon aus den Trümmern seines Geburtshauses gewiesen. Seine bekannten vollständigen Oekonomiekenntnisse und seine Redlichkeit verschafften ihm indeß einen Platz als Wirthschaftsleiter bei einem reichen Gutsbesitzer.

Von Nahrungssorgen war er wohl frei, aber es fehlte ihm zum Glücke unentbehrlich seine Bertha und selbst die entfernteste Aussicht auf ihren jemaligen Besitz. Er kämpfte oft den schweren Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft; aber seine Liebe war zu edel, seine Bertha ihm zu theuer, um letztere zu bewegen zu suchen, sein jetziges Loos mit ihm zu theilen. »Ja sie würde mir dies Opfer bringen, allein ich darf, ich will es nicht annehmen, und nur ihr Glück bedenken. Ich will ihr die Lösung unseres Bundes erleichtern. Möge sie mich leichtsinnig und ihrer Liebe unwürdig wähnen; so nur wird es ihr möglich werden, nach dem Willen ihres Vaters ihre Hand einem vom Glücke besser bedachten Jünglinge zu schenken, der sie liebt, wenn auch nicht mit der Innigkeit, womit sie in diesem verblutenden Herzen thront.« Von der Stunde an sah Hermann Bertha immer seltener, und wich ihr geflissentlich aus. Aber Abends, wenn er von der Arbeit müde in sein Stübchen kehrte, überließ er sich den zerstörenden Qualen seines verlorenen Glückes. Bertha wußte sich sein Betragen und seinen Rath nicht zu erklären, dem Wunsche ihres Vaters zu willfahren und im lohnenden Bewußtsein erfüllter Kindespflicht Ersatz für eine hoffnungslose Liebe zu finden. Wie aus einem freundlichen süßen Traume zur erstarrenden Wirklichkeit erwacht glaubte Bertha, als sie sich von Hermann getäuscht wähnte, ihr Herz müsse brechen. Gram und verletztes Ge-

fühl empörten ihr Innerstes; und mit stieren thränenlosen Augen sagte sie: »Du hast es ausgesprochen, Hermann! Es mag klug sein, was du sagtest; ob es auch recht ist und gut, mag Gott entscheiden. Ich trage keine Schuld daran. Ich weiß, was ich mir selber schuldig bin und will dich weder anklagen, noch in den Beschlüssen deiner ruhigen Besonnenheit beirren. Da es dir so leicht wird, ein, wie ich einst glaubte, für die Ewigkeit geschlungenes Band zu lösen, so sei glücklich ohne mich, und mögest du nie bereuen, ein Herz gebrochen zu haben, das den Muth gehabt hätte, freudig jeden Wechsel des Schicksals mit dir zu theilen. Es sei wie du gewünscht. Lebe wohl, und wenn du kannst, vergesse deine erste Liebe;« — ihre Stimme erstickte nun unter Thränen — »auch von dir vergessen und verlassen bleibe ich meinem Eide treu. Die Erinnerung an die schönen Tage unserer Liebe ist mein theueres Eigenthum, die kannst du mir nicht rauben; aber nie werde ich meine Hand einem Andern geben. Ich scheide ohne Groll, und die Kunde von deinem Glücke wird die einzige Erheiterung meiner noch übrigen Tage sein.« Wehmüthig, sanft und freundlich bot sie ihm die Hand. Von dieser Herzensgüte überwältigt, breitete Hermann seine Arme nach ihr aus und wollte sie mit dem Ausrufe: »Bertha, meine Bertha!« an seine Brust drücken. Aber zurücktretend, wich diese seiner Umarmung aus. »Nicht so!« sprach sie entschlossen, »ich wollte dich nicht durch Gefühl erweichen, nicht um eine Liebe betteln, die du nicht mehr fühlest. Lebe wohl!« Mit diesen Worten entfernte sie sich rasch. Sie kehrte ins Vaterhaus, er in das Haus seines Dienstherrn zurück. Aus beider Brust war Lebenslust und Friede entflohen.

Kein Laut der Klage entschwebte ihren Lippen. Aber auch kein heiterer Blick, kein Lächeln verklärte wie einst ihr Antlitz. Ihre sonst in frischer Rosenglut blühenden

Wangen bleichten sich von Tag zu Tag. Zusehends schwanden ihre Kräfte und fieberhafte Träume ließen sie nur Hermann erblicken, wie er am Traualtare ihr unverbrüchliche Treue schwur zum Lebensbunde, zauberten die schönen Bilder ihrer glücklichen Vergangenheit vor ihr brennendes Auge. Diese Fantasien zerstörten ihres Körpers Kräfte und nach kurzer Zeit verfiel sie in ein Nervenfieber, das nach den Aeußerungen des aus Wien herbeigerufenen Arztes wenig Hoffnung für die Rettung übrig ließ.

III.

In Bertha's fieberhaften Träumen entschwebte den glühenden Lippen das Geheimniß ihres gebrochenen Herzens und es lag enthüllt vor den Blicken des Vaters, der nun wider Hermann in Wuth entbrannte, und ihn als den Mörder seines einzigen Kindes anklagte. Hermann aber verflossen freudenlos die Tage, schlaflos seine Nächte, und hinaus drängte es ihn aus der Grabstätte seines zerstörten Glückes in die fremde Welt. Da traf ihn wie ein Donnerschlag die Kunde vom hoffnungslosen Zustande der Geliebten und er trat mit Blicken verzweiflungsvoller Entschlossenheit vor seinen Dienstherrn, ihm bedeutend, daß er länger hier nicht weilen könne, und um seine Entlassung bitte. Sein Dienstherr aber, ein Mann von gutem Herzen und Verstand, bot ihm, nachdem er aus Hermanns Munde erfahren, was ihn zu so schneller Flucht bewege, bereitwillig seine Hilfe — den Pacht eines zweiten ihm gehörigen Gutes an und vertragsmäßige Versicherung desselben, falls Bertha's Vater sich dadurch bewegen ließe, ihm seiner Tochter Hand zu geben; ja er geleitete ihn am späten Abend noch selbst dahin.

In lebhafter Gemüthsaufregung eilte Hermann alsogleich in Hillmayer's Haus, der wie versteinert ihn anstarrte, als er Bertha's Krankenzimmer betrat, und ihrem Bette nahend sie mit der Wahrheit und der unveränderten Innigkeit seiner treuen Liebe bekannt machte. Auf seines Dienstherrn Zeugniß sich berufend, wies sich Hermann über die Aussichten seines künftigen Erwerbes bei dem Vater aus und beschwor ihn, bei dem Glücke seiner Tochter um ihre Hand. Wie verklärt, erglänzten freudelächelnd Bertha's Augen, ihre Wangen überzog eine von ihnen lang schon gewichene Röthe und sie vereinte ihre mit Hermann's Bitten. Auch Hillmayer's Augen belebte Feuer, doch nicht vom milden Strahle der Rührung, sondern des Zornes wilden Flammen; auch seine Wangen glühten, allein nicht von Bewegung des Gefühles, und lange den flammenden Blick schweigend bald auf Hermann, bald auf Bertha geheftet, brach er in die kränkendsten Ergießungen seines Zornes aus, und schloß damit: es bleibe unabänderlich dabei; nur wenn er — Hermann — sich über den Besitz eines selbstständigen Eigenthums ausweisen könnte, werde er in seine Bewerbung willigen. »Ja, wenn des Vaters Haus dein eigen wäre,« fuhr Hillmayer fort, »das wäre etwas Anderes; allein nicht einmal dessen Grundstein ist dir geblieben; und so rechne nie auf meine Einwilligung. Ich bin ein Mann, und weder die träumerischen Hoffnungen eines leichtsinnigen Jungen, noch die abgeschmackten schwärmerischen Thränen eines verliebten Mädchens sollen mich jemals wankend machen. Endlich als Hermanns Vorstellungen, vereint mit denen seines Dienstherrn, nicht endeten, als Bertha's Thränen immer heftiger die blassen Wangen der trostlosen Kranken netzten, sprach der Zürnende — wie beruhigt — höhnisch lächelnd mit bedeutungsvollem Seitenblicke durch ein kleines Fensterchen

ins anstoßende Gemach: »Je nun, damit Ihr seht, daß ich nicht bin, wofür ihr Drei mich wohl haltet; wohlan! Hermann soll meiner Tochter Hand bekommen, wenn er mir nur den Grundstein seines väterlichen Hauses bringt. Schon übermorgen wird vom neuen Eigenthümer der Bau des Hauses vorgenommen; noch liegen unberührt die Trümmer des bis auf den Grund abgebrannten Hauses. Seht zu und schafft mir den Stein, Ihr braucht des Hauses nicht, seid mir als Eidam dann willkommen. Doch — findet Ihr ihn nicht, versprecht Ihr mir euch ungesäumt aus dieser Gegend zu entfernen und keinen weitern Versuch um meiner Tochter Hand zu wagen. Wollt Ihr? Es ist nun eben eine Laune, auf der ich aber eisenfest verharre.« Hermann bot seine Hand zu dem Vertrage und Bertha's Vater nahm sie trocken lächelnd an.

Am nächsten Morgen gruben mit Bewilligung des Eigenthümers der Ruinen Hermanns väterlichen Hauses viele Leute und er mit, den heißersehnten Grundstein zu entdecken. Aber fruchtlos war das Bemühen Aller und die Nacht war eingebrochen; doch der Grundstein blieb verborgen. Trostlos und ermüdet kehrte Hermann den Brandruinen seines Geburtshauses den Rücken und sein Entschluß stand fest, schon mit dem nächsten Morgen seine Heimat auf immer zu verlassen.

Auf dem Rückwege lag in kleiner Entfernung der schmucklose Friedhof des Dorfes auf seiner Bahn und mit Wehmuth sah er durch das eiserne Gitter, das dessen stumme Pforte noch verschlossen umgab; hier von der Zeit schon verblichene, dort traurig flimmernde Kränze auf schwarzen

Kreuzen und die weißen Steine einzelner Gräber ihm entgegen blicken. Erschöpft setzte er sich in einen mit Fichten und Strauchwerk dicht umwachsenen Wiesengrund und starrte mit brennenden, thränenlosen Augen bald nach der Schlummerstätte seiner Lieben, dann tief aufseufzend nach der Gegend, wo krank und hoffnungslos seine Bertha in Verzweiflung rang.

Alles rings um in der Gegend war stumm, und die schauerliche Stille, die ihn umgab, ward nur durch das Heulen des Sturmes unterbrochen. Feurige Blitze durchkreuzten nun in immer kürzeren Zwischenräumen den nächtlichen Himmel; aber Hermann störte nicht der Aufruhr der empörten Elemente; ihn, der nur mit seinem Schmerze beschäftigt war.

Da schreckte ihn ein derber Schlag auf seine linke Schulter aus seinen Träumen auf. Aus dumpfer Kehle scholl ihm der hohle Ruf entgegen: »Hallo, junger Geselle! noch so spät im Sturme auf einsamer Waldesbahn?« Hermann blickte nach dem Sprechenden, und hart an seiner Seite stand ein Mann in Jägertracht, auf sein Doppelrohr gestützt — eine mumienartig verschrumpfte Gestalt — mit einem Antlitze, von bleicher Mulattenfarbe übergossen. Struppige schwarze Haare hingen um sein auf die Brust gesenktes Haupt, und ein krauser dichter Bart zog sich um sein Kinn. Unter buschigen borstenähnlichen Brauen funkelten ein Paar feurig grüne Augen und die stark gebogene Nase und das spitzige Kinn gab dem widerlichen Gesichte das Ansehen von dem Kopfe eines Geiers. »Hallo!« rief wiederholt der Unbekannte, über dessen plötzliche Erscheinung Hermann ganz verdutzt war, »das ist so

Waldmannsgruß. Ihr seid, so scheint es mir, mein Junge, wohl auch nicht sonder glücklich, und doch lacht euch das Leben noch in frischer Blüthe. Allein, man muß den Kopf nicht gleich verlieren. Faßt Zutrauen! Gesteht mir euren Kummer, mir, einem Manne, den des Lebens wirrer Wechsel schon erfahren machte; ich will euch gerne helfen.«

»Ach, mein Gram, der endet nur im Tode, den ich bald zu finden hoffe.«

»Also seelenkrank!« fuhr der Unbekannte fort, »unglückliche Liebe! nicht wahr, ich hab's errathen? Hat euer Liebchen euch getäuscht, verzweifelt darum nicht! Es gibt noch andere hübsche Mädchen.«

»Ihr irrt. Bertha ist ein Engel.«

»Ein harter Vater also?«

»Ihr könnt mir doch nicht helfen; auch kenne ich euch nicht.«

»Laßt euch nicht vom Vorurtheile leiten. Alte Bekanntschaften sind nicht immer die besten. Genug, ich helfe euch. Was braucht ihr mehr zu wissen? Woher das Gute kömmt, gilt — meine ich — gleich.«

»Gut, ich vertraue euch. Der Vater meiner Bertha fordert von mir den Grundstein meines väterlichen Hauses, soll er in dieses Bündniß willigen. Zwei Tage gab er mir zur Frist, dann — kann ich ihm selben nicht schaffen, nahm er mein Ehrenwort zum Pfand, muß ich die Gegend alsogleich verlassen, und niemals darf ich mich um Bertha's Hand bewerben. Ich fand den Grundstein alles Suchens ungeachtet nicht. Ihr wißt jetzt Alles. Doch wer seid ihr, und träumt ihr noch mir beizustehen?«

»Mein Kleid läßt euch den Stand errathen, mein Name ist Andromalech. Die undankbare Welt nennt mich gewöhnlich nur — den wilden Jäger.«

»Gott!«

Der Unbekannte beugte sich tief zur Erde, und sein Gesicht verzerrte sich; in seinen Zügen lag der Verdammniß Fluch, und seine Glieder bebten. »Wehe dir!« rief er, nachdem er langsam sich erholte, »nennst du noch einmal diesen Namen!« Wieder lächelte die Fratze und er griff mit Hast nach Hermanns Händen. »Hasenhäsenfuß! warum erschrickst du denn? Ich helfe dir, und fordere nur einen kleinen Gegendienst, der dich nichts kostet. Schenke mir dein erstgebornes Kind; Knäblein oder Mädchen. Dein Seelenheil ist nicht gefährdet. Du hast ja noch Zeit zur Reue und Buße, und dazu will ich dich noch lange leben machen im ungestörten Glücke der wunderlichsten Fantasie. Auch sollst du noch der Kinder mehr erhalten. Bedenke dich. Ist's dir genehm, erscheine morgen Mitternacht zur selben Stelle. Denke an eure Liebe und an Bertha's rettungslosen Zustand, wenn du meine Hilfe verschmähst.«

Noch stand besinnungslos, betäubt von dem Gehörten Hermann. Unwillkürlich richtete er seine Blicke auf den Jägersmann, der seines Lebensglückes ihn bedingt versicherte, wenn er, Hermann, nur wollte. Da verwischten sich des Jägers Züge mälig; undeutlich wurden die Umrisse seines Körpers, bis nur eine dichte Nebelsäule mehr vor seinen Augen stand, und aus diesen ein dunkelrother feuriger Funke elektrisch durch die Erde schlug. Zur gleichen Zeit erleuchtete ein Blitz den nahen Friedhof, und Vater Roberts Grab und das seiner Gattin, die beisammen ruhten, umfloß ein überirdisch heller Glanz. »Gott, ich erkenne dich!« rief Hermann auf die Kniee sinkend und die Hände faltend aus. »Nein, nein, um diesen Preis, mag auch mein Erdenglück zertrümmern — kann ich Bertha nicht erringen; will und darf es nicht. Morgen mit dem Frühesten verlasse ich die Heimat und sehe sie wohl niemals wieder.«

IV.

»Ich hab euch's ſchon einmal geſagt, weil ich es für meine Pflicht hielt, Bertha's Zuſtand rührt von Seelenleiden, woran die Kunſt des Arztes ſcheitert, wenn ihr das Mittel nicht gebrauchet, das ihr wohl kennet und ſie allein zu retten vermag; doch iſt periculum in mora. Was zu geſchehen hat, das thuet bald; ich bürge euch für keinen Tag.«

»Ihr ſchwatzt mir ſo oft davon, mein Meiſter Theobaldus, daß ich verſucht bin faſt zu glauben, ihr ſeid mit Bertha und mit Hermann einverſtanden. Bemüht euch nicht. Lieber will ich meine Tochter auf der Bahre ſehen, als meines Hauſes Ehre dadurch beflecken, daß ich einen Bettler meinen Eidam nenne, der einſt nach meinem Tode ſich mit meinem mühevoll errungenen Eigenthume gütlich thäte, und,« ſchloß Hillmayer ſeine trockene Rede, »ein junges reiches Mädchen, für die kein Arzt und Medicin zu theuer, ſtirbt nicht ſo leicht.« »Leicht?« erwiederte der Arzt mit ſchlecht verborgenem Aerger, »das glaube ich ſelbſt. Leicht wird ihr Tod nicht ſein. Euch ſcheint es leichter ihn herbeizuführen.« Murrend verließ der Arzt die Stube. Mißgelaunt, im Streite mit den Beſorgniſſen für Bertha's Leben, hing Hillmayer ſeinen Gedanken nach; ſich endlich ſelbſt beruhigend durch die vorgefaßte Meinung, daß der Arzt mit Hermann und Bertha einverſtanden den Zuſtand der letzteren gefährlicher mache, als er ſich wirklich verhielte und Hermanns dringende Bewerbung nur die Verfolgung eigennütziger Gewinnſucht ſei. Zum Schlaftrunke nach dem vollen Becher langend, erſtickte er den letz-

ten Zweifel, der ihn befangen hielt, und begab sich in sein Schlafgemach.

Schon stand die Sonne hoch am Firmament; ein heiterer Morgen grüßte die Bewohner Mödlings; da trat Hermann ernst und tief bewegt zu seinem väterlichen Freunde, seinem Dienstherrn, umständlich die Ereignisse der verwichenen Schauernacht berichtend — und bat ihn tief gerührt, sich überzeugt zu halten, wie er der liebevollen Güte, die er von ihm erfahren, sich mit Dank erinnern werde, und daß ihn nur die unvermeidliche Nothwendigkeit aus seines Wohlthäters Haus entfernen könne.

Ein ungestümes Pochen hemmte den Fluß der Dankesrede Hermanns, und eintrat Hillmayer's Magd, hastig meldend, daß ihr Herr sie beide ungesäumt zu sprechen wünsche.

»Ist Bertha todt!« rief Hermann bis in die Lippen bleich werdend.

»O nein! der Arzt verbürgt sich für die vollkommene Herstellung der besten Gesundheit. Aber eilet nur, Herr Hermann, und Ihr, Herr Clarenbach; es wird euch sicher nicht gereuen; mein Herr erwartet euch mit Ungeduld.«

Beide folgten voll Erstaunen — nur mit stummen Blicken sich befragend, der raschen Schrittes Voraneilenden.

V.

Schon an der Hausflur trat ihnen Hillmayer bewegt entgegen, nahm Jeden lautlos bei der Hand und führte sie in seine Stube. Noch wußten Hermann und Clarenbach den Alten und seine sonderbare Handlungsweise sich nicht zu deuten. Da brach Hillmayer das Schweigen.

»Hermann,« sprach er, »ich forderte den Grundstein deines elterlichen Hauses — hier ist er!« — und er deutete auf einen Stein, der auf einem in der Ecke des Zimmers stehenden eichenen Tische lag. Eben wollte Hermann um Aufklärung dieses ihm unbegreiflichen Ereignisses bitten, als Hillmayer selbst ihn weiter anzuhören ersuchte. »Hermann,« sprach er, »an des Steines Echtheit bleibt kein Zweifel übrig, da des Erbauers Name, die Jahreszahl und des Baumeisters Name hier eingegraben sind. Doch, wie kam er in meine Hände? — Hört! — Zur gewohnten Stunde zog ich mich gestern Abends in meine Stube zurück. Ein böser Geist hielt immer noch meinen Verstand und Herz mit sündigem Trotze gefangen. Leidenschaft und Mißmuth hatten mir den Schlaf geraubt. Meine Schlafstätte verlassend, begab ich mich ans Fenster und starrte schweigsam in die finstere Nacht hinaus. Ein wüthender Sturmwind brauste erst durch das undurchdringliche Dunkel. Die Wetterfahnen klirrten und kein Fußtritt störte in der menschenleeren Straße das unheimliche Schweigen. Da erhellte plötzlich eine ungewöhnlich grelle Lichte den Horizont. Ich konnte jeden Gegenstand in meinem Zimmer deutlich unterscheiden; und so sah ich auch den Zeiger meiner Uhr auf der zwölften Stunde. Das Fenster eilig öffnend, wollte ich mich

überzeugen, ob vielleicht ein Brand im Dorfe ausgebrochen sei, da hörte ich deutlich etwas Schweres fallen in den Hofraum meines Hauses. Von plötzlicher Ahnung voll, eilte ich ungesäumt dahin und fand mein Gesinde schon in einem dichten Kreise versammelt, nach einem Puncte starrend, und mir versicherten sie nun, wie sie deutlich sahen, wie der große Stein da aus den Lüften auf den Boden hier gefallen sei, da sie ebenfalls das Wetter nicht zur Ruhe kommen ließ. Hermann! wer beschreibt dir mein Erstaunen, mein Entsetzen, als ich dann in dem Steine deines Vaterhauses Grundstein erkannte, den ich noch ehegestern — reumüthig und beschämt gestehe ich es dir — vom Vogte — stehlen ließ, da du, Hermann, und Ihr, Clarenbach, bei mir waret, um zu werben. Vogt Cuno war im Nebenzimmer und der Satan — Gott sei mir Sünder gnädig! — gab mir den Gedanken, auf des Vogtes Beistand zählend, ein Bedingniß euch zu setzen, leicht, dem Anscheine nach und doch unmöglich, um so euch und meiner Bertha für immer jede Hoffnung zu benehmen. Der Vogt nahm diesen Stein mit sich, in seines Hauses Brunnen ihn zu versenken, und — hier ist er. Ich sah den Fingerzeig von Oben und fühlte tief zerknirscht seine Barmherzigkeit. Noch ehe ich um euch sandte, meldete der Arzt meiner Tochter mit Behutsamkeit den Vorfall, und versicherte mich kurz vor eurem Erscheinen, daß in Folge dieser segensreichen Nachricht Bertha die erwünschte Crisis, welche eben eingetreten war, glücklich überstanden habe, und seine Kunst sie nun bald zum Troste meines Alters und meines Vergehens wieder blühen machen werde. Hermann, könnt ihr mir verzeihen?« — Stumm umarmte ihn der Freudentrunkene, und auch Clarenbach bot versöhnend Hillmayer die Hand. Nun erzählte auch Hermann seinem neuen Freunde die Geschichte seiner Versuchung.

»Ja, Hermann, wo Gott so sichtbar richtet, darf der schwache Mensch nicht frevelnd widerstreben. Sei mir willkommen als mein Eidam. Was ich besitze, ist redlich erworben, mache meine Bertha durch treue Liebe glücklich. Der wilde Jäger mag seine fluchbeladenen Schätze behalten. Ihr habt mein Gut, das ich vor Kurzem an mich brachte, als euer Eigen. Der Stein wird aufbewahrt als ein Denkmal von Gottes unbegrenzter Güte, der wandellosen Liebe eines tugendhaften Paares, als ein warnendes Beispiel der Härte eines wahnbethörten Vaters. Und jetzt zu meiner lieben Bertha. Laßt mich ungesäumt ein Bündniß segnen, das Gott selbst geweiht.« Arm in Arm betraten sie das Zimmer der Reconvalescentin.

»Mein liebes Kind,« sprach Hillmayer, »nimm Hermann aus des Vaters Händen, den Geliebten deines Herzens, der zwar arm an Gold, aber ein reiches edles Herz im Busen trägt; nimm ihn mit des Vaters reichstem Segen.

Mit neuer Lebenslust im verklärten Blicke sank die Ueberglückliche an des wonnevollen Jünglings Brust. Die beiden Alten und der Arzt Theobaldus drückten sich schweigend die Hände, die Augen feucht von Thränen, die Blicke zum Himmel gekehrt. Bertha's Gefühle zu beschreiben, ist des Dichters Feder zu schwach.

Nicht lange darnach kam ein Bote von Heiligen-Kreuz und meldete dem Krämer, daß in der letztverflossenen Nacht den Vogt der Schlag getroffen. Der Sprache und der Besinnung beraubt, war es nicht mehr möglich, ihn mit den Tröstungen der Kirche zu versehen. In einer Viertelstunde war er unter fürchterlichen Krämpfen — eine Leiche.

»Der Herr sei seiner Seele gnädig!« sprach erschüttert Hillmayer. »Amen,« erwiederte der kleine Kreis.

Spät erst trennten sich die Fröhlichen in einer ernst ge-

wordenen Stimmung. Auf Bertha's Wangen erblühten bald wieder der Gesundheit und des Frohsinns frische Rosen, und nach wenigen Monden sprach der Priester seinen Segen aus über das glückliche Paar. Noch in jetziger Zeit blüht das Geschlecht der Helmerichs. — Der wunderbar den Mächten der Finsterniß und der Arglist des boshaften Vogtes entrissene Grundstein aber wurde an Hillmayer's Haus und später am Eingange des Dorfes befestigt. Bis heute noch zeigt man ihn dem Wanderer; bis zur Stunde erhielt sich in des Volkes Munde die Sage vom Teufelstein zu Mödling.

Gedicht von Philipp v. Körber.

An die Poesie.

Ein schöner Frühlingstag war mir beschieden,
Der schönste wohl auf meiner Lebensbahn,
Als mich zum ersten Mal der Dichtung Frieden,
Der Dichtung zaubervolle Glut umfah'n.

Es war ein hohes heiliges Empfinden,
Ein Saitenklang in sanfter Harmonie,
Wie Engelshauch und himmlisches Verkünden,
Als mich dein Strahl durchzückt', o Poesie!

So innig, selig waren wir verbunden,
Wie Liebende vereint ein süßer Schwur,
Du bliebst mir treu in froh' und trüben Stunden,
Und wo ich war, da war auch deine Spur.

Oft lagen wir im Dunkel grüner Bäume,
Wenn Morgenroth vergoldet' Berg' und Thal,
Oft schwebten wir empor in jene Räume,
Wo Gletscher glüh'n im letzten Abendstrahl.

Oft wenn ich einſam ſaß im ſtillen Zimmer.
In Schmerzes Wucht erlag mein armes Herz,
Da haſt du tröſtend, engelsmild wie immer,
Gelöſt in ſanfte Wehmuth meinen Schmerz.

Auch jetzt, wo ich in meiner Lieben Kreiſe
Wohl ſelten meiner Freundin denken mag:
Nah'ſt du mir oft und mahnſt mich ernſt und leiſe
An jenen erſten ſchönen Frühlingstag!

Und wieder ſtrömt ein heiliges Empfinden
Durch meine Bruſt in ſanfter Harmonie,
Und lauter tönt's wie himmliſches Verkünden
Daß ich dir treu, du heil'ge Poeſie!

Treu auf der Flur, der zarten Blümlein Wiege,
Auf luft'ger Alp' umglüht vom Morgenroth,
Treu, wenn der Siegsgott ruft zum Kampf und Siege
Im heißen Schlachtgewühl, treu bis zum Tod!

So treu in frohen und in trüben Stunden,
Wie Liebende vereint ein ſüßer Schwur,
So innig, ſelig bleiben wir verbunden,
Und wo ich wandle — iſt auch deine Spur!

Lieder von Alex. Patuzzi.

1.

Am Abend.

Sende deine Engel nieder,
Wo dein Vaterauge wacht,
Daß mit glänzendem Gefieder
Sich erhellt des Lebens Nacht.

Laß in sanften Melodieen
Unſ'res Herzens Töne ſchweben;
Laß nicht unſ're Bruſt durchziehen
Wilder Stürme rauhes Leben.

Wenn in Nacht die Stunden trüben,
Sende deiner Güte Licht;
Lehre deine Kinder lieben,
Daß der Haß im Buſen bricht.

Will ein Menſch in Qualen enden,
Winkt ihm nimmer mehr die Ruh',
Dann magſt du den Tod ihm ſenden,
Drücke ihm die Augen zu.

Laß die Hoffnung ihn umwehen!
Wenn ſein Herz im Scheiden bricht,
Und zum frohen Auferſtehen
Leuchte ihm dein ew'ges Licht.

2.

Auf der Alpe.

Nach den Wolken, nach den Sternen
Steh' ich hier, und ſchau zurück,
Wo in weiten, weiten Fernen
Weilt der Thäler ſtilles Glück.

Immer kälter wird die Höhe,
Jede Blume iſt verblüht;
Kalt iſt es, ſo nah der Sonne,
Die im Thale ſegnend glüht.

Will der Geiſt ſich ſtolz erheben,
Wird er ewig einſam ſteh'n;
Kalt umfaſſet ihn das Leben,
Rauhe Stürme ihn umweh'n.

In dem Thale bei den Brüdern
Fühlt sich reich die Menschenbrust
Und es tönt in süßen Liedern:
Glaube, Hoffnung, Liebesluſt.

Gedicht von C. Cerri.

Das Geſetz des Schmerzes.

Wir alle weinen! — alle
Sind wir dem Schmerz geboren;
Dort ſitzt in ſtolzer Halle
Betrübt und traumverloren
Still eine Braut und — weint,
Und weint ob auch im Glanze
Von einem Myrtenkranze
Ihr junges Haupt erſcheint.

Wir alle weinen — Thränen,
Sie zeichnen unſ're Züge,
Es weint im dunklen Sehnen
Das Kind ſchon in der Wiege,
Und ſelbſt das Roſenblatt,
Das nur mit Falten ſpielet,
Wacht morgens auf, und fühlet,
Daß es auch Thränen hat.

Seht dort in blauer Ferne
Das Wölklein weiter fliehen,
Wie möcht' es doch so gerne
Zum Born des Lichtes ziehen:
Es jagt dahin und sucht
In niegestilltem Triebe
Das Märchen seiner Liebe,
Die Sonne auf der Flucht.

Umsonst! durch jene Leere
Entflieht sie, bis am Abend
Dem perlenreichen Meere
Als Braut sie naht, sich labend
In heißer Wollustglut;
Da bleibt das Wölklein stehen,
Will sie erröthen sehen
Vor seiner Thränen Flut.

In unsren tiefsten Tiefen
Ragt auch ein solches Drängen
Und immer ist's als riefen
Mit wunderbaren Klängen
Uns Stimmen kühn und wild;
Es lockt der Wahrheit Quelle,
Und scheint uns nah' die Stelle —
Vergeht das Zauberbild.

Doch nimmer ruht im Streben
Das menschliche Verlangen,
Es will — ein Gott — im Leben
Die Ewigkeit umfangen

Von was noch ist und war:
Es achtet keine Schranke
Der menschliche Gedanke,
Ein kühner stolzer Aar.

Auf seinen Riesenschwingen
Dringt er hinauf zur Sonne,
Will Zeit und Raum bezwingen
Und schwelgen von der Wonne,
Die nur für Götter da;
Und soll der Adler sterben,
Und soll er auch verderben —
So sei's der Sonne nah!

Doch plötzlich stürzt er nieder
Von einem Sturm getroffen,
Zum Staub der Erde wieder;
Dahin sein stolzes Hoffen,
Dahin als leichter Schaum:
Der Schleier ist zerrissen,
Und seine Thränen flossen
Ihm nach dem schönen Traum.

Das Weltall wollt' er fassen,
Es an die Brust zu pressen:
Nun steht er da verlassen,
Verflucht und vergessen,
Die Welt um ihn — ein Grab.
Da mag er gerne lauschen
Den Wellen, die da rauschen,
Sie locken ihn hinab.

Was soll denn auch auf Erden
Ein Menschensein, wo Tausend
Geweckt derselben werden
An einem Tag, wo brausend
Geschlechter nah'n und flieh'n?
Heut' blühen Völker — morgen
Hält sie das Grab verborgen,
Wo neue drüber zieh'n.

Künſtlerſchickſale.

Novellete

von

Dr. August Schilling.

Vergang'nes Leid muß Wohlſein fühlen lehren.
Wer nie gedarbt, iſt ohne Freude reich.
Haller.

Der junge Maler Anſelm war ein armer Schlucker. Hätte er fleißig porträtiren gelernt, wäre er ein wohlhabender Mann geworden; denn Niemand beſitzt ſo wenig Eitelkeit, daß er nicht ſeine geiſtreiche Stirne und ſeine vielſagenden Blicke gerne abgebildet ſehen möchte und kein Menſch, weder Mann noch Weib, iſt ſo häßlich, daß er nicht gewiſſe geheime Schönheiten an ſeinem Geſichte entdeckte. Das bringt Brot und gute Nahrung läßt das Leben leichter ertragen.

Oder hätte Anſelm Thierſtücke für Liebhaber gemalt, einen Papagei, einen Pintſch, einen engliſchen Vollblutrenner, oder ſogenannte Stillleben und Genrebilder, als da iſt: ein Glas Bier und ein Stück Emmenthalerkäſe daneben, einen todten Schnepfen, eine mittelalterliche Sackuhr

und eine Portion Kalbsbraten, — das hätte auch noch seine Verehrer gefunden; denn in jedes elegante Appartement hängt man Bilder mit reichen Goldrahmen, — was sie vorstellen ist am Ende einerlei.

Aber Anselm malte Geschichte. Nicht nur, daß diese Kunst in politischer Beziehung sehr verfänglich ist, so findet sie sehr wenig Abnehmer, weil sie zu erhaben ist und überdies braucht man dazu viele Leinwand, viele Farben, viel Zeit und nebstbei auch etwas Wissenschaft, d. h. mehr Wissenschaft als Leinwand, Farben und Zeit. Die Studien hatte Anselm allerdings, er war ein durchgebildeter, kenntnißreicher und in der Geschichte vielseitigbewanderter junger Mann; — dafür aber fehlte es ihm an allem Uebrigen.

Anselm hatte für zweiunddreißig kleine Copien des »Ueberganges der Israeliten durch das rothe Meer,« welche er für einen Kirchenbilder-Trödler fabriksmäßig angefertigt hatte, ein kleines Sümmchen erworben. Mit diesem Sümmchen wollte er lange, lange Zeit auskommen und einmal etwas Ordentliches leisten, ganz nach seiner Lust und Liebe, ein großes Historienbild; daran wollte er Monate lang malen, unbekümmert ob es Käufer fände oder nicht; denn zur rechten Kunst gehört immer ein sorgenfreies unbekümmertes Gemüth.

Da saß er denn mitten im Jänner in seinem kalten Kämmerlein; denn Anselm vergönnte sich aus Besorgniß, mit dem Sümmchen nicht auszulangen, keinen warmen Ofen; die Schneelichte prallte so hell an den geweißten Wänden seiner Stube zurück, daß er sich kein besseres Licht wünschen konnte, nur der Pinsel vibrirte zuweilen in seiner oft vor Kälte zitternden Rechten. Aber dann durfte Anselm nur aufspringen und zum Fenster eilen, um an jenem des gegenüberstehenden Hauses einen geliebten weiblichen Kopf zu sehen, so rieselte augenblicklich eine süße, wohlthuende, vom Her-

zen ausströmende Wärme durch alle seine Glieder und belebte Anselms kunstfertige Hand wieder bis zu den Fingerspitzen.

Zwar hatte ihn das Glück noch nicht so weit begünstigt, daß der junge Maler mit dem Gegenstande seiner Sehnsucht sprechen durfte, aber das engelschöne sanfte Antlitz des Mädchens, das tagelang im Fenster lehnte, um nach ihm herüberzusehen, entschädigte ihn durch den Anblick allein vollkommen für manche Entbehrungen, welche er sich auflud, um zu seinem Ziele zu gelangen und das Bild zu vollenden. Die Liebe ist bekanntlich sehr billig zu fristen, sie nährt sich von Wünschen, Sehnsucht, Seufzern und Thränen. So billige Waare kann ein junger Künstler gut brauchen. Unser Anselm quartirte also die Liebe zu dem holden Mädchenkopfe vis-à-vis förmlich in sein Herz und in sein Atelier ein, sie ersetzte ihm die Ofenwärme, den Braten und Champagner und dabei gedieh sein Kunstwerk vortrefflich.

Das Bild müssen wir doch auch mit ansehen. Es stellte vor: »Hero an der Leiche Leanders« nach Schiller's Ballade. — Anselm hatte sich so tief in den wilden, rasenden Schmerz Hero's hineingedacht, wie sie die Leiche des Geliebten von den treulosen Wogen des Hellesponts ausgeworfen wiederfindet, er war so innig durchdrungen von der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, daß schon die ersten skizzirten Elemente des werdenden Bildes Geist, Gemüth und eine echte Künstlernatur verriethen.

»Gesetzt den Fall,« dachte Anselm, »das Mädchen da drüben liebte mich zum Sterben, und ich sie gleichfalls — und wie weit haben wir denn noch bis dahin? — Ist es nicht genug, daß wir uns an einander nicht satt sehen können? — Gesetzt also den Fall! und ich schwämme alle Nacht durch diese »hohle Gasse« — d. h., wenn sie mit Wasser angefüllt wäre, wie die Canäle Venedigs, zu ihr hinüber, und nun verlöschte einmal das Licht an ihrem Fenster, ich ginge

unter und ſie fände mich des andern Tages todt an der Schwelle ihres Hauſes liegen, welches Gemiſch von Jammer, Vernichtung des Liebesglückes, Troſtloſigkeit und Verzweiflung würde ſich in ihren Zügen malen! Wie würde ſie mit Küſſen mein bleiches Angeſicht bedecken und zum Leben zurückzurufen ſuchen, wie würde ſie zweifelnd und mit bebenden Händen die naſſen Haare aus meinen Wangen ſtreifen, um ſich ſelbſt zu belügen, ich ſei es dennoch nicht, es ſei ein fremder Unglücklicher, der todt in ihren Armen ruht!« — Schauder durchrieſelte Anſelms Rücken, er ſprang auf und lief zum Fenſter, um ſich der Geliebten zu zeigen, daß er noch lebe und ſie lächelte dankbar für die freundliche Erinnerung zu ihm herüber.

Das ſind ſo die ſtillen Leiden und Freuden des Künſtlerlebens. Indeß zuweilen, wenn Anſelm ausruhend die Palette aufs Knie ſinken ließ und ſein Bild von verſchiedenen Seiten prüfend betrachtete, da fiel es ihm bei, daß es doch nicht ſo bleiben könne, daß er ſich doch erkundigen müſſe, wer denn das holde Mädchen ſei und ob ſie denn wirklich auch ſo ſchön wäre, wie ſie ihm durch vier geſchloſſene Glasfenſter vorkäme; denn Anſelm war in allem Ernſte etwas kurzſichtig und hatte ſchon manches Mädchen, das häßlich wie die Nacht war, für recht niedlich angeſehen und einmal ſogar auf einer Landpartie im Sommer von einer Anhöhe herabkommend den Kirchthurm im Thale, der allmälig emportauchte, für eine alte Bäuerin mit einem rothen Umhängetuch gehalten, die ihm entgegen käme. — Das peinliche Gefühl der Ungewißheit quälte Anſelm ſo lange, bis er endlich Gelegenheit fand, mit dem Portier des glücklichen Hauſes zu ſprechen, das in ſeinen Mauern den koſtbaren Schatz, ſeine unbekannte Angebetete bergen durfte.

Einige Maravedis und Doublonen, jedoch nur in Geſtalt von beſcheidener kleiner Münze, welche Anſelm

seufzend dem edlen Zwecke opferte, machte den Pforte bewachenden, verschmitzten Cerberus geschmeidig und beredt, und Anselm erfuhr bald, daß das Mädchen Cöleſtine heiße, eine Waiſe und Mündel eines ſehr ſtrengen, geizigen und widerwärtigen Vormundes ſei, ſelten und nur unter argusähnlicher Bewachung ausgehen dürfe und ihr ſchönes junges Leben wie eine Kloſternonne vertrauern müſſe. Anſelm entſchloß ſich zu einer brieflichen Anknüpfung der Liebesbande und bald war durch die aufopfernde hausmeiſterliche Bereitwilligkeit die zärtlichſte und gefühlvollſte Correſpondenz im lebhaften Gange.

Nichtsdeſtoweniger aber währte die Coketterie durch die Fenſter fort und ſo ſtörte kein unangenehmer Zwiſchenfall die geheim lodernde Leidenſchaft Anſelms und Cöleſtinens, welche vollends den Zenith des beiderſeitigen Glückes erreicht haben würde, wäre es ihnen nur einmal gegönnt geweſen, zuſammen zu kommen. Zum Glücke aber beſitzen Künſtler eine glühende und lebhafte Phantaſie und zum Glücke wich die, wie es ſchien, bis über die Ohren verliebte Cöleſtine den ganzen Tag über nicht vom Fenſter und ging beinahe gar nicht mehr aus, nur um beſtändig nach Anſelms Fenſter blicken zu können — und ſo war beiden Theilen geholfen, denn auch Anſelm wollte durch eitles Promeniren die koſtbare Zeit, die er zur Vollendung ſeines Gemäldes bedurfte, eben nicht gerne verlieren.

Unter dieſer Geſtaltung der Dinge kam der intereſſante Moment der Kunſtausſtellung heran. Anſelms Herz pochte Tag und Nacht ungeſtüm, ſein Bild nahte dem letzten Pinſelſtriche, es ſollte nun hinauswandern in die fremde Welt, die gerne mit ſcharfer kritiſcher Lauge die Flecken und Fehler der Kunſtwerke in ihre Beize nimmt, hinaus unter die Baſiliskenblicke der eiferſüchtigen, ſchadenfrohen, neidigen Kunſtcollegen, hinaus aus dem heimlichen Stübchen, wo es frei-

lich zwiſchen vier kahlen Wänden das werthvollſte Kunſtwerk war, in die Reihe der eminenteſten Leiſtungen der Künſtler erſten Ranges des In- und Auslandes. Bebend vor Angſt hob es Anſelm von der Staffelei, als der Vergolder den Rahmen brachte, deſſen Koſten der Künſtler freilich noch nicht ſogleich erſchwingen konnte; indeſſen hoffte er das Bild doch an Mann zu bringen und dann war ja alles gut!

Aber es galt ein viel größeres Opfer zu bringen, als das, ſeine Kunſtleiſtung der Kritik der Oeffentlichkeit zu unterziehen. Dieſes Opfer beſtand darin, für mehrere Tage, vielleicht auch Wochen, aus dieſem Zimmer, von dieſem Fenſter zu ſcheiden. Es galt, die geliebte Cöleſtine zu verlaſſen, welche ſo gewohnt war, den Anbeter am Fenſter zu ſehen und deren Anblick wiederum Anſelms Gemüth erheiterte, erhob, mit ſüßen Hoffnungen erfüllte und beſeligte. Anſelm lief zum Fenſter, er nahm diesmal ſein Glas, öffnete trotz der winterlichen Kälte das Fenſter und erhob ſein Auge liebevoll nach »jenſeits,« d. h. nach Cöleſtinen am jenſeitigen Fenſter.

Ach diesmal ſaß ſie abgekehrt von Anſelm, als wäre ſie müde geworden des ewigen nutzloſen Herüberblickens, ſo daß er ſie nur von der Seite betrachten konnte. Er huſtete, nieſte, pfiff, ſummte, ſang, winkte mit dem Schnupftuche — vergebens — Cöleſtine blickte nicht um, es gab dem Liebenden einen tiefen Stich in ſein gekränktes Herz. Nur der Gedanke, daß vielleicht der tyranniſche Vormund eben im Zimmer verweile, wo ſie ſaß, und daß ſie deßhalb keinen Blick herüber wage, konnte Anſelm etwas beruhigen. Aber auch die Seitenanſicht des ſchönen Mädchens befriedigte des Malers Fantaſie vollkommen.

Eine Fülle reicher blonder Locken drang unter einem niedlichen Spitzenhäubchen üppig ſchwellend hervor und der Schnee auf Nacken und Hals, die blühenden Roſen der Wan-

gen schienen dem Künstler in ein harmonisches Farbenspiel zusammengestellt, das seinen Kennerbegriffen als Maler und Liebhaber vollkommen entsprach. Schweigend warf Anselm der Geliebten eine Unzahl Küsse zu und hörte mit diesem lebhaften Mienenspiele erst unwillig auf, als er bemerkte, daß ein Rudel muthwilliger Gassenjungen ihn bereits die längste Zeit angaffte und seine zärtlichen Pantomimen unter diabolischem Gelächter nachzumachen versuchte. Anselm schloß eiligst das Fenster, hinterließ ein billet doux an Cölestinen und begab sich mit seinem Bilde in die Kunstausstellung.

Anselms Kunstwerk zog die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich. Obschon die älteren Maler und Professoren achselzuckend daran vorübergingen, den Himmel zwetschkenblau und das Meer erbsengrün nannten, obschon Einer fand, daß die Hero, welche ein weißes Band auf der Stirne trug, aussehe wie ein Firmling, und der Andere meinte, der todte Leander hätte eine frappante Aehnlichkeit mit einem Kellner vom »wilden Mann;« — obschon diese die »Conception, Illumination, Interpretation und Constellation« übel deuteten, und Jene, die »Natur, Coloratur, Architektur und Lazur« verdammten, so gab es doch immer ein großes Gedränge vor dem Gemälde und besonders die feinfühlende und immer richtig urtheilende Frauenwelt fand an demselben viele verborgene Schönheiten und namentlich in der Darstellung der Leidenschaft die höchste Wahrheit ausgeprägt, in dem Ausdrucke der verzweifelnden Liebe das Höchste erreicht.

Sei es, daß eine solche geheime weibliche Gönnerin im Spiele war, oder daß das Bild wirklich einigen Kunstwerth hatte, — kurz ein russischer Graf kaufte das Gemälde von der Wand weg um tausend Silberrubel.

Anselm traute seinen Ohren kaum. — Einen so

glücklichen Erfolg seines ersten historischen Versuches hätte er sich nicht im Traume beifallen lassen.

Die tausend Silberrubel verschafften ihm plötzlich die Achtung seiner Collegen. Alles drängte sich um ihn, schüttelte ihm die Hände und beglückwünschte ihn. — Nun war der Himmel wundervoll durchsichtig, das Meer naturgetreu, die Hero eine junonische Gestalt, der Leander ein sterbender Held, die »Conception« höchst intelligent und die »Coloratur« ergreifend schön. Anselm aber fand in seinem Glücke vorläufig nur die Silberrubel ergreifend schön, ergriff sie mit beiden Händen und eilte damit nach Hause.

Nun konnte er auftreten, nun konnte er Cölestinen rund herausbegehren; denn ein Maler, der mit einem einzigen Bilde 1000 Rubel verdient, kann schon mit einem Vormunde, der vielleicht nichts verdient, als um ein schönes Mündel geprellt zu werden, ein paar ernste Worte sprechen.

Als Anselm, stolz wie ein König, unter die Thorhalle des Hauses trat, in welchem seine Geliebte wohnte, die er heute unter den glücklichsten Umständen der Welt zum ersten Male sprechen sollte, nämlich, um sogleich auch ihre Hand zu erbitten, schlug sein Herz hörbar. Er wußte nicht, sollte er dem Portier um den Hals fallen, oder ihm den glänzendsten aus den tausend Silberrubeln, den er zufällig bei sich hatte, in die Hand drücken. Indessen faßte er sich, fragte umständlich nach der Wohnung des »hartherzigen« Vormundes (man sieht, daß auch diese Species nicht aus dem üblichen Genus der Vormünder schlug) und schritt festen Fußes als artifex laureatus die Treppe hinan, brachte es aber dennoch nicht übers Herz, anders als sehr bescheiden und submiß an der Glocke zu ziehen; denn so sehr nistet sich die Demuth eines jahrelang von Armuth gedrückten Gemüthes in die menschliche Seele, daß sie zuletzt selbst im

Glücke nicht wagt, mit Sicherheit und kühner Männlichkeit aufzutreten.

Eine alte, taube und klapperdürre Magd öffnete, fragte nach des Herrn Begehr und ließ endlich, nicht ohne mancherlei Querfragen und Hin- und Widerreden den Fremden in das Heiligthum des Himmelreiches eintreten, in welchem Anſelm gleiche Luft mit der Angebeteten athmen ſollte.

Da ſaß er, der Drache, der Moloch, das Monstrum ingens, das Ungethüm, der Lindwurm, den Anſelm mit dem Speere ſeiner tauſend Silberrubel erlegen wollte — der Tyrannenvormund, der Rabenvater — bei Tiſche, es war eben Mittag, und er zerfleiſchte mit mörderiſcher Luſt einen geſchoppten Kapaun. Das Männchen ſah dabei recht freundlich und vergnügt drein. An ſeiner Seite aber unterhielt ſich ein kleines, etwa fünfzehnjähriges, mageres und rothhaariges Mädchen damit, einen Häuptelſalat mit den Fingern anzumachen.

Der Vormund empfing den fremden Herrn ſehr artig, rückte ihm einen Stuhl zum Tiſche und fragte nach ſeinen Wünſchen.

»Mein Herr!« donnerte Anſelm, den die Höflichkeit des Mannes einen Augenblick verdutzt gemacht hatte, der aber bald ſeine Faſſung wieder gewann und nun energiſch auftreten zu müſſen glaubte. »Mein Herr! ich bin der Maler Anſelm, der heute für ein Hiſtorienbild tauſend Silberrubel zum Preiſe erhielt, ich bin Künſtler, mein Herr, im vollſten Sinne des Wortes, mit Leib und Seele: Künſtler! Sie begreifen, daß ich eine Frau wohl ernähren kann!«

Der Vormund machte große Augen.

»Ich erſuche Sie daher,« ſetzte Anſelm fort, »mich nicht durch lange Widerreden entmuthigen zu wollen; Ihr

Mündel liebt mich zärtlich — ich liebe sie wieder — und bitte um ihre Hand!«

»Mein Mündel? — das Kind — die kleine Cöleſtine da?«

Die Kleine ſchlug erröthend die Augen nieder.

»Ja wohl, Cöleſtine heißt ſie, aber dieſes Kind iſt es nicht. Es iſt eine große, ſchöne, blühende Jungfrau mit blondem Haare. Wo iſt ſie, daß ich ihr zu Füßen ſtürze und meine Liebe betheuere? Führen Sie mich zu ihr!«

Der Vormund riß die Augen noch einige Linien über die Möglichkeit auf. »Ich verſtehe Sie ganz und gar nicht, mein Herr. Ich habe kein anderes Mündel, als dieſes arme Kind, Cöleſtine, die ich liebe, wie meine eigene Tochter, ſie iſt zwar nicht ſchön, aber ſehr, ſehr brav. Was Sie indeſſen vom Heiraten ſprechen, damit hat es ſeine guten Wege, damit fragen Sie in 4 bis 5 Jahren an, wenn Ihnen das Kind ſo wohl gefällt, — für jetzt iſt es noch viel zu jung dazu, denn mit 15 Jahren heiraten höchſtens die Weiber bei den Zigeunern und Botokuden, aber nicht bei den civiliſirten Völkern in Europa!«

»So!« ſtammelte Anſelm verblüfft. »Von wem ſind denn dieſe Briefe dann, voll Zärtlichkeit an mich geſchrieben? — Und wer war das ſchöne blonde Mädchen, das tagelang bei Ihren Fenſtern ſtand und zu mir herüber blickte?«

»Die Handſchrift dieſer Briefe kenne ich nicht. Auch iſt es nicht die von Cöleſtinen. An meinen Fenſtern ſteht aber den ganzen Tag Niemand. Viſitiren Sie ſelbſt meine Wohnung und überzeugen Sie ſich!«

Ein Gedanke fuhr blitzſchnell durch Anſelms Kopf. Er ſtürzte fort und in ſeine Wohnung. Hier angelangt, eilte er zum Fenſter, riß die Flügel auf und blickte hinüber, da ſtand die holde Jungfrau mit den Roſenwangen am Fenſter

gegenüber und lächelte ihn an. In dem Augenblicke öffnete auch der Vormund sein Fenster hart neben jenem, an welchem die Dame stand. — »Da ist sie,« schrie Anselm laut über die Gasse, »sie steht am Fenster neben dem Ihrigen. Guten Tag, mein holder Engel!«

Der Engel blieb unbeweglich, der Vormund aber legte sich mit dem Oberkörper hinaus und rief lachend: »Das ist ja die Modenpuppe von meiner Nachbarin, der Modistin!«

Anselm war wie vom Donner getroffen! — Er zitterte vor Scham und Aerger. So geht es, wenn man kurzsichtig und — verliebt ist. Aber Anselm hätte sich trösten sollen, denn wenn auch nicht alle Kurzsichtigen verliebt sind, so sind doch gewiß alle Verliebten kurzsichtig!

Anselm lief zu dem Vormund hinüber und bat ihn vielmals um Entschuldigung wegen seines Irrthums. »Wer aber hat diese Briefe geschrieben?« fragte er noch einmal beschämt.

»Vermuthlich die lustigen Lehrmädchen der Modistin im geheimen Einvernehmen mit dem Hausmeister, der indeß den albernen Spaß theuer büßen soll. Denn da ich zufällig dieses Haus, welches meiner kleinen Cölestine als ihr zugefallenes Erbtheil gehört, zu verwalten habe, so werde ich ihn davonjagen!«

Anselm warf einen Blick auf Cölestinen und bemerkte, daß das Mädchen gar nicht so übel sei, einen so mächtigen Eindruck machte deren Eigenschaft als Hausbesitzerin auf den vor Kurzem noch so armen Malet.

Es stellte sich nun heraus, daß der kurzsichtige Maler wirklich den Marchande-Mode-Mädchen zur Zielscheibe ihres Witzes gedient hatte, welchen er jedoch durch seinen ersten zärtlichen Brief an die Modepuppe selbst hervorgerufen hatte. Der Portier, von den Mädchen bestochen und längst schon dem etwas ökonomischen Hausverwalter feindlich gesinnt,

half den Spaß fortsetzen und so trieben die »lustigen Weiber von Windsor« ungestört ihr Spiel fort, bis zu dem Augenblicke, wo Anselm selbstthätig auftrat, und — wie wir sahen — das Gewebe dieser Fastnachtsintrigue zerriß, die auf seine Kurzsichtigkeit und Verliebtheit berechnet war.

Der Vormund wollte anfänglich der Modistin einen Hauptsturm machen, der mit der beschleunigten und wenn nothwendig — auch gewaltsamen Entfernung dieser Partei endigen sollte, aber Anselm bat für sie und respective deren muthwillige Lehrlinge, welche den Scherz wahrscheinlich ohne Mitwissen der Gebieterin ausgeführt hatten; — er bat für sie — weniger aus Mitleid, als aus Scham und Besorgniß, der ihm gespielte Streich würde dann erst recht die Runde in der ganzen Stadt machen und eine Unzahl Lacher auf die Seite der verschmitzten Modistinnen bringen. Vielmehr bat Anselm, um der Sache eine gütliche Färbung zu verschaffen und Alles wieder in das rechte Geleise zu bringen, daß er seine Besuche fortsetzen dürfe.

Der Vormund aber war es nicht allein, welcher herzlichen Antheil an dem Schicksale Anselms nahm, sondern auch die kleine Cölestine, die ein recht herzliebes, sanftes, gutes Mädchen war, fand Wohlgefallen an dem talentbegabten Kunstjünger und, daß wir die Sache kurz erzählen, nachdem Anselm seine Besuche, die immer häufiger wurden und besonders Abends, wenn er die Palette aus der Hand gelegt hatte, sich in die Länge zogen, ein paar Jahre fortgesetzt, — stellte es sich heraus, daß das junge Pärchen in allem Ernste in einander verliebt war und der »Tyrannen«-Vormund nahm keinen Anstand, seinen aufrichtigen Segen zu ihrer Verbindung zu ertheilen.

So hilft oft ein alberner Spaß zu einem guten Ende und wir können dem verehrten Leser zu seiner Beruhigung melden, daß aus der kleinen magern Cölestine gegen-

wärtig eine recht ſtattliche runde Frau geworden iſt, die ihrem Gatten ſchon öfters zu ſeinen ſchönſten Grazien Modell ſaß.

Aus dem furchtſamen, armen, kurzſichtigen Maler iſt aber ein ſelbſtbewußter, tüchtiger Künſtler und Hausherr hervorgegangen, der gute Brillen trägt, mit denen er genau einen Kirchthurm von einer alten Bäuerin zu unterſcheiden im Stande iſt. — Tempora mutantur et nos mutamur in illis.

Inhalt.

Seite

Widmung. Von Friedrich Steinebach V

Erklärung der Stahlstiche.

Vor dem Bilde Ihrer Majestät Josephine, Königin von Schweden und Norwegen VII
Vor dem Bilde Ihrer Kaiserlichen Hoheit Maria Nicolajewna, Herzogin von Leuchtenberg, Großfürstin von Rußland IX
Die Himmelspförtnerin XI
Marion XII
Naturfriede XIII

Erzählungen und Novellen.

Bauernfeld, Studien 1. Die Mäcene 59
— — 2. Geht mir aus der Sonne! ... 61
— — 3. Deutscher Styl 62
— — 4. Mensch und Geldmensch 64
Hannusch (J. J.), Nur Mahal 247
Labrès (Rudolph), Der Teufelsstein zu Mödling 284
Nassow (Clara von), Jacob Rubens 72
Nemekházy (Josephine v.), Erzählung für Dämmerstunden 227
Schilling (Dr. August), Künstlerschicksale 316
Steinebach (Friedrich), Ein verschwendetes Leben 1
Stelzhammer (Franz), Ziffer 12 209
Vogl (Carl Theodor), Leidenschaften 163

Gedichte.

	Seite
Castelli (J. F.), Auf der Eisenbahn	222
— — St. Odilo	224
Cerri (C.), Das Gesetz des Schmerzes	312
Grillparzer (Franz), Wanderscene	239
Grün (Anastasius), Eine Begegnung	160
Halm (Friedrich), Rathschlag	282
Hirschberg (Adolf), Der Traum der Bettlerin	205
Körber (Philipp v.), An die Poesie	307
Kuttor (Julius), Der Zehn-Ringthurm zu Wertheim	280
Metzerich (W. v.), Die erste und letzte Täuschung	244
Patuzzi (Alex.), 1. Am Abend	309
— — 2. Auf der Alpe	310
Prechtler (Otto), Schwingt den Hammer	277
Redwitz (Oscar v.), Waldromanze	203
Rick (Carl), 1. Blüthen-Zuflucht	69
— — 2. Trost	70
— — 3. Blümchen am Hag	70
Seidl (Joh. Gabriel), 1. Männerschwur	217
— — 2. Das Amt der Priesterin	219
Scheda (J.), Das Schützenkreuz am Traunsee	240
Vogl (Dr. Joh. Nep.), 1. Zwei Sylvesternächte	52
— — — — 2. Von der Himmelspförtnerin	54
— — — — 3. Die Draudel von Gosau	57

Gedruckt bei L. Sommer in Wien.

55664903